

Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **36 (1977)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besprechungen – Comptes rendus

ROBERT MARTIN, *The French Contribution to Modern Linguistics: Theories of Language and Methods in Syntax*, Metz 1975, 94 p. (*Recherches Linguistiques* [Etudes publiées par le Centre d'analyse syntaxique de l'Université de Metz] 1).

Wie schon aufgrund des Titels deutlich wird, besteht das vorliegende Bändchen aus zwei Teilen: der erste befaßt sich mit Problemen der Sprachtheorie, der zweite mit Fragen der syntaktischen Methodologie. Ursprünglich für einen Band der *Current Trends in Linguistics* über den Strukturalismus in verschiedenen europäischen Ländern vorgesehen, wurden die beiden Teile im akademischen Jahr 1973–74 an der Universität Metz ausgearbeitet. Nachdem der Verleger aufgrund wirtschaftlicher Schwierigkeiten auf die Publikation verzichten mußte, hat nun Robert Martin die beiden Studien vom Französischen ins Englische übersetzen lassen¹ und sie zu einer autonomen Publikation zusammengefaßt², die die neue Reihe des *Centre d'analyse syntaxique de l'Université de Metz* eröffnet³. Dies war umso eher möglich, als die zwei Teile in einem engen Abhängigkeitsverhältnis zueinander stehen: im ersten, fast doppelt so langen Beitrag werden die wichtigsten sprachtheoretischen Ansätze präsentiert, nach denen heute in Frankreich gearbeitet wird, während der zweite Beitrag vor allem die Anwendung dieser Grundlagen auf den syntaktischen Bereich anhand einer Reihe von Beispielen illustriert. Daß der Band trotz dieser doppelten und an sich sehr weitreichenden Zielsetzung so dünn ausfällt, ist nicht nur auf den überblickhaften Charakter der beiden Beiträge zurückzuführen, sondern vor allem auch dadurch bedingt, daß die französische Linguistik bis in die 60er Jahre sich weitgehend theoriefeindlich gab (p. 7): sie ging vorwiegend «pragmatisch» vor; wenn man sich dazu entschließt, nur die theoretischen Grundlagen explizit diskutierende Werke und Ansätze zu präsentieren, ergibt sich daraus automatisch eine starke Begrenzung der möglichen Themen.

Der sprachtheoretische Teil beginnt mit einem Überblick über das, was Martin die «importierten» Theorien nennt. Es ist allerdings schwer verständlich, warum unter dieser Rubrik die vor allem von Durkheim beeinflusste französische «soziologische» Schule von Meillet und Vendryès figuriert (p. 9 ss.). Diese mit einem rein historischen Systembegriff (System = Korrespondenzen zwischen zwei verschiedenen Sprachzuständen) arbeitende Forschungsrichtung sucht einerseits nach pandiachronischen Gesetzen und will andererseits die sprachliche Entwicklung (und insbesondere die Wortgeschichte⁴) in Relation zu den

¹ Eine Übersetzung ins Englische war zweifellos sinnvoll, kann doch so ein größerer Leserkreis und vor allem auch das anglo-amerikanische «Publikum» angesprochen werden.

² Ein anderer, ursprünglich für den erwähnten Sammelband vorgesehener Beitrag ist inzwischen ebenfalls erschienen: R. AMACKER, *L'influence de Ferdinand de Saussure et la linguistique générale d'inspiration saussurienne en Suisse (1940–1970)*, *CFS* 30 (1976), 71–96.

³ Weiter ist inzwischen als zweiter Band erschienen: *Actes du colloque «Modèles logiques et niveaux d'analyse linguistique»* (Metz, novembre 1974), Metz 1976.

⁴ Die weitgehende Beschränkung des soziologischen Ansatzes auf die Wortgeschichte erklärt sich vor allem daraus, daß sich nur im Bereich des Lexikons soziale Faktoren mehr oder weniger direkt auswirken.

sozialen Gruppen darstellen. Die Methode hat vor allem darin ihre Grenzen, daß sie nur den extralinguistischen Faktoren der sprachlichen Entwicklung nachgeht und die system-internen Dynamismen vollkommen vernachlässigt. Höchst mangelhaft ist auch die Saussure-Rezeption – und dies, obwohl Meillet nicht müde wird, seine Bewunderung für seinen Lehrer zum Ausdruck zu bringen – aber diese Bewunderung gilt dem *Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes*, und nicht dem *Cours*, dessen Bedeutung gründlich verkannt wird. Eine ähnliche Verkennung von Saussures Leistung kennzeichnet auch Meillets bedeutendste Schüler: Benveniste in beschränktem Umfang, Cohen dagegen sehr stark. – «Importiert» ist dagegen sicher der primär von Martinet und Gougenheim, später von Mounin, Mahmoudian usw. vertretene Funktionalismus, der direkt auf den Prager Strukturalismus zurückgeht (p. 13 ss.). Ausgehend von der Annahme, die Sprache habe primär kommunikative Funktion⁵, wird in erster Linie auf das Relevanzprinzip abgehoben. Bei einer derart realistischen und objektiven Art der Sprachbetrachtung kann es nicht erstaunen, daß die Funktion gegenüber der Struktur bevorzugt behandelt wird, Universalien (und vor allem der universalistische Binarismus à la Jakobson) abgelehnt bzw. als marginal betrachtet werden (Universalien können nach Martinet *per definitionem* keinen funktionellen Charakter haben) und eine physikalische Beschreibung der distinktiven Züge abgelehnt wird (denn die minimalen Kontraste variieren je nach Situation, Kontext usw.). – Im Gegensatz zum Funktionalismus war dem amerikanischen Strukturalismus vor den 60er Jahren kein großer Erfolg beschieden (p. 18 ss.), ganz im Gegenteil: Cantineau, Pottier, Mounin, Benveniste haben diese «enthumanisierte Linguistik» einer z.T. äußerst scharfen Kritik unterzogen. Erst die *Grammaire structurale du français* von J. Dubois (3 vol., Paris 1965–69) brachte einen späten französischen Reflex des Distributionalismus; ihr folgten wenig später die Studien zur Verbalsyntax von M. Gross (1968) und die Analyse der Pronomen *y* und *en* von J. Pinchon. Im Gegensatz zum Distributionalismus hat sich das Standardmodell der generativen Transformationsgrammatik auf breiter Basis durchgesetzt; als Wegbereiter haben hier vor allem die Arbeiten von N. Ruwet, J. Dubois und F. Dubois-Charlier gewirkt (p. 21 ss.).

Die Bedeutung der erwähnten Ansätze und Arbeiten im Gesamtspektrum der heutigen französischen Linguistik soll keineswegs geleugnet werden; gleichwohl müssen im Rahmen der Themenstellung die genuin französischen Theorien vordringlich interessieren – weshalb ihnen denn auch vergleichsweise bedeutend mehr Raum gewidmet ist. Die erste dieser ausführlicher besprochenen «Eigenentwicklungen» ist die Valenzgrammatik von L. Tesnière (p. 23 ss.), die als Modell für alle nachfolgenden Dependenzgrammatiken gelten kann. Tesnière wollte eine *syntaxe générale* schaffen, in deren Zentrum das Verb steht, dem alle übrigen Satzpositionen (Aktanten und Zirkumstanten) untergeordnet und aufgrund von *Konnexionen* verbunden sind. Das Geflecht dieser Abhängigkeitsrelationen ergibt ein je nach Satztyp verschiedenes Stemma, dessen einzelne Positionen einander hierarchisch zugeordnet sind. Gerade aufgrund dieser hierarchischen Struktur wird bei Tesnière die Syntax autonom und überwindet das Stadium der reinen Morphemsemantik und der auf die Wortfolge beschränkten syntaktischen Fragestellung. Ergänzt wird dieses Modell durch die Translations- und Junktionsbegriffe, die die Phänomene des sprachlichen Kategorienwechsels und der rekursiven Besetzung einzelner Positionen einfangen. – Noch ausführlicher wird der Ansatz von G. Guillaume behandelt (p. 30 ss.), was sich – trotz des steigenden Erfolgs dieses Modells – aus einer gewissen persönlichen Präferenz Martins erklärt. Im Rahmen von Guillaugues

⁵ Im Gegensatz etwa zu DAMOURETTE-PICHON und GUILLAUME, die die expressive Funktion in den Vordergrund stellen – die Autoren des *EGLF* den Ausdruck des Unbewußten, GUILLAUME denjenigen des Denkens.

Ansatz steht eindeutig die semantische Komponente im Vordergrund. Für die Ebene der *langue* nimmt er einen fast vollständigen Isomorphismus von Inhalts- und Ausdrucksebene an (Homonymien und Polysemien werden nur für das Lexikon zugelassen), wobei einem einheitlichen Grundwert auf Systemebene in der Rede jeweils eine unendliche Vielfalt von Nutzwerten entsprechen würde. Dabei wäre die Bedeutung kinetischer Natur; ihre Genese würde jeweils an der im Rahmen der Kommunikation notwendigen Stelle unterbrochen (*saisies, seuils*). Ablaufen würde diese Kinese meist aufgrund eines «bitensiven» Schemas vom Typ *generell*→*partikulär*→*generell*. Zur Illustration dieser Theorie-Elemente skizziert Martin kurz Guillaumes Analysen des Artikelsystems, der Präsenskonstruktion, der Chronogenese und der Inzidenz. Guillaumes Theorie situiert sich prinzipiell auf drei Ebenen: denjenigen der Psychomechanik (allgemeingültige Prinzipien), der Psychosystematik (einzelsprachliche Inhaltsstrukturen [dynamisch]) und der Psychosemiologie (einzelsprachliche Ausdrucksstrukturen). Ein induktives Vorgehen wird von Guillaume ausdrücklich abgelehnt, weil selbst noch so gut beobachtete Fakten immer eine Vielfalt von möglichen Theorien zulassen. Um dies zu vermeiden, arbeitet Guillaume deduktiv und geht von einer «absoluten» Theorie aus, an die primär nur die Forderung gestellt wird, sie müsse der *pensée commune* gerecht werden.

Unter dem Titel *Some new trends* (p. 38 ss.) werden dann einige Weiterentwicklungen von bisher skizzierten Ansätzen präsentiert. Die stark von Tesnière inspirierte Konnexionsgrammatik von J. Fourquet betrachtet ebenfalls das Verb (=Kernteil *K*) als Zentrum des Satzes, löst aber im hierarchischen Bereich Person und Numerus von diesem ab und weist sie dem Satz als Ganzes zu (*CM*=kategoriale Matrix); ähnlich wird mit dem Numerus verfahren, der als Merkmal des (nominalen) Syntagmas (=syntaktisch Gruppe, *SG*) in seiner Gesamtheit aufgefaßt wird. Die rekursiv auftretenden Konnexionen verbinden nun jeweils *K*, *SG*_(1-n) und *CM* untereinander. Fourquet arbeitet ferner auch mit dem Translationsbegriff, wogegen das Problem der Projektion der hierarchischen Strukturen auf die lineare Kette noch nicht gelöst ist. – Der stark praxisorientierte, eklektische Ansatz Pottiers ist nach Martins Auffassung vom dänischen und amerikanischen Strukturalismus, vom Funktionalismus, vor allem aber von Guillaume beeinflusst; von diesem hätte er insbesondere das Postulat eines einheitlichen *signifié de puissance*, das bitensive Schema und den Inzidenzbegriff übernommen; dagegen hätte Pottiers Modell nicht kinetischen, sondern optionellen Charakter. – Kürzer erwähnt werden die Ansätze von Benveniste, Ducrot und Gagnepain. Benveniste vertritt eine (an Meillet anschließende) soziologische Sprachkonzeption, der es vor allem um die Erhellung der Zusammenhänge zwischen Sprache einerseits und Gesellschaft und Kultur andererseits geht und die nicht das Zeichen als solches, sondern nur dessen Bezug zum Referenzbereich als arbiträr betrachtet. Ducrot versucht (vor allem in Anlehnung an Frege und Austin) eine logisch-semantische Theorie aufzubauen und dabei Implikation («rhetorischer» Bereich) und Präsupposition (linguistischer Bereich) voneinander zu trennen. Die «Semiologie» Gagnepains⁶ schließlich hat nichts mit Saussures Semiologiebegriff zu tun; sie stellt vielmehr eine Semantik auf Systemebene dar, die von einem vollkommenen Isomorphismus von Inhalts- und Ausdrucksbereich ausgeht und nur auf das unter umgekehrtem Vorzeichen aus der Phonologie übernommene Kommutationsprinzip abstellt: relevant ist eine Inhaltsveränderung nur, wenn sie eine Ausdrucksveränderung nach sich zieht.

Der zweite Teil, der den Methoden im Bereich der Syntaxforschung gewidmet ist, beginnt mit einem kurzen historischen Überblick über die dominierenden Strömungen seit der

⁶ Da GAGNEPAIN kaum etwas publiziert hat, sah sich MARTIN gezwungen, seinen Ansatz aufgrund von Studentennachschriften und unveröffentlichten Manuskripten darzustellen.

Renaissance (p. 60 ss.). Im 16. Jh. dominiert eine sich auf die «Oberflächenphänomene» beschränkende Strömung, als deren typischer Vertreter Ramus angesehen werden kann; diese Richtung wird im 17. Jh. auch noch von Maupas, Oudin, Chifflet u. a. m. vertreten. Die grammatische Semantik wird in den betreffenden Arbeiten in die Morphologie verwiesen und die Syntax auf eine Darstellung der kombinatorischen Phänomene beschränkt. – Die Grammatik von Port Royal kann als Reaktion auf diese Haltung angesehen werden, versuchen doch Arnauld und Lancelot als erste, eine (logische) Tiefenstruktur zur Oberflächenstruktur in Beziehung zu setzen: Die Syntax ist so nicht mehr auf Probleme der Wortordnung beschränkt, sie liefert vielmehr eine Theorie und Inhaltsbeschreibung der zwischen den Einheiten der linearen Kette bestehenden Beziehungen. Am deutlichsten wird diese Dichotomie im 18. Jh. bei Du Marsais herausgestellt, der zwischen *construction* (lineare Abfolge) und *syntaxe* (hierarchische Ordnung) unterscheidet⁷. Obwohl der Einfluß von Port Royal in der Schulgrammatik bis ins 20. Jh. hinein spürbar bleibt, werden um die Jahrhundertwende Reaktionen gegen diesen Ansatz sichtbar, die vor allem auf die Entwicklung der sich weitestgehend auf Phonetik und Morphologie beschränkenden historischen Sprachwissenschaft zurückzuführen sind. Zwar fehlen in den historischen Gesamtdarstellungen von Diez, Meyer-Lübke und Bourciez mit «Syntax» überschriebene Teile nicht – aber sie beschränken sich im wesentlichen auf die grammatische Semantik.

Auf dieser Reaktion gegen die *Grammaire générale* haben sich schließlich die Ansätze von Brunot und Damourette-Pichon entwickelt (p. 65 ss.). Brunot betont immer wieder, daß die Sprache aufgrund ihrer Historizität inkonsequent, inkonsistent und lückenhaft sei; er wagt deshalb in *La Pensée et la Langue* den Versuch einer onomasiologischen Grammatik, der zwar als beeindruckende konzeptuelle Klassifikation gelten kann, aber an der mangelhaften theoretischen Grundlegung krankt (Brunot klassiert *parole*-Phänomene und nicht *langue*-Einheiten!) und vor allem die Strukturen des Französischen vollkommen verwischt. Darüber hinaus müßte auch noch die permanente Vermischung von synchronischer und diachronischer Betrachtungsweise bemängelt werden. – Damourette-Pichon dagegen verschreiben sich in ihrem *EGLF* einer semasiologischen Grammatik, die die Psychologie als übergeordnete Explikationsebene benutzt; im Vordergrund steht eindeutig die Semantik der grammatischen Einheiten – die Syntax ist nicht wirklich autonom.

Anschließend werden dann die im ersten Teil besprochenen neueren Sprachtheorien in ihrer Anwendung auf den syntaktischen Bereich kurz vorgestellt und mit einigen zusätzlichen Analysebeispielen illustriert (p. 74 ss.): die Dependenzgrammatik aufgrund von Tesnière und Fourquet, der Funktionalismus mit Martinet und Gougenheim, und schließlich der Guillaumismus. Es folgt noch eine Kurzpräsentation zahlreicher Einzelstudien verschiedener Orientierungen: «pragmatische» Arbeiten (Gougenheim, Marouzeau, Wagner, Imbs, Antoine, Foulet, Ménard, usw.), guillaumistische Studien (Moignet, Stéfanini, Martin, Molho, Joly etc.), distributionelle und generative Darstellungen (Greimas, Mitterand, Arrivé, Chevalier, Dubois, Gross; Ruwet, Dubois, Dubois-Charlier).

Gesamthaft kann man der vorliegenden Studie ohne jeden Zweifel ein vorzügliches Zeugnis ausstellen: sie liefert einen guten Überblick und eine ausgezeichnete Einführung in den Forschungsstand der französischen Sprachtheorie und Syntax – allerdings nicht für den Studienanfänger, sondern vielmehr für Fortgeschrittene und Fachleute, die sich mit einem neuen Arbeitsgebiet vertraut machen möchten. Dabei präsentiert Martin nicht nur, sondern steuert auch immer wieder kritische Überlegungen bei; dies dürfte meiner Auffassung nach allerdings noch bedeutend öfter geschehen, denn nur allzu oft werden (vor

⁷ Cf. *Encyclopédie*, s. *construction*.

allem Detailprobleme betreffende) fragwürdige Aussagen der vorgestellten Werke kommentarlos wiedergegeben, z. B.:

- p. 16/17 wird Martinets unhaltbare Behauptung, der Konjunktiv (da seltener) stelle gegenüber dem Indikativ die markierte Form dar, kritiklos wiedergegeben (unreflektierte Gleichsetzung von *markiert/unmarkiert* mit *seltener/häufiger*);
- p. 18 wird die Behauptung Martinets, die Opposition $|\check{e}|$ v $|\bar{e}|$ sei im französischen phonologischen System isoliert und daher zum Untergang verurteilt, nicht problematisiert (cf. dagegen $|a|$ v $|a| \rightarrow |\check{a}|$ v $|\bar{a}|$; $|\check{o}|$ v $|\bar{o}| \rightarrow |\check{\ddot{o}}|$ v $|\bar{\ddot{o}}|$);
- p. 24, 72 wird nicht darauf hingewiesen, das Tesnières Gleichsetzung des konnexionellen Stemmas mit der inneren Sprachform von Humboldt nicht haltbar ist (innere Sprachform = einzelsprachliche Gliederung des sprachexternen und sprachinternen Referenzbereichs);
- p. 24 wird die Tesnière'sche Gleichstellung von Artikel und Adjektiv im Stemma ohne Vorbehalte wiedergegeben (Artikel = Bestandteil des Substantivs und damit innerhalb der jeweils durch dieses besetzten Satzposition anzusiedeln);
- p. 25 wird die in der Literatur äußerst umstrittene Unterscheidung von Aktanten und Zirkumstanten dargestellt wie wenn sie vollkommen problemlos wäre;
- p. 26 werden Verben wie *il pleut* in Anlehnung an Tesnière als nullwertig bezeichnet. Dies trifft aber nur (und auch hier nicht immer, cf. *Jupiter pleut!*) für die semantische Ebene zu; syntaktisch gesehen ist die Position des 1. Aktanten besetzt (*il*);
- p. 33 wird Guillaumes Rückgriff auf die physikalische Zeit bei der Präsensdefinition (zukünftiges Element α + vergangenes Element ω) nicht problematisiert;
- p. 50 wird die Einseitigkeit des Arbitrarietätsbegriffs bei Benveniste nicht kritisiert (arbiträr wäre nur der Bezug zum Referenzbereich, nicht aber die innere Konstitution des zweiseitigen Zeichens); bei Saussure sind beide Aspekte vorhanden (Arbitrarietätsprinzip + Wertbegriff); usw.

Dazu kommen noch einige fragwürdige Behauptungen von Martin selbst, z. B. Pottier sei in erster Linie von Guillaume beeinflusst (p. 45) und das Verb stehe im Zentrum von Guillaumes Syntaxkonzeption (p. 80). Die erste Aussage läßt sich wohl – selbst wenn Pottier gewisse guillaumistische Elemente beibehält – aufgrund der Tatsache widerlegen, daß sein Ansatz eben nicht kinetischen, sondern optionellen Charakter hat und damit vollkommen von der «operativen Zeit» abstrahieren kann; die zweite Behauptung dürfte unvereinbar sein mit der Tatsache, daß bei Guillaume das Verb das Substantiv inzidiert (und nicht umgekehrt).

Nicht ganz zufriedenstellend ist die Drucküberwachung; neben einer Reihe von Satzfehlern sind zwei Versehen in den graphischen Darstellungen recht ärgerlich: p. 25 ist in S_2 *fort* dem Adj. *jolie* (und nicht *vieil*) unterzuordnen; p. 29 fehlt in der Figur oben links der Verbindungsstrich zwischen *VP* und *trans*.

Peter Wunderli



JACQUES POHL, *L'homme et le signifiant*, Paris (Nathan) – Bruxelles (Labor) 1972, X + 284 p. (*Langue et Culture 10*).

Der vorliegende, von seinem Inhalt her zu Recht Marcel Cohen gewidmete Band, enthält eine Sammlung von Studien und Aufsätzen, die zum größten Teil schon anderweitig publiziert worden sind; dies erklärt auch, warum trotz z.T. tiefgreifender Überarbeitung nach wie vor

zahlreiche Wiederholungen und Überschneidungen festzustellen sind. Dies spricht aber keineswegs gegen, sondern vielmehr für die thematische Einheit des Bandes: alle berücksichtigten Arbeiten kreisen um die Frage nach der Relation zwischen Denken und sprachlichem Ausdruck, nach der Spiegelung des Inhalts durch den Signifikanten (Motivation).

Der Stoff ist in sechs Kapitel eingeteilt. Kap. I trägt den Titel *Enfances dans les langues* (p. 1 ss.). Pohl befaßt sich zuerst mit der Frage, ob es so etwas wie Fortschritt und Rückschritt in der Sprachentwicklung gebe. Er kommt zum Schluß, daß eine derartige Sicht den tatsächlichen Gegebenheiten nicht gerecht werde. Vielmehr würden sich die Sprachen dem jeweiligen Zivilisationsstand anpassen: der möglichst adäquate bzw. optimale Ausdruck dieses Zivilisationsstandes wäre deshalb das einzige Beurteilungskriterium. Aus diesem Grunde kann man auch nicht von inferioren und superioren Sprachen sprechen. Gleichwohl sind gewisse prinzipielle Unterschiede festzustellen, die es Pohl erlauben, die verschiedenen Sprachen zu kategorisieren und zwischen *langues natives* und *langues élaborées* zu unterscheiden. Definiert werden die beiden Typen folgendermaßen (p. 7):

Toutes les langues élaborées sont parlées par des peuples dont la civilisation se caractérise au moins par l'écriture, les villes et un certain souci d'innovation technique ou scientifique.

En principe, la langue «native» est celle d'une population dont le genre de vie a peu évolué depuis des temps immémoriaux.

Diese vorerst außersprachliche Definition wird dann aus linguistischer Sicht durch die Zuordnung gewisser sprachlicher Charakteristika ergänzt. Die *langues élaborées* wären vor allem gekennzeichnet durch das Vorhandensein eines abstrakten Wortschatzes, ein ausgebautes Zahlensystem sowie die Tendenzen zu einfacher Artikulation und (relativ) kurzen Signifikanten. In den *langues natives* könnte man dagegen u.a. folgende Merkmale finden: sich im Laufe der Realisierung entnasalierende Nasalartikulationen; eine Tendenz zur Vermeidung von Konsonantengruppen und geschlossenen Silben; eine entweder sehr große oder sehr kleine Anzahl von Phonemen; zahlreiche Reduplikationen; den Dualis; eine rudimentäre oder ganz fehlende Unterscheidung von Verb und Substantiv; ein wenig differenziertes Inventar von Mitteln zum Zeitausdruck (die Aspektwiedergabe steht in der Regel im Vordergrund); ein Überangebot an relationalen Partikeln; keinen Artikel usw. Diese Charakteristika sind zwar häufig, in keinem Fall aber obligatorisch; sie treten in unterschiedlichen Bündelungen auf, z.T. vermischt mit Merkmalen elaborierter Sprachen. Eine scharfe Grenzziehung zwischen den beiden Typen ist somit nicht möglich: wir haben vielmehr einen kontinuierlichen Übergang vom einen zum andern Pol. Die Kreolensprachen fügen sich allerdings nur bedingt diesem Klassifikationsschema, handelt es sich doch hierbei offensichtlich um «reprimativisierte» *langues élaborées* (p. 26 ss.).

Was die Kindersprache angeht, so kann man sie nach Pohl nicht einfach als «unterentwickelte» Erwachsenensprache betrachten: es handelt sich nach seiner Auffassung vielmehr um ein spezifisches Kommunikationsinstrument zur Wiedergabe der kindlichen Welt. Dies hindert allerdings nicht, daß Kindersprachen und *langues natives* oft durch die gleichen Züge charakterisiert sind, u.a.: reduzierte Zahlensysteme, viele Onomatopoetika, reduzierte Phonemsysteme, Vermeidung von silbenschließenden Konsonanten, zahlreiche Reduplikationen, Sätze ohne Verb, rudimentäre Zeitgliederung (in der Kindersprache ist die Unterscheidung von *accompli* und *inaccompli* viel früher anzutreffen als die Wiedergabe von Zeitstufen), Artikellosigkeit (und entsprechend spätes Auftreten des Possessivums¹) usw.

¹ Diese Beobachtung stützt unsere These, daß es sich beim (nichtprädikativen) Possessivum im Frz. (und in zahlreichen anderen Sprachen) um einen semantisch expandierten Artikel handelt.

Kapitel II (p. 47 ss.) trägt den Titel *A travers divers parlars* und liefert eine Anzahl von Anhängen, Exkursen und Materialergänzungen zu Kap. I. In einem ersten Abschnitt wird der Zusammenhang zwischen inhaltlicher Quantität und Quantität des Signifikanten untersucht (p. 48 ss.), wobei der Verfasser feststellt, daß eine Tendenz besteht, zur Bezeichnung größerer Quantitäten umfangreichere Signifikanten einzusetzen; als Beispiele hierfür können genannt werden: die Numerusflexion (sg.-pl.), die Zahlensysteme, die Wiedergabe der Dauer einer Verbalhandlung durch Infixe, die Augmentation usw. in zahlreichen Sprachen. – Sehr oft scheint auch das Ökonomieprinzip für die Quantitätsproblematik der Signifikanten eine Rolle zu spielen (p. 57 ss.). So stellt Pohl z. B. fest, daß das Femininum (als meist markierter Term der Opposition m./f.) häufig durch einen umfangreicheren Signifikanten gekennzeichnet ist, daß die Formen des Subj. meist länger sind als diejenigen des Ind.² und daß die Diminution (> markierte, seltenere Einheit) in der Regel über Affixe erfolgt. Dieses Prinzip käme im Französischen allerdings kaum zum Tragen, wäre doch hier die Quantität des Signifikanten weitgehend arbiträr (p. 60 ss.)³.

In einem zweiten Abschnitt wird die Strukturierung des Bereichs der affirmativen und negativen Prosätze diskutiert (z. B. frz. *oui, si, non*; p. 64 ss.). Pohl zeigt, daß es sich hierbei um einzelsprachliche Strukturen handelt, die aber gleichwohl einer gewissen Typisierung unterzogen werden können. Pohl unterscheidet primär zwischen einem 'italienischen' und einem 'japanischen' Typ, wobei der erste hinsichtlich der Verwendung von affirmativem und negativem Prosatz referenzabhängig, der zweite stimulusabhängig ist. Daneben gibt es auch Mischtypen: das Französische ist primär referenzabhängig, unterteilt den affirmativen Bereich dann aber aufgrund der Stimulusgegebenheiten (*oui/si |v| non*); der amharische Typ zeigt gerade die umgekehrten Verhältnisse: die erste Differenzierungsstufe ist stimulusbezogen, innerhalb des affirmativen Bereichs wird dann aber weiter nach Referenzgegebenheiten unterschieden.

In einem dritten Abschnitt behandelt Pohl schließlich den Umfang des Phoneminventars in den verschiedensten Sprachen. Die Zahl der Einheiten schwankt zwischen 14 (Tahitisch) und 86 (Tapanta); am häufigsten ist ein mittlerer Umfang von 33 bis 34 Phonemen.

Kapitel III (p. 89 ss.) trägt den Titel *Langues éphémères* (p. 89 ss.). Zuerst geht es erneut um die (frz.) Kindersprache, und zwar um das sogenannte «prä-ludische» Imperfekt und das *ne* der komplexen Negation. Aufgrund einer reichhaltigen eigenen Dokumentation zeigt Pohl, daß die gleiche Funktion auch vom Kond., P.s. und Fut. übernommen werden kann: der Ausdruck einer zeitlichen Distanz zum Spielgeschehen dient immer dazu, die Fiktion bzw. Nichtidentifikation zu markieren. Hierbei handelt es sich um eine im Rahmen der Spielsituation konventionalisierte Tempusnutzung. – Was das *ne* der komplexen Negationen angeht, so ist die zunehmende Tendenz zum Verzicht nicht zu verkennen; soziale und geographische Faktoren sowie die Komplexität der Satzstruktur spielen bei der Setzung bzw. Nichtsetzung eine wichtige Rolle.

² Ich habe allerdings gezeigt, daß im Frz. (und in zahlreichen anderen Sprachen) der Subj. aufgrund der Merkmalhaltigkeit als nicht markierter Term der Opposition Subj./Ind. angesehen werden muß (cf. WUNDERLI, *Modus und Tempus*, Tübingen 1976); dies ändert allerdings nichts an der Tatsache, daß der Ind. statistisch gesehen die häufigere Form ist: der nicht markierte Oppositionsterm braucht nicht gezwungenermaßen die häufiger verwendete Einheit zu sein.

³ Es scheint allerdings wenig sinnvoll zu sein, bei Oppositionen wie *le/les* (abgesehen vom graphischen Bereich) noch von Quantitätsunterschieden zu sprechen, zumal die Vokalquantität im Frz. normalerweise nicht-distinktiven Charakter hat; ein phonologischer Quantitätsunterschied liegt nur bei Elision (*l'amiles amis* etc.) vor.

Im Abschnitt *Officine linguistique* (p. 112 ss.) wird das Entstehen komischer Effekte aufgrund von Sprachmischung untersucht, und zwar sowohl die Vermengung von verschiedenen Stilebenen angehörenden frz. Elementen als auch von französischen und flämischen Einheiten (semantische Veränderungen, Verballhornungen, morphologische Schöpfungen). Es zeigt sich hierbei, daß das Französische Brüssels wenig kreativ ist; die Neuschöpfungen sind selten originell und beruhen meist auf schlechtem Hören oder schlechtem Gedächtnis.

Kapitel IV (p. 135 ss.) behandelt die *Formes de la réduplication*. Pohl diskutiert zuerst einmal die zahlreichen Etymologievorschläge für *hocus pocus* und spricht sich selbst (mit Vorbehalten) für einen onomatopoetischen Ursprung aus. Anschließend versucht er, diese und verwandte Bildungen zu formalisieren und eine Klassifikation der verschiedenen auf Lautwiederholung beruhenden Bildungsmuster zu erarbeiten.

Kapitel V (p. 169 ss.) trägt den Titel *Signes sans syntaxe*. Nach Pohl fügt sich in der Sprache nicht alles dem Prinzip der *double articulation* – es gäbe vielmehr auch unartikulierte Bereiche. Dem ersten Teil dieser Aussage wird man gerne zustimmen, der zweite dagegen ist bereits fragwürdig, darf doch «sich nicht der *double articulation* fügend» nicht einfach mit «unartikuliert» gleichgesetzt werden. Als einschlägiges Beispiel wären hier die Verhältnisse im suprasegmentalen Bereich zu nennen, wo gerade die neuere Forschung deutlich gemacht hat, daß hier eine außerhalb der *double articulation* liegende Strukturierung vorliegt. Unhaltbar ist auch die Behauptung, die über suprasegmentale Elemente zum Ausdruck gebrachte Expressivität habe außereinzelsprachlichen Charakter: neuere Untersuchungen haben eindeutig gezeigt, daß auch diese Elemente – trotz gewisser Konstanten – einzelsprachlich gebunden sind⁴.

Der Hauptteil dieses Kapitels ist den Interjektionen, Onomatopoetika und verwandten Erscheinungen gewidmet. Pohl unterscheidet zwischen animalischen (motivierten, stimulusgebundenen) und konventionellen Interjektionen; diese würden ihre «Bedeutung» je nach Intonation ändern – was weiter nicht erstaunlich ist, handelt es sich hierbei doch um Einheiten, die qua Segmentalia nur über einen minimalen semantischen Gehalt verfügen. – Die Interjektionen werden nun von Pohl in den Rahmen der expressiven Phänomene eingebracht, wobei er zwischen zwei Arten von Expressivität unterscheidet: der *ludischen* (z. B. *Patacake* als Spitzname für Wilhelm II.) und der *imitativen* (z. B. Onomatopoetika). Der Bereich der Imitation umfaßt allerdings viel mehr als die eigentlichen Onomatopoetika: es können nicht nur außersprachliche Phänomene imitiert werden, sondern auch linguistische Elemente oder Ausdrucksweisen; zudem sind Imitationen nicht nur im auditiven, sondern auch im visuellen, taktilen usw. Bereich möglich. Sie können zudem nach den Kriterien *permanent* und *datiert* klassiert werden, d. h. danach, ob ihre Entstehung im Dunkeln bleibt oder zu einem mehr oder weniger exakt faßbaren Zeitpunkt erfolgt ist.

Von den Imitativa leitet Pohl zum Problem der Ideophone über, die von ihm nach ausführlicher Diskussion folgendermaßen definiert werden (p. 188):

Catégorie de mots, propre aux langues négro-africaines et particulièrement aux langues bantoues qui se trouvent plus ou moins en marge de la structure phonologique, grammaticale ou lexicale de la langue: les idéophones ont normalement une fonction «intégrée» dans la phrase (prédicat, complément adverbial du verbe), ce qui les distingue des interjections...; ils se distinguent des mots-outils par le grand nombre des individus lexicaux, et des autres mots «pleins» par le fait qu'ils ne participent pas au jeu des classifications. Les idéophones ont un sens évocatif: ils suggèrent l'impression que fait une perception sensible...

⁴ Cf. hierzu z. B. I. FÓNAGY – KLÁRA MAGDICS, *Emotional Patterns in Intonation and Music*, *ZPhon.* 16 (1963), 293–326; WUNDERLI – BENTHIN – KARASCH, *Französische Intonationsforschung*, Tübingen 1978, Kap. 4.6.

Ideophone wären also eine Art Interjektionen auf Wortebene⁵, die aber keiner bestimmten Wortklasse angehören; sie geben die verschiedensten Sinneseindrücke wieder, haben prädi-kativen Charakter und sind normalerweise nicht durch eine autonome Intonation gekennzeichnet. Diese Darstellung scheint aufgrund des gebotenen Materials zutreffend zu sein. Nicht mehr folgen können wir dagegen Pohl, wenn er nur ein Phonem umfassende Ideophone als ausschließlich der ersten Artikulationsebene angehörend betrachtet (p. 185): wir haben vielmehr einen Zusammenfall, eine Deckungsgleichheit der beiden Hierarchieebenen. Richtig ist dagegen wieder die Feststellung, daß es im Französischen kaum Ideophone gebe und – soweit sie doch auftreten – es sich meist um individuelle Schöpfungen handle (p. 192 ss.).

Der Schluß des Kapitels ist dem Phänomen des Lachens gewidmet (p. 195 ss.), das nach Pohl genetisch der eigentlichen Sprache vorangeht. Er vergleicht Lachen und Husten, grenzt Lachen und Lächeln voneinander ab, stellt eine 5 Ebenen umfassende Hierarchie der Arten des Lachens auf, diskutiert die Bedeutungen des Lachens und die Lachen auslösenden Stimuli usw.⁶ Übersetzbar sind Lachen auslösende Phänomene, soweit die Komik außersprachlich begründet ist; linguistisch und damit einzelsprachlich begründete Komik (Phonologie, Morphologie, Syntax) ist dagegen unübersetzbar.

In Kapitel VI (p. 219 ss.) schließlich sind unter dem Titel *Le jeu de l'instinct et du hasard* fünf Studien vereinigt, die den Einfluß unbewußter Motivationen auf das *signifiant* darstellen sollen. Pohl untersucht die Motivation von Onomatopoetika, testet aufgrund von umfangreichen Erhebungen, inwieweit Dreieck und Kreis mit bestimmten Vokalen assoziiert werden und ob es Assoziationen vom Typ Nase – Nasal und Lippen – Labial gibt. Die Ergebnisse zeigen, daß eine gewisse Korrelation zwar nicht zu leugnen ist, doch fällt sie relativ schwach aus. Mit Assoziationstests wird auch die Bildung von Antonymien untersucht: logische, objektive und vollständige Antonymien erweisen sich in der Regel als festgefügt, während psychologische, subjektive und partielle Antonymien meist recht variabel ausfallen. Antonymienbildungen sind vor allem im lexikalischen Bereich solide verankert, während grammatikalische Gegensätze (m./f., sg./pl. etc.) in den Tests viel seltener und meist nur sehr verdeckt zum Tragen kommen. Interessant ist zweifellos auch noch die Feststellung, daß die Paare vom Typus *positiv-negativ* keineswegs immer festgefügt sind und daß die positiven Oppositionsterme sehr oft einen kürzeren Signifikanten und eine größere Frequenz haben. – Das Kapitel schließt mit einer Untersuchung der verschiedenen Arten des Lapsus, die nach den Kriterien willentlich/nicht willentlich (passiv) und paradigmatisch/syntagmatisch klassiert werden⁷.

Alles in allem legt uns Pohl hier einen reichen und anregenden Band vor, der sich mit den Randgebieten der Linguistik und ihren Übergängen zur weiteren Semiologie und zur Semiotik befaßt. Die behandelten Themen sind bestens dazu geeignet, die Grenzen der Gültigkeit des Arbitraritätsprinzips aufzuzeigen, ohne es aber als solches in Frage zu stellen.

Peter Wunderli

⁵ Für ein ähnliches Phänomen im suprasegmentalen Bereich cf. WUNDERLI – BENTHIN – KARASCH, *Französische Intonationsforschung*, Kap. 4.7.: der frz. Insistenzakzent kann als auf Wortebene reduzierte Exklamation angesehen werden.

⁶ Es ist allerdings wohl nicht richtig, in diesem Zusammenhang Ausdrücke wie *linguistisch*, *semiologisch* usw. zu verwenden: Lachen, Husten etc. gehören vielmehr in den paralinguistischen Bereich. Cf. hierzu D. CRYSTAL, *Prosodic System and Intonation in English*, Cambridge 1969, vor allem p. 128 ss.

⁷ Es dürfte allerdings nicht angehen, auf Homonymien beruhende Fehlinterpretationen den passiven Lapsus (wie das Verhören etc.) zuzuordnen: wir haben vielmehr eine falsche, auf einem ungenügenden oder ungenügend berücksichtigten Kontext beruhende Dekodierung – und Dekodierung ist immer aktiv.

Leçons de linguistique de Gustave Guillaume, publiées par ROCH VALIN: 1948–49, Série C: *Grammaire particulière du français et grammaire générale IV*, Québec (Presses de l'Université Laval) – Paris (Klincksieck) 1973, 256 p.

Rund zwei Jahre nach den ersten beiden Bänden von Guillaumes nachgelassenen Vorlesungen¹ ist auch der dritte Band erschienen, so daß jetzt alle Texte aus dem Jahre 1948–49 zugänglich sind – ein zweifellos freudiges Ereignis, denn diese drei Bände (zusammen mit der ebenfalls 1973 erschienenen Anthologie *Principes de linguistique théorique de Gustave Guillaume*²) erlauben es nicht nur, sich ein umfassenderes und vollständigeres Bild von Guillaumes Sprach- und Sprachwissenschaftsauffassung zu machen, sie ermöglichen es vielmehr (gerade aufgrund ihres Vorlesungscharakters) auch all denen, die sich bis anhin durch den hermetischen Stil der Buch- und Artikelpublikationen des Autors abschrecken ließen, einen relativ leichten Zugang zu der Gedankenwelt dieses eigenwilligen französischen Linguisten zu finden. Damit ist allerdings gleichwohl erst ein kleiner Teil des handschriftlichen Materials zugänglich gemacht; als nächstes sollen die Vorlesungen des Jahres 1941–42 publiziert werden, die uns mit einer früheren Version verschiedener, auch 1948–49 wieder behandelte Themen konfrontieren werden und so die Möglichkeit schaffen, Entwicklungen in Guillaumes Gedankengängen aufzuzeigen.

Präsentation und Editionsprinzipien haben sich in diesem dritten Band nicht geändert³, und auch der Inhalt der Texte führt wieder zu einem ähnlichen Urteil: Sie sind außerordentlich anregend, liefern eine Fülle von Denkanstößen und enthalten oft überzeugende Interpretationsvorschläge; daneben gibt es aber auch eine Fülle von Punkten, die zum Widerspruch herausfordern und aus unserer heutigen Sicht kaum mehr annehmbar erscheinen. Dies gilt in ganz besonderem Maße für eine Reihe der guillaumistischen Grundaxiome, wie: *temps opératif*, die Dichotomie *psychisme/sémiologie*, das *schéma bitensif*, die Chronogenese und Semanthese, usw. Da wir zu diesen Fragen schon früher Stellung genommen haben⁴, wollen wir hier nicht nochmals auf sie eintreten, sondern uns vielmehr den einzelnen Interpretationsansätzen zuwenden. Darüber hinaus scheint uns dieser dritte Band aber auch für Fragen der Ideengeschichte, der Geschichte der Sprachwissenschaft, der Quellen- und Abhängigkeitsproblematik von besonderer Bedeutung zu sein. Aus dieser Fülle von sich anbietenden Themen werden wir leider nur eine sehr beschränkte Auswahl präsentieren und diskutieren können.

Die wichtigsten der von Guillaume in dieser Vorlesung behandelten Themen sind: sein Verhältnis zu Saussure, insbesondere hinsichtlich der Begriffe *langage*, *langue* und *parole*, des Systembegriffs und der Dichotomie Synchronie/Diachronie; seine Personentheorie; das Pronominalsystem; die Inzidenztheorie; die Kasustheorie; die Satztranslation; die Funktion von Präpositionen und Konjunktionen; die Expressivität; die Negation. Darüber hinaus finden sich – dem Titel der Vorlesung entsprechend – auch laufend Bemerkungen über den Zusammenhang zwischen *grammaire générale* und *grammaire particulière*. Wichtig

¹ Cf. *Leçons de linguistique de Gustave Guillaume*, publiées par ROCH VALIN: 1948–49, Série A: *Structure sémiologique et structure psychique de la langue française I*, Québec-Paris 1971; Série B: *Psycho-systématique du langage. Principes, méthodes et applications I*, Québec-Paris 1971. – Cf. auch unsere Besprechungen *VRom.* 32 (1973), 1–21, 291–301.

² Cf. ROCH VALIN (éd.), *Principes de linguistique théorique de Gustave Guillaume*, Québec-Paris 1973. – Vgl. auch unsere Besprechung *VRom.* 35 (1976), 154–161.

³ Cf. hierzu WUNDERLI, *VRom.* 32 (1973), 1–3.

⁴ Cf. hierzu auch WUNDERLI, *VRom.* 32 (1973), 1–21 und WUNDERLI, *Zur Saussure-Rezeption bei Gustave Guillaume und in seiner Nachfolge*, *Historiographia Linguistica I* (1973), 27–66.

sind in dieser Hinsicht v.a. die Ausführungen am Schluß der Vorlesung⁵, wo Guillaume eine geradezu wohlthuende Distanz gegenüber der Universalienfrage an den Tag legt und eine derjenigen von Saussure durchaus vergleichbare Position vertritt⁶: auch für ihn gibt es nur einige wenige, sehr allgemeine Universalien wie: die Existenz von Sprache, die Institution einer *langue* in jeder menschlichen Gemeinschaft, die Zeiterfahrung an sich, usw. Die Art der Zeiterfahrung und ihre sprachliche Fixierung dagegen wären bereits wieder einzelsprachlich gebunden, was u.a. aufgrund eines Vergleichs zwischen dem Französischen und den semitischen Sprachen, insbesondere dem Hebräischen, verdeutlicht wird⁷. Ebenso wird auch mit aller Deutlichkeit – fast wie eine vorweggenommene Kritik an die Adresse der Transformationsgrammatik – der universelle Charakter der Unterscheidung von nominalem und verbalem Bereich bestritten.⁸

Wenden wir uns nun den verschiedenen Problemkreisen im einzelnen zu, und zwar wollen wir mit der auch von Guillaume an den Anfang gestellten Frage der Saussure-Rezeption beginnen⁹. Hauptthema ist die *langue/parole*-Dichotomie, die Guillaume nur in ziemlich stark modifizierter Form übernehmen zu können glaubt¹⁰. Guillaume bezeichnet das abstrakte System der sprachlichen Einheiten wie Saussure als *langue*, die Manifestation dieser Einheiten im Rahmen eines konkreten Redeaktes dagegen als *discours*, wobei diese Redemanifestation sowohl mit gestischen, mimischen usw. als auch mit vokalischen Mitteln erfolgen kann (p. 17, 27). Für die lautliche Repräsentation der Systemeinheiten in der Rede verwendet Guillaume nun die Bezeichnung *parole*¹¹ – und da diese lautlichen Phänomene nicht nur *in concreto*, sondern auch *in abstracto*, d.h. als Typen existieren, unterscheidet er zwischen einer *parole d'effet* und einer *parole de puissance* (p. 17/18, 27, 31 ss.). Diese «Neuerung» scheint mir nun nicht eben glücklich zu sein und eine Reihe negativer Konsequenzen zu implizieren. Während Saussures Dichotomie *langue/parole* nur den Gegensatz zwischen System und Realisierung berücksichtigt, werden in Guillaumes Trichotomie *langue/discours/parole* die Unterschiede zwischen System und Realisierung einerseits, Inhalt und Ausdruck andererseits miteinander vermischt. Dabei wird das zweiseitige Zeichen Saussures als *langue*-Einheit weitgehend zerstört: als konstant und primär der *langue* angehörend wird nur der Inhalt angesehen, der gewissermaßen auf einen aus einem beliebigen Manifestationsmedium stammenden Ausdruck warten würde. Dies widerspricht nun ganz klar Saussures Auffassung, in dessen Sicht Inhalt und Ausdruck interdependent und unauflöslich miteinander verknüpft sind, und zwar sowohl in der *langue* als auch in der *parole*¹². Zudem wären nach Guillaumes Auffassung die systemgegebenen Inhalte und Inhaltsstrukturen innerhalb einer Einzelsprache immer gleich, ganz unabhängig vom Manifestationsmedium. Dies stellt ohne Zweifel eine

⁵ Cf. *Leçons 1948–49/C*, p. 233 ss.

⁶ Cf. hierzu auch WUNDERLI, *Saussure, Wartburg und die Panchronie*, ZRPh. 92 (1976), 1–34.

⁷ Cf. *Leçons 1948–49/C*, p. 236/37.

⁸ Cf. *Leçons 1948–49/C*, p. 234. – Vgl. auch B. POTTIER, *La grammaire générative et la linguistique*, TLL 6/1 (1968), 7–26.

⁹ Cf. bes. *Leçons 1948–49/C*, p. 10–44.

¹⁰ Cf. auch J. HEWSON, «Langue» and «parole» since Saussure, *Historiographia Linguistica* (erscheint demnächst).

¹¹ Stellen, wo Guillaume den Ausdruck *parole* im Sinne Saussures verwendet, fehlen allerdings nicht; vgl. hierzu *Leçons 1948–49/C*, p. 17, 29, 42.

¹² Dies schließt allerdings noch nicht aus, daß Saussure – v.a. unter heuristischen Gesichtspunkten – bei der Analyse der *langue* das *signifiant*, bei derjenigen der *parole* das *signifié* in einem gewissen Ausmaß bevorzugt; cf. hierzu auch WUNDERLI, *Zum Zeichenbegriff bei Saussure: Privilegierung des «signifié» oder des «signifiant»?*, *Mélanges Gossen*, Bern-Lüttich 1976, p. 937–45.

Privilegierung des differenziertesten Bereichs (*parole* im Sinne Guillaumes) dar, die aus Saussure'scher Sicht abzulehnen ist: da Inhalt und Ausdruck unauflöslich miteinander verflochten sind, die Zahl der Einheiten und die unterscheidenden Merkmale im vokalischen, mimischen, gestischen usw. Bereich jeweils verschieden ausfallen, muß für jedes primäre semiologische System¹³ auch eine eigene Struktur angesetzt werden¹⁴. Nun muß allerdings beigefügt werden, daß Guillaume die Trennung zwischen Inhalt und Ausdruck gleichwohl nur zögernd durchführt und oft ein gewisses Schwanken hinsichtlich der Aussagen festgestellt werden kann: an einzelnen Stellen scheint die Ausdruckseite (*parole*) nur im Rahmen des *acte de langage* in Betracht gezogen zu werden (z.B. p. 18/19, 28); an anderen Orten dagegen wird eine Art Rettungsversuch des zweiseitigen Zeichens unternommen, so etwa wenn man liest, die *parole* werde in der *parole de puissance* «psychisiert», der «Begriff» ziehe die «*idée de parole*» an usw. (cf. p. 28/29, 35–41). Trotz diesen Rückbesinnungsansätzen auf Saussure bleibt das Inhaltliche («*psychique essentiellement*») aber immer eindeutig dominant, der Ausdruck («*psychique par psychisation du physique*») dagegen sekundär und untergeordnet – ein wirkliches Gleichgewicht wird nie erreicht, die Widersprüche sind nirgends ausgeräumt. Diese Schwierigkeiten sind ohne jeden Zweifel in der inadäquaten Interpretation von Saussures Formel

$$\text{langage} = \text{langue} + \text{parole}$$

begründet, die Guillaume als

$$\text{acte de langage} = \text{psychisme} + \text{sémiologie}$$

versteht (p. 20, 28). Diese Interpretation impliziert mindestens vier Irrtümer: 1. *langage* wird in unstatthafter Weise mit *acte de langage* gleichgesetzt¹⁵; 2. die *langue* wird im wesentlichen auf die Inhaltsseite (*psychisme*) reduziert; 3. die *parole* wird mit dem Ausdruck (*sémiologie*) gleichgesetzt; 4. das Pluszeichen wird nicht rein additiv, sondern als Sukzession verstanden. Einer solchen Saussure-Interpretation kann der Vorwurf der Willkürlichkeit nicht erspart werden, denn alle diese Punkte lassen sich auch aufgrund der Vulgatafassung des *Cours* eindeutig widerlegen.

Deutliche Abweichungen von Saussure finden sich auch in anderen Punkten. So ist Guillaumes *discours* als *fait*, d.h. als *ergón* konzipiert und die ganze *énérgiea*, d.h. alles Dynamische wird dem *acte de langage* zugewiesen (p. 20, 23). Wenn auch statische Elemente unter den von Saussure mit dem *parole*-Begriff abgedeckten Erscheinungen nicht ganz fehlen, so steht bei ihm der dynamische Aspekt doch ganz eindeutig im Vordergrund¹⁶. Noch schwerwiegender sind die Abweichungen hinsichtlich der Dichotomie *Synchronie/Diachronie*¹⁷. Guillaume bemängelt an Saussures Synchroniebegriff zuerst einmal, daß es sich hierbei um eine reine Abstraktion handle, die in der Wirklichkeit keine faßbare Entsprechung finde (p. 45, 91); darüber hinaus würde Saussure im diachronischen Bereich nur Einzelphänomene untersuchen und die historische Entwicklung der Systeme und Teilsysteme vollkommen

¹³ D. h. für alle Systeme, die nicht nur der sekundären, ev. tertiären Fixierung von primären Signifikanten dienen (cf. z.B. Schrift, Morsealphabet, usw.).

¹⁴ Cf. auch WUNDERLI, *Umfang und Inhalt des Semiologiebegriffs bei Saussure*, CFS 30(1976), 33–68.

¹⁵ Für die Abgrenzung des *langage*-Begriffs cf. WUNDERLI, *Saussure und die Kreativität*, VRom. 33 (1974), 1–33, bes. p. 9–11.

¹⁶ Cf. hierzu auch E. COSERIU, *Sistema, norma y habla*, in: *Teoría del lenguaje y lingüística general*, Madrid 1967, p. 11–113, bes. p. 47–52 und *System, Norm und «Rede»*, in: *Sprache, Strukturen und Funktionen*, Tübingen 1970, p. 193–212, bes. p. 196–98.

¹⁷ Cf. v. a. *Leçons 1948–49/C*, p. 89ss.

vernachlässigen (p. 42, 90). Um diese «Mängel» zu beheben, schlägt Guillaume dann vor, an die Stelle der Synchronie eine Diachronie der Systeme zu stellen bzw. die Diachronie zu unterteilen in eine solche der «apports historiques» (Einzelphänomene) und eine solche der «rapports institués» (Systeme; cf. p. 44/45, 90/91), wobei die Systementwicklung immer teleologisch motiviert wäre (p. 91/92). Sieht man einmal vom fragwürdigen Charakter dieser letzten Behauptung ab, so bleibt auch sonst noch einiges an Guillaumes Saussure-Beurteilung zu bemängeln. Einmal kann man Saussure den abstrakten Charakter der Begriffe *Synchronie* und *Sprachzustand* nicht zum Vorwurf machen, hat er doch selbst mit aller Deutlichkeit darauf hingewiesen, daß es sich hierbei um methodische Hilfskonstruktionen handle; dann ist es auch nicht zutreffend, daß Saussure die strukturelle Diachronie vollkommen vernachlässigt hätte¹⁸. Viel schwerwiegender ist jedoch, daß Guillaumes «Modifikationsvorschlag» auch nicht ohne Begriffe wie Synchronie und Sprachzustand auskommt, sondern sich einfach über ihre Unabdingbarkeit ausschweigt: ich kann keine Systementwicklung beschreiben ohne vorerst die in einen Entwicklungszusammenhang zu stellenden Systeme innerhalb einer an einen bestimmten Sprachzustand zurückgebundenen Synchronie darzustellen! Der Widerspruchsgeist scheint hier Guillaume zur Einnahme einer unhaltbaren Position verleitet zu haben.

Wenden wir uns nun Guillaumes Theorie der Person zu, mit der wir in den letzten Jahren auch durch mehrere Ansätze seines Schülers Gérard Moignet konfrontiert worden sind¹⁹. Von den drei Personen des Singulars hätten die 1. und die 2. eine Art Doppelcharakter: der *personne de langage*²⁰, die die Kommunikationsrolle markiert (Sprecher, Angesprochener), würde immer eine *personne objective (d'objet)* unterliegen. Zu dieser Annahme sieht sich Guillaume offensichtlich aufgrund der Tatsache veranlaßt, daß innerhalb eines Redeaktes auch die Kommunikationsteilnehmer zum Gegenstand der Kommunikation werden können. Einzig bei der dritten Person erübrigt sich nach Guillaume die Annahme einer solchen Doppelschichtigkeit: da die 3. Pers. nie Kommunikationsbeteiligter, sondern immer nur Kommunikationsgegenstand ist, würde sie sich auf eine *personne objective* ohne überlagerte *personne de langage* reduzieren²¹. Zu dieser Theorie wäre zweierlei anzumerken. Einmal erinnert sie bis zu einem gewissen Grade an Bühlers Organonmodell, das ebenfalls impliziert, daß symptom- und appellfunktionale Elemente zum Kommunikationsgegenstand werden können und damit gewissermaßen in den symbolfunktionalen Bereich transponiert werden²². Zum anderen ist aber darauf hinzuweisen, daß Bühlers Modell nur die Kommunikationssituation und die Verankerung des aktivierten Zeichens in derselben wiedergeben will, während Guillaumes Personentheorie vorgibt, sprachliche Inhalte zu beschreiben – und gerade in diesem Punkt scheint sie uns fragwürdig zu werden. Guillaume vermischt hier zweierlei: einerseits den Kommunikationsbezug und andererseits den Symbolcharakter («Objektivität») des sprachlichen Zeichens. Zwar sind beide Aussagen für sich genommen absolut richtig, was jedoch nicht bedeutet, daß es auch sinnvoll ist, sie beide in den Inhaltsbereich sprachlicher Einheiten zu transponieren und dort gewissermaßen zu amalgamieren. Der Symbolcharakter des Zeichens ist vielmehr eine Selbstverständlichkeit, eine *conditio*

¹⁸ Cf. WUNDERLI, *ZRPh.* 92 (1976), 25 ss.

¹⁹ Cf. G. MOIGNET, *Personne humaine et personne d'univers: contribution à l'étude du verbe unipersonnel*, *TLL* 8/1 (1970), 191–202; *Verbe unipersonnel et voix verbale*, *TLL* 9/1 (1971), 267–82; *Sur le système de la personne en français*, *TLL* 10/1 (1972), 71–81. – Vgl. auch unsere Besprechungen *VRom.* 32 (1973), 121/22, 314/15, 33 (1974), 249.

²⁰ Es wäre wohl treffender, von einer *personne de l'acte de langage* zu sprechen.

²¹ Cf. v.a. *Leçons 1948–49/C* p. 49, 52, 56, 64/65, 100 u. passim.

²² Cf. K. BÜHLER, *Sprachtheorie*, Stuttgart 1965, bes. p. 24ss.

sine qua non jedes sprachlichen Zeichens – eine Aufnahme in die Inhaltsbeschreibung ist deshalb nicht nur überflüssig, sondern auch unangemessen, denn es sollen auf dieser Ebene ja nur differenzierende Merkmale berücksichtigt werden. Es zeigt sich hier ganz deutlich, daß sich Guillaumes Analyse nicht auf sprachlicher, sondern auf «logischer» Ebene bewegt. Kehrt man zu den Erfordernissen einer linguistischen Analyse zurück, so erübrigt sich die Annahme einer allen Personen unterliegenden *personne objective*: jeder Personenausdruck ist dann ein Zeichen, wobei die 1. und die 2. Person ein positives Merkmal enthalten, während die 3. Person in bezug auf die beiden andern Einheiten je negativ markiert wäre²³.

Logischer Natur ist schließlich auch Guillaumes Analyse der Pluralpersonen: *nous* wird zerlegt in *moi + toi* oder *moi + toi + lui*, *vous* in *toi + lui*, während bei *ils* eine reine Pluralisierung des entsprechenden Singulars vorläge (p. 51). Bei der 1./2. Pers. pl. ergäbe sich damit eine komplexe Situation im Bereich der *personne objective*. Diese Analyse ruft nun verschiedenerlei Kritik hervor. Bleibt man zuerst einmal innerhalb des Ansatzes von Guillaume, dann muß man sich fragen, wieso hier die *personne objective* komplexen Charakter haben soll und nicht viel eher die *personne de langage*. Wir haben oben gesehen, daß im Singular die *personne objective* nichts weiter darstellt als die Symbolfunktionalität der Einheiten (>3. Pers.), und daran ändert sich auch bei der 1./2. Pl. nichts; faßt man eine Komplexität ins Auge, dann kann diese nur auf der Ebene der Kommunikationssituation gegeben sein (>*personne de langage*). Doch damit nicht genug. Die obigen Auflösungsvorschläge sind auch ganz offensichtlich unvollständig; für *nous* fehlt die Möglichkeit *moi + lui*, und dann ist auch der Tatsache nicht Rechnung getragen, daß mit diesen Einheiten auch mehr als zwei bzw. drei Handlungsbeteiligte erfaßt werden können: sowohl an die Stelle von *lui* als auch an diejenige von *toi* kann eine Vielzahl von Individuen treten. Im Falle von *lui* würde dies Guillaume keine Probleme aufgeben, wohl aber in demjenigen von *toi* (pl. *vous*), denn hier ist eine Pluralisierung gar nicht vorgesehen. Jede Pluralisierung der 2. Pers. in einer Analyse von *vous* müßte somit in *toi + lui* (oder eine Kette von solchen Binomen) aufgelöst werden, und entsprechendes wäre auch dort der Fall, wo *nous* eine Mehrzahl von Angesprochenen impliziert. Eine solche Analyse ist nun aber aus sprachlicher und kommunikativ-pragmatischer Sicht ganz eindeutig inadäquat – um dies zu erkennen braucht man sich nur die Situation des Redners in einer Massenversammlung vorzustellen, der sich entweder an die Versammlung als Ganzes richtet (> *vous*) bzw. für die Versammlung als Ganzes spricht (> *nous*). Weiter kommt noch dazu, daß man bei diesem Vorgehen je nach Referenzgegebenheiten eine unendliche Vielfalt von Auflösungsformeln ansetzen müßte, wobei für *nous* typisiert *moi + x toi + y lui*, bei *vous* dagegen *x toi + y lui* angesetzt werden müßte²⁴. All dies zeigt eines: die «logische» Analyse ist nichts anderes als eine Übertragung der (unendlich vielfältigen) Referenzgegebenheiten auf die Systemebene, und zwar eine unzulässige Übertragung, handelt es sich hierbei doch um reine Nutzwerte. Um den Systemwert aller die 1.–3. Pers. pl. zum Ausdruck bringenden Morpheme einheitlich und adäquat wiederzugeben, scheint mir nur eine Möglichkeit zu existieren: nämlich sie als einfache Pluralisierungen der entsprechenden Singulareinheiten aufzufassen²⁵.

Was nun die Realisierung der Personendifferenzierung in den einzelnen sprachlichen Teilbereichen angeht, so würde sie nach Guillaume beim Adjektiv und beim *attribut* überhaupt fehlen (p. 100), während sie im nominalen und verbalen Bereich prinzipiell existiert

²³ Cf. hierzu auch WUNDERLI, *Modus und Tempus*, Tübingen 1975, p. 295.

²⁴ Restriktionsbedingung für die Faktoren *x* und *y*: sie können nur dann = \emptyset sein, wenn in der Auflösungsformel mindestens zwei Faktoren $\neq \emptyset$ auftreten.

²⁵ Cf. hierzu auch WUNDERLI, *Modus und Tempus*, Tübingen 1975, p. 295 N 87, *VRom.* 33 (1974), 249.

(p. 57/58). Allerdings würde das Substantiv auf Systemebene nur die 3. Pers. (*personne objective*) kennen; die Ausnahmefälle des Vokativ und der Apostrophe (2. Pers.) wären reine *personnes allocutives* und damit ausschließlich auf Redeebene in Rechnung zu stellen (p. 58, 100)²⁶. Gegen die Behandlung des Adjektivs ist kaum etwas einzuwenden. Dagegen läßt sich die Darstellung des verbalen und des substantivischen Bereichs nicht mehr aufrecht erhalten, wenn man unsere obigen Modifikationen übernimmt: man muß in diesem Fall die Unterscheidung nach dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der *personne de langage* aufgeben und kann das Substantiv auf Systemebene nur noch aufgrund der fehlenden Bezugsmöglichkeiten zum Sprecher und Angesprochenen charakterisieren²⁷. Aus der Sicht des Substantivs ist es zweifellos richtig, den Vokativ und die Apostrophe als einzig innerhalb der spezifischen Rede Verwendung personenbezogen zu bezeichnen; dies rechtfertigt es aber noch lange nicht, von einer *personne allocutive* bzw. von einem reinen *discours*-Phänomen zu sprechen: der Bezug zur Person eignet nicht dem Substantiv, sondern dem Syntagmen- bzw. Satzbauplan, in den dieses eintritt; er ist somit gleichwohl auf Systemebene verankert. Auch hier macht sich wieder einmal störend bemerkbar, daß bei Guillaume der Begriff systemgebener sprachlicher Hierarchieebenen und im Zusammenhang damit auch das Bauplankonzept für höherrangige Einheiten weitgehend zu fehlen scheint.

Was die Theorie der Pronomina angeht, so weist Guillaume mit Recht darauf hin, daß dieser Terminus eigentlich nicht adäquat sei – einerseits zu eng, andererseits zu weit. Zu eng ist der Begriff deshalb, weil nur die Pronomina der 3. Pers. als für ein Nomen stehend angesehen werden können, nicht aber diejenigen der 1. und 2. Pers.; zu weit ist der Begriff, weil es sehr viele Einheiten dieser Klasse gibt, die ein Nomen nicht generell vertreten können, sondern nur bestimmte Satzpositionen: sie implizieren nach Guillaumes Terminologie auch Kasusmerkmale und/oder Präpositionen (p. 46, 108/09). In Anlehnung an Tesnière würden wir deshalb vorschlagen, von Proaktanten zu sprechen und durch einen beigefügten Zahlenindex die betroffene Aktantenposition zu kennzeichnen²⁸. – Trotz der Vorbehalte bleibt Guillaume beim Terminus Pronomen, und zwar unterscheidet er zwischen *pronoms supplétifs* und *pronoms complétifs* (p. 47/48, 55, 113/14, 120 usw.). Suppletive Pronomina wären solche, die allein stehen (z. B. *lui, le mien* etc.), kompletive Pronomina dagegen würden ein Verb oder ein Substantiv begleiten (beim Subst. z. B. Artikel, Possessivum, Demonstrativum). Guillaume versucht hier offensichtlich eine Trennung vorzunehmen, die in Richtung auf die spätere Unterscheidung Moignets von prädikativen und nichtprädikativen Pronomina verläuft²⁹, aber noch nicht zu einer wirklich adäquaten Erfassung der sprachlichen Verhältnisse gelangt. Probleme ergeben sich v. a. im verbalen Bereich, wo Guillaume z. B. zu *il* bemerkt, es handle sich um ein kompletives Pronomen bezüglich des Verbs, aber um ein suppletives Pronomen in bezug auf das Substantiv; die erste Funktion wäre schon in der *langue* gegeben, die zweite dagegen wäre ausschließlich auf *discours*-Ebene anzusiedeln. Auch hier macht sich wieder störend bemerkbar, daß Guillaume nicht zwischen verschiedenen Hierarchieebenen unterscheidet: beide Funktionen sind schon in der *langue* angelegt, und beide realisieren sich im *discours* – nur eben auf verschiedenen Niveaus; die «kompletive Funktion» ist auf Syntagmen- bzw. Satzebene anzusiedeln, während die «suppletive Funktion» satzübergreifenden Charakter hat (>Text).

²⁶ Entsprechend verfährt Guillaume mit dem Imperativ, cf. *Leçons 1948–49/C* p. 100 und WUNDERLI, *Modus und Tempus*, p. 218–38.

²⁷ Beim Pronomen ist dagegen eine solche Inbezugsetzung möglich; cf. auch unten.

²⁸ Entsprechend gibt es auch Prozirkumstanten (z. B. *y, en*).

²⁹ Cf. G. MOIGNET, *Le pronom personnel en français*, Paris 1965.

Das Fehlen des Hierarchieebenen-Begriffs führt auch an anderer Stelle zu inadäquaten Beurteilungen. Nach Guillaume besteht ein Substantiv aus einem *support* (grammatikalische Kategorie) und einem *apport* (Semantismus). Auf p. 114 lesen wir nun, das Pronomen markiere nur den *support*, während ein *apport* fehle, was in einem gewissen Widerspruch zu den Ausführungen auf p. 55 zu stehen scheint, wo die Funktion des (suppletiven) Pronomens als Rückverweis (Anapher) auf eine bereits etablierte Relation *support* – *apport* definiert wird. Auch diese Schwierigkeit läßt sich jedoch leicht ausräumen durch das Ansetzen verschiedener Niveaus: die *support*-Funktion wäre dann der Monemebene, die anaphorische Funktion dagegen der Textebene zuzuweisen; beide haben aber als in der *langue* angelegt zu gelten.

Was die Interpretation der einzelnen Pronomina angeht, so sind nach Guillaume *je, tu, il, ils* unfähig, den verbalen Bereich zu verlassen, während *nous, vous* sowohl im verbalen als auch im nominalen Bereich auftreten können (p. 72, 81). Dies bedeutet nichts anderes, als daß *je, tu* etc. nichtprädikativen Charakter haben – es muß also prädikative Oppositionsterme geben (*moi, toi* etc.) –, während *nous, vous* hinsichtlich der Differenzierung '± prädikativ' indifferent sind. Andere Pronomina, die den verbalen Bereich nicht verlassen können (und deshalb nichtprädikativen Charakter haben) wären *me, te, se* und *le, la, les*³⁰, während *lui* sowohl prädikativ als auch nichtprädikativ verwendet werden kann, im zweiten Fall aber nur in der Position des 3. Aktanten möglich ist (p. 73, 79, 81); usw. All diesen Ausführungen wird man – u. U. mit gewissen Detailkorrekturen – im Prinzip zustimmen. Dies ist jedoch nicht mehr der Fall, wenn Guillaume aus der Polyfunktionalität gewisser Formen auf eine totale Kohärenz des «psychischen» Systems schließt und andererseits ein Ungenügen des semiologischen Systems (Ausdrucksseite) annimmt: auf der Inhaltsseite wäre gewissermaßen immer das Maximum der Differenzierungsmöglichkeiten realisiert, doch würden auf der Ausdrucksseite z. T. die Wiedergabemöglichkeiten für die inhaltlichen Unterschiede fehlen. Geht man von einem zweiseitigen Zeichen im Sinne Saussures aus, kommt man zu einer bedeutend einfacheren Lösung: man setzt dann unterschiedlich organisierte oder verschieden weit vorangetriebene Differenzierungen in den einzelnen Teilbereichen an. So würde die Unterscheidung '± prädikativ' bei den Personalpronomen der 1./2. Pers. pl. fehlen (z. B. *nous* gegenüber *moi/je*); in der 1./2. Pers. sg. hätte man im nichtprädikativen Bereich eine Differenzierung zwischen erstem und nichterstem Aktant (*je/me*), die bei der 1./2. Pers. pl. fehlt (*nous, vous*), bei der 3. Pers. sg. dagegen aufgrund einer Unterscheidung zwischen 2. und 3. Aktanten noch weiter verfeinert ist (*il/le/lui*); usw.³¹.

Bedenken ergeben sich auch gegen die Behandlung der Pronomina *il, le, la, les, leur*, die Guillaume auflöst in ein Formans *-L-* und ein präfigiertes bzw. suffigiertes Element; diese Einheit *-L-* hätte gewissermaßen Zeichencharakter und wäre als Signifikat der «pronomes intraverbaux» (kompletive Pronomina im verbalen Bereich) zu betrachten (p. 95/96, 104/05). Dies scheint nun aber in verschiedenerlei Hinsicht fragwürdig zu sein. Einmal dürfte es kaum möglich sein, den affigierten Elementen *i-, -e, -a, -es* und *-eur* ebenfalls Zeichencharakter zuzuweisen – womit die vorgeschlagene Analyse der genannten Pronomina in jeweils 2 Moneme bereits hinfällig wird. Dann ist darauf hinzuweisen, dass *je, tu, me, te* doch auch «pronomes intraverbaux» sind – wo bleibt hier das Formans *-L-*? Und nicht einmal im Bereich der 3. Person findet sich *-L-* generell: *se* und *on* passen auch in einen reduzierten Rahmen nicht hinein. Andererseits findet sich das Element *-L-* auch in anderen Bereichen:

³⁰ Im nominalen Bereich verlieren diese Einheiten den Pronominalcharakter und werden zu Artikeln.

³¹ Ich hoffe, in absehbarer Zeit eine auf diesen Prinzipien beruhende Gesamtdarstellung der französischen Personalpronomen vorlegen zu können.

beim Artikel (*le, la, les*), beim Possessivum (*leur*), die alle in den nominalen Bereich gehören, sowie bei prädikativem *lui* (extraverbaler Bereich). Guillaumes Annahme führt zu einer Zahl von Ausnahmen, die größer ist als diejenige der abgedeckten Fälle. Eine derartige Erklärungshypothese kann wohl kaum als adäquat bezeichnet werden. Es dürfte deshalb sinnvoller sein, die genannten Pronomina nicht mehr weiter zu analysieren, sondern sie als jeweils ein Monem zu betrachten, das inhaltsseitig mehrere funktionelle Merkmale umschließt. – Schließlich wäre auch noch darauf hinzuweisen, daß die Inhaltsumschreibung 'possession' bei den sogenannten Possessiva wohl nicht zutreffend ist: bei Ausdrücken wie *mon père, mon Dieu, notre équipe* usw. kann wohl kaum von einem Besitzverhältnis gesprochen werden! Die Possessiva sind vielmehr Indikatoren der personalen Deixis³², d.h. sie haben einen sehr weiten allgemeinen Charakter; die Possession stellt nur einen (kontextuell oder situationell) spezifizierten Sonderfall innerhalb dieses Rahmens dar.

Auf die Inzidenztheorie soll hier nicht weiter eingegangen werden, da sie im 2. Band der nachgelassenen Vorlesungen viel ausführlicher und kohärenter zur Darstellung gelangt und wir zu den sich in diesem Zusammenhang ergebenden Problemen bereits anderweitig Stellung genommen haben³³. Dafür wollen wir uns etwas ausführlicher der Kasustheorie widmen. Es ist vorzuschicken, daß der Kasusbegriff bei Guillaume sehr weit gefaßt ist und im wesentlichen alle Satzfunktionen umfaßt. Das Französische wäre nun dadurch gekennzeichnet, daß es im nominalen Bereich auf Systemebene nur noch einen einzigen Kasus (*cas synthétique*) gibt, der die Funktionen des Subjekts, des Objekts (2. Aktant) und des Prädikatsnomens (*attribut*) umfaßt (cf. z. B. p. 58/59, 100, 103, 109, 111, 117/18, 225, 230); dieser Einheitskasus würde jeweils erst im *discours* aufgelöst, d.h. in der Funktion des Subjekts, Objekts oder Prädikatsnomens konkretisiert (p. 109, 225); ebenso könnten durch das Hinzutreten von Präpositionen auch neue Kasus gebildet werden, die aber ausschließlich der Redeebene angehören (p. 59, 111, 229/30). Diese Darstellung der Verhältnisse ruft nun wiederum die verschiedensten Vorbehalte hervor. Zwar ist es richtig, daß das Französische in der *langue* auf Lexie-Ebene keine Kasusdifferenzierung mehr kennt, und dieses Phänomen kann auch durchaus als Neuerung gegenüber dem Lateinischen angesehen werden (p. 101)³⁴. Alles weitere ist aber fragwürdig. Zuerst scheint die funktionale Eingrenzung des Einheitskasus nicht haltbar zu sein, ja Guillaume widerspricht sich in diesem Punkt sogar selbst: an einer anderen Stelle weist er nämlich dem *cas synthétique* alle Funktionen des Nomens zu, die auf der *Inzidenz* gründen, d.h. ohne Präpositionen realisiert werden: Attribut, Adverb, Subjekt, Objekt, Prädikatsnomen, Zirkumstanten wie *une fois, l'an dernier* usw. (p. 225/26, 229). Diese zweite Darstellung ist zwar zutreffender, vermag aber gleichwohl noch nicht zu befriedigen – v.a. deshalb nicht, weil die Präpositionalfälle so ausgeschlossen bleiben. Offensichtlich fehlen auch hier Guillaume wieder die Begriffe der Hierarchieebene und des Bauplans. Auf der Ebene der Lexie ist das Nomen in der Tat kasusindifferent; dem Kasus entsprechende Funktionen gibt es im Französischen nur auf der Ebene des Syntagmas und des Satzes. Diese funktionalen Differenzierungen können nun aber keineswegs dem Nomen *qua* Lexie zugeschrieben werden – auch nicht auf Redeebene; sie sind vielmehr Eigenschaften der Baupläne bzw. Bauplanpositionen, in die das Nomen bei der Aktivierung eintritt. Dies

³² Die Demonstrativa sind im Lat., Afr. und in den übrigen rom. Sprachen Partikeln der lokalen Deixis; die personale Deixis findet sich auch im verbalen Bereich wieder, wo zudem auch noch der temporalen Deixis Rechnung getragen wird (Indikativformen).

³³ Cf. GUILLAUME, *Leçons 1948–49/B*, p. 137ss., und WUNDERLI, *VRom.* 32 (1973), 298–300.

³⁴ Ob bei dieser Entwicklung allerdings die Schaffung einer Symmetrie zum Verb (ebenfalls nur ein «Kasus» [= Prädikatskasus]) eine so große Rolle gespielt hat, wie Guillaume annimmt, würde ich bezweifeln.

gilt nicht nur für die Funktionen des Subjekts, Objekts, Prädikatsnomens usw., sondern in gleichem Masse auch für die Verbindungen mit Präpositionen, die als Verwirklichungen von systemgegebenen Translationsmustern (z. B. *à* + Subst.) anzusehen sind. Wenn so auch auf Lexie-Ebene im Französischen keine Kasusdifferenzierung mehr existiert, so fehlen den Kasus vergleichbare Kategorien auf Systemebene gleichwohl nicht: sie sind jetzt nur auf einer ranghöheren Hierarchieebene angesiedelt und haben den Charakter von Bauplänen bzw. Bauplanpositionen.

Im Gegensatz zum Substantiv hätten die Pronomina die Kasusdifferenzierung und damit die Deklination bewahrt (p. 104, 108, 111, 121); eine Ausnahme würden nur die Indefinita machen, die die Kasusdifferenzierung ebenfalls aufgegeben hätten (p. 121/22). Während gegen die zweite Aussage nichts einzuwenden ist, hat die erste allzu absoluten Charakter³⁵: zwar gibt es im Bereich der Personalpronomina noch eine Flexion, aber sie erweist sich für alle Personen gegenüber dem Lateinischen als mehr oder weniger stark reduziert. – Ebenso ist die Behauptung, der Infinitiv könne nicht Prädikat sein, weil er den nominalen Einheitskasus repräsentiere (p. 103), nicht zutreffend. Einmal ist darauf hinzuweisen, daß Infinitive bei Eintritt in einen entsprechenden Satzbauplan durchaus in Prädikatsfunktion anzutreffen sind, z. B. als Imperative und v. a. negative Imperative (Afr.; It.); dann darf auch nicht verschwiegen werden, daß unter den gleichen Voraussetzungen selbst Substantive in Prädikatsfunktion auftreten können. Auch hier zeigt sich wieder deutlich, daß die Kasus (Funktionen) eben nicht Eigenschaften der Lexien bzw. Wortklassen sind, sondern vielmehr solche von bestimmten Bauplanpositionen.

Die Kasusproblematik leitet nun über zu Guillaumes Darstellung der Negation. Nach Guillaumes Auffassung wird bei *pas* und *point* – sofern sie Negationsfunktion haben – der in der *langue* gegebene *cas synthétique* nicht spezifiziert bzw. aufgelöst (p. 129/30); bei *personne* und *rien* dagegen fände eine solche Spezifikation statt (p. 131). Diese Ausführungen sind nur verständlich vor dem Hintergrund der Tatsache, daß nach Guillaumes Auffassung auch im Rahmen der Synchronie des Modernfranzösischen *pas*, *point*, *rien* und *personne* immer das gleiche Monem repräsentieren, ganz gleichgültig, ob sie als Negation oder als Substantiv auftreten. Alle diese Einheiten würden einen sich verengenden, zum Kleinen hintendierenden Kinetismus repräsentieren (p. 135ss.). Bei relativ früher Unterbrechung (*saisie*) würde eine 'kleine Einheit' in der Form eines Substantivs entstehen ([*le*] *pas*, [*le*] *rien* etc.; p. 123, 127–29); läuft dagegen das «Inhaltsprogramm» weiter ab, so gelangt man über das unendlich Kleine nach Überschreiten einer Schwelle zur Abwesenheit jeder Dimension, d. h. zur Negation (p. 127, 141). Dieser Dynamismus der Einheiten *pas*, *point*, *personne*, *rien* usw. müßte nun noch mit demjenigen von *ne* in Beziehung gesetzt werden: *ne* würde eine Bewegung auf die Negation hin einleiten, *pas*, *point* etc. dagegen würden die Negation vervollständigen (p. 123/24, 128/29, 136/37). Dieser Ansatz zeigt eine sehr deutliche Ähnlichkeit mit der Theorie von Damourette-Pichon und Tesnière, die die beiden Negationsteile als *discordantiel* und *forclusif* bezeichnen³⁶; gleichwohl vermag sie weniger zu überzeugen, da die Verbindung der beiden Elemente nicht zwingend erscheint: da im Rahmen von Guillaumes Hypothese *pas*, *point* etc. aufgrund ihrer Semantese von sich aus zu einem vollumfänglich negativen Wert gelangen, erweist sich das *ne* als überflüssiges Anhängsel, das eigentlich (und v. a. bei einer teleologischen Sprachkonzeption) schon längst hätte getilgt werden müssen. Trotz der Schwierigkeiten, die Existenz der zweiteiligen Negationen aufgrund dieses

³⁵ Cf. auch oben die Ausführungen zu den Pronomina.

³⁶ Cf. DAMOURETTE-PICHON, *Essai de grammaire de la langue française I*, p. 129ss. und L. TESNIÈRE, *Éléments de syntaxe structurale*, Paris 21969, p. 223ss.

Ansatzes zu erklären, scheinen mir aber andere Einwände noch gewichtiger zu sein. Da wäre zuerst einmal zu beanstanden, daß Guillaume nicht zwischen nuklearer und nexueller Negation unterscheidet³⁷, sondern annimmt, es würde in jedem Fall das Verb bzw. der Satz als Ganzes verneint (p. 127, 131, 141); dies ist aber gerade bei *ne... rien*, *ne... personne* usw. nicht der Fall, wo die Negation jeweils nur eine untergeordnete Satzposition betrifft. Dann scheint mir auch der Versuch, Negation und ausdrucksseitig identisches Substantiv als ein Monem anzusehen, aus der Sicht des modernen Sprachzustands nicht mehr statthaft zu sein: da es kaum mehr möglich sein dürfte, jeweils bei Substantiv und Negation noch gemeinsame Seme nachzuweisen, liegt im Sinne Hegers nicht mehr Polysemie, sondern Homonymie vor; wir müssen deshalb zwei verschiedene Moneme ansetzen. Dies gilt auf jeden Fall für *pas* und *point*, aber auch im Falle von *personne* und *rien* dürfte die Übereinstimmung bezüglich der Merkmale '+animé' bzw. '-animé' nicht ausreichen, um die Einheit zu retten: es handelt sich hierbei nicht um ein lexiesemantisches, sondern um ein morpho-syntaktisches bzw. kategorielles Merkmal, das zur Begründung einer Einheit nicht ausreicht. – Nicht zu befriedigen vermag auch Guillaumes Erklärungsversuch für die größere Expressivität von *(ne)... point* gegenüber *(ne)... pas*. Nach seiner Auffassung würde es sich um eine Art potenzierte Negation handeln, die letztlich wieder positiven Charakter hätte. Bedeutend wahrscheinlicher ist jedoch, daß die größere Expressivität von *point* auf seine geringere Frequenz zurückzuführen ist und überdies davon abhängt, daß *point* hinsichtlich der Unterscheidung '±prädikativ' neutral ist, während *pas* eindeutig nichtprädikativen Charakter hat³⁸.

Von ganz besonderem Interesse an diesem dritten Vorlesungsband ist die Tatsache, daß sich hier auch Ansätze zu einer Translationstheorie im Sinne Tesnières³⁹ finden, und auch die Termini *transformation*, *translation*, *translatif* etc. fehlen nicht (cf. z.B. p. 145, 187/88, 211). Allerdings ist der Translationsbegriff bei Guillaume auf die Satztranslationen (die Translationen 2. Grades bei Tesnière) beschränkt. Die Ausführungen konzentrieren sich v.a. auf die *complétive* und die Relativsätze, wo in jedem Fall eine Nominalisierung eines Satzes vorliegen würde. Bei der *complétive* spricht Guillaume von einer *nominalisation externe*, und zwar deshalb, weil das Translativ (*que*) außerhalb des umgewerteten Satzes liegt; entsprechendes gilt auch für die Konstruktionen mit *le fait que* (p. 146, 149, 163, 188). Beim Relativsatz dagegen hätten wir eine *nominalisation interne*, d.h. ein im Innern des umgewerteten Satzes liegendes Translativ (p. 150, 151, 162, 169/70, 188 usw.). Zu dieser Beurteilung kommt Guillaume aufgrund der Annahme von Transformationen des Typs *j'ai lu ce livre > ce livre que j'ai lu, j'ai parlé à Pierre > Pierre à qui j'ai parlé*, usw.

Das Vorhandensein eines Translationsansatzes bei Guillaume ist zweifellos eine erfreuliche Tatsache, und der Ansatz bringt z.T. auch beachtenswerte Resultate. So ist z.B. der Interpretation von *Que vous êtes heureux!* als Nominalisierung bzw. Nominalsatzverwendung in Verbindung mit einer exklamativen Intonation durchaus zuzustimmen, und entsprechendes gilt auch für die Interpretation von *ce* in *Ce que vous êtes heureux!* als zu einem Nominaltranslativ gehörender verstärkender (expressiver) Artikel (p. 167). Man wird Guillaume auch beipflichten, wenn er *est* in Präsentativkonstruktionen von Typ *c'est (...)*

³⁷ Cf. hierzu WUNDERLI, *Der Prosatz «non»*, in: M. SCHECKER – P. WUNDERLI, *Textgrammatik. Beiträge zum Problem der Textualität*, Tübingen 1975, p. 42–75, und TESNIÈRE, *Eléments*, p. 217ss.

³⁸ Noch problematischer ist Guillaumes Parallelisierungsversuch von *non* und *non pas* in bezug auf *ne* und *ne pas* (p. 142): *non* kennt weder eine dem expletiven *ne* (*ne discordantiel*) entsprechende Funktion noch kann es je als abgeschwächte Negation interpretiert werden: es handelt sich um einen vollwertig negierten Prosatz, dem eine expressive Variante *non pas* zur Seite steht. – Cf. hierzu WUNDERLI, *non* p. 56/57, N 31.

³⁹ Cf. TESNIÈRE, *Eléments*, p. 361 ss.

*qui/que*⁴⁰ als Reverbalisierungselement (>Translativ; p. 212/13), verwendet in Verbindung mit einer anaphorischen Partikel, interpretiert (p. 156, 187, 193, 219). Allerdings muß man sich hier die Frage stellen, ob eine derartige Erklärung nicht nur historische Gültigkeit hat und ob diese Präsentationsformeln aus der Sicht des modernen Sprachzustands nicht als lexikalisierte bzw. grammatikalisierte Elemente des Affektausdrucks bzw. der Rhemamarkierung anzusehen sind. Noch problematischer ist Guillaumes Erklärung von Konstruktionen des Typs *C'est à Pierre que j'ai parlé*, wo wir eine Art Mischung oder Kombination von *nominalisation externe* und *interne* hätten (p. 173). Stellt man dagegen die Existenz des Typs *C'est que j'ai parlé à Pierre* in Rechnung, so scheint es angemessener, den ersten Typ als normale Nominalisierung mittels *que*, verbunden mit einer expressiven Dislokation zu interpretieren.

Auch andere Punkte zeigen, daß Guillaumes Translationstheorie noch weit hinter derjenigen Tesnières zurückbleibt. So wird man bereits der Formulierung, die Translate würden Sätze in «Wörter» verwandeln (p. 145), nur mit Vorbehalten zustimmen; und wenn man dann noch liest, die Translate wären immer als «mots de discours» anzusehen (p. 152, 169), dann zeigt sich erneut, wie sehr Guillaume Begriffe wie Hierarchieebene und Bauplan fehlen: als Baupläne und Typen gehören die Translationen durchaus in die *langue* – als *discours*-Erscheinungen kann man sie nur in ihrer konkreten Einzelrealisierung bezeichnen. – Problematisch ist aber auch Guillaumes Behandlung der Relativtranslation nach dem Muster *j'ai lu ce livre* > *ce livre que j'ai lu*, werden hier doch ein vollständiger und ein unvollständiger Satz einander gegenübergestellt. Die Annahme einer eigentlichen Einbettungstransformation von *j'ai lu ce livre* in einen Satz wie *Ce livre est beau* o.ä. scheint mir bedeutend adäquater zu sein. Damit würde auch die schwer nachvollziehbare kinetische Erklärung hinfällig, nach der der Relativsatz eine frühe, die *complétive* dagegen eine späte Unterbrechung des Translationsdynamismus repräsentieren würde (p. 152)⁴¹. – Nicht befriedigend ist schließlich die Darstellung der Rolle der Präposition in diesem Zusammenhang. Zwar sieht Guillaume durchaus richtig, daß Nominaltranslate auch mit Präpositionen verbunden werden können (p. 147, 170); es fehlt dann aber der weitere Erkenntnisritt, daß dieses Zusammentreten als weitere, zusätzliche Translation zu interpretieren ist: das aus einer ersten Translation resultierende «Nomen» wird durch die Präposition (in der Regel) in einen Zirkumstanten verwandelt. Vor allem ist auch die Annahme abzulehnen, die Präposition sei vor einem «normalen» Substantiv (*nom de langue*) vollständig (= 1), vor einem mit *que* transponierten Satz dagegen unvollständig (= 1-q), wobei *que* dieses Manko wieder auffüllen würde (p. 148, 163). Die Präposition ist vielmehr immer gleich «unvollständig» oder «vollständig» und übt immer die gleiche Funktion aus: nämlich eine Adverbialtranslation zu leisten; ob als Basis dazu ein primäres Nomen oder ein durch eine Translation nominalisierter Satz dient, ist vollkommen unerheblich. In dieser Sicht erweist sich auch Guillaumes Interpretation von *parce que*, *jusqu'à ce que*, *de ce que* usw. als unannehmbar (p. 164/65, 166, 171): *ce* würde einen Teil der Inhaltslücke auffüllen, diese Aufgabe aber nicht vollumfänglich leisten können, weshalb dann *que* die «Restauffüllung» übernehmen müßte. Viel sinnvoller scheint

⁴⁰ Cf. z.B. *C'est la bière que je préfère*; *C'est lui qui est venu*; *C'est qu'il est bête*; etc.

⁴¹ Nicht zu überzeugen vermag auch die Unterscheidung von explikativem und determinativem Relativsatz p. 153/54. Zwar ist es – v.a. aus der Sicht der Intonationsforschung – durchaus richtig, den determinativen Relativsatz als integriertes Translat zu behandeln, während der explikative Relativsatz eine Parenthese darstellen würde. Dies aber an einem Beispiel wie *Pierre à qui j'en ai parlé m'a dit...* demonstrieren zu wollen, ist vollkommen abwegig: in Verbindung mit Eigennamen sind nur explikative Relativsätze möglich (ebenso bei referentiell eindeutig identifizierten Substantiven).

es zu sein, *ce* ursprünglich als eine Art Artikel anzusehen, der auch in Verbindung mit einem aus einer Satztranslation resultierenden Nomen verwendet werden kann⁴². Allerdings kann man nicht behaupten, *le* sei ein Artikel für die «noms de langue», *ce* dagegen ein solcher für die «noms de discours»: *ce* kann schließlich auch mit primären Substantiven auftreten, wogegen *le* von der Verwendung mit Nominaltranslaten ausgeschlossen ist⁴³. – Die obigen Ausführungen haben aber in jedem Fall nur für das Alt- und Mittelfranzösische Gültigkeit; aus der Sicht des Modernfranzösischen sind die erwähnten Konjunktionen als erstarrte, nicht mehr analysierbare Fügungen zu beurteilen. Guillaume scheidet in diesem Punkt – ähnlich wie Tesnière – nicht genügend sauber zwischen den verschiedenen Sprachzuständen, zwischen Synchronie und Diachronie.

Ein weiterer Mangel von Guillaumes Translationstheorie ist die Tatsache, daß sie – nach Tesnières Terminologie – nur die Translationen 2. Grades berücksichtigt, die Translationen 1. Grades (Translationen von Lexien) nicht als solche erkennt (cf. p. 155, 159); immerhin gibt es gewisse Ansätze in dieser Richtung, erklärt doch Guillaume p. 110, die Präpositionen hätten u. a. die Aufgabe, neue Funktionen des Substantivs in der Rede zu kennzeichnen, und p. 227/28 werden die Präpositionen als integrierender Bestandteil der «adverbes de discours» (*à contrecœur* etc.) angesehen⁴⁴.

In weit höherem Maße anfechtbar ist schließlich noch Guillaumes Expressivitätstheorie, wobei er unter *Expressivität* alle affektischen Elemente versteht; ihr Gegenstück wäre die *Expression*, d. h. die objektive Wiedergabe von Sachverhalten mithilfe von systemgegebenen sprachlichen Elementen. Nach Guillaumes Auffassung würde eine konkrete Rede (*discours*) nun immer aus Expressivität und Expression bestehen, und zwar wären die beiden Komponenten jeweils komplementär (*expression* + *expressivité* = 1; cf. p. 196, 207). Diese Auffassung gleicht stark der Darstellung des Verhältnisses von *parole organisée* und *parole prégrammaticale* bei Sechehaye⁴⁵, und wenn Guillaume den affektischen Elementen im System keinen Platz einräumen will (p. 197), trifft er sich erneut mit der Auffassung des Genfer Saussure-Schülers. Eine derartige Auffassung ist heute jedoch nicht mehr vertretbar, hat doch z. B. die Intonationsforschung der letzten Jahre gezeigt, daß die Elemente des prosodischen Affektausdrucks zwar teilweise motiviert sind, gleichwohl aber im Rahmen der modernen Sprachen als konventionalisiert und systemgegeben gelten können⁴⁶. Und sind etwa Präsentationsformeln wie *c'est que, c'est... qui/que, voilà ... qui/que* etc., die von Guillaume selbst als Affektausdrücke anerkannt werden (cf. p. 186/87, 193, 212 etc.), nicht auch systemgegeben? Es zeigt sich hier erneut, welche schwerwiegende Folgen das Fehlen der über der Lexie liegenden sprachlichen Hierarchieebenen zeitigen kann.

Auf den gleichen Mangel ist auch die unhaltbare Behauptung Guillaumes zurückzuführen, Expressivität gebe es nur im nominalen Bereich (z. B. bei den Pronomina, während das Verb in dieser Hinsicht «impermeabel» sei [p. 101/02, 205, 211]): bei Berücksichtigung von prosodischen Phänomenen wie Insistenzakzent, Affektprogrammen usw. wäre sofort klar

⁴² Cf. auch oben die Interpretation von *Ce que vous êtes heureux!*, sowie *Leçons 1948–49/C*, p. 165.

⁴³ In diesem Sinne ist die Darstellung bei Guillaume (p. 165) zu korrigieren, nach der *le* als «article pour nom de langue» *ce* dagegen als «article pour nom de discours» anzusehen wäre.

⁴⁴ Auch *une fois, l'année prochaine* etc. in Zirkumstantenposition werden richtig als Adverbien interpretiert (p. 225/26), doch fehlt auch hier der Translationsbegriff (Translativ \emptyset).

⁴⁵ Cf. A. SECHEHAYE, *Programme et méthodes de la linguistique théorique*, Paris – Leipzig – Genève 1908, und *Les trois linguistiques saussuriennes*, *VRom.* 5 (1940), 1–48.

⁴⁶ Cf. demnächst P. WUNDERLI – K. BENTHIN – A. KARASCH: *Französische Intonationsforschung*, Tübingen 1978, Kap. 4.6., 4.7., 5.2.

geworden, daß auch die Verben als Basis für die Affektwiedergabe dienen können⁴⁷. Der Hinweis auf die an das Verb gebundenen Pronomina ist insofern nicht stichhaltig, als die Unfähigkeit dieser Elemente zur affektischen Hervorhebung nicht durch das Verb bedingt ist, dessen Satelliten sie sind, sondern vielmehr durch das ihnen eignende Merkmal '– prädikativ'. Hat man all das erst einmal erkannt, dann kann man auch nicht mehr wie Guillaume behaupten, Expressivität und Verb seien zwar gegeneinander austauschbar, nicht aber untereinander kombinierbar (p. 206/07, 211). Die Existenz des Imperativs ist hier wohl geflissentlich übersehen worden⁴⁸!

Alles in allem muß Guillaumes Expressivitätstheorie als unausgereift und im wesentlichen verunglückt bezeichnet werden.

Die lange Liste von Kritikpunkten darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß der vorliegende Band vieles enthält, dem wir vorbehaltlos zustimmen können: er reizt nicht nur zum Widerspruch, er liefert auch eine Fülle von positiven Anregungen. Darüber hinaus erweist sich der Band auch als für die Geschichte der Sprachwissenschaft von außerordentlicher Bedeutung. Wir haben bereits oben auf das Problem der Saussure-Rezeption – v.a. hinsichtlich der Begriffe *langage*, *langue*, *parole*, *diachronie* und *synchronie* – hingewiesen. Guillaume erweist sich hierbei als sehr «eigenwilliger» Saussure-Interpret, der auch nicht davor zurückscheut, den Genfer Meister zu kritisieren und ihm zahlreiche (angebliche) Unterlassungssünden vorzuwerfen – u. a. z. B. auch, daß er zwar den Systemcharakter der Sprache erkannt, letztlich aber keine Konsequenzen aus dieser Erkenntnis gezogen habe (p. 224). Dieser Vorwurf ist zweifellos nicht gerechtfertigt, denn Saussure hat – wie v.a. die Studentenskripte zeigen – immer wieder versucht, wenigstens sprachliche Teilsysteme darzustellen. Man hat manchmal den Eindruck, Guillaumes Verhältnis zu Saussure sei ein sehr zwiespältiges gewesen, ein Gemisch von Bewunderung einerseits und Ablehnung andererseits. Immerhin erwähnt er Saussure ausdrücklich als einen seiner geistigen Stammväter – eine Ehre, die nur wenigen widerfahren ist. Wir haben gesehen, daß es ganz offensichtliche Berührungspunkte mit Secheyne⁴⁹ und v.a. Tesnière gibt; auch Anklänge an Bühler und Hjelmslev fehlen nicht. Keiner dieser Forscher wird jedoch erwähnt. Dafür findet sich in diesem Band ein eindeutiger Hinweis auf Humboldt – eine Quelle, die ich schon früher vermutet hatte – der (ähnlich wie Saussure in Bezug auf den Systembegriff) dafür gelobt wird, das genetische Prinzip auch für den synchronischen Bereich gültig erklärt zu haben, sich aber auch die Kritik gefallen lassen muß, diese Erkenntnis nicht genügend ausgewertet zu haben (p. 223/24).

Es zeigt sich somit, daß sich gerade in wissenschafts- und rezeptionsgeschichtlicher Hinsicht das Werk Guillaumes noch außerordentlich viele Möglichkeiten bietet und sich hier ein weiter und fruchtbarer Forschungsbereich vor uns auftut.

Peter Wunderli

⁴⁷ Auch der Versuch, zwischen einer expliziten (Präsentationsformeln wie *c'est que...* etc.) und einer impliziten Expressivität (Intonation) zu unterscheiden (p. 185, 206/07), vermag Guillaume in diesem Fall nicht zu retten, ganz im Gegenteil: er muß ihm den Vorwurf zuziehen, den Zeichencharakter der prosodischen Phänomene verkannt zu haben.

⁴⁸ Daß der Imperativ im Französischen nur eine besondere Nutzung von Indikativ bzw. Konjunktiv darstellt, schwächt dieses Argument in keiner Weise (cf. WUNDERLI, *Modus und Tempus*, p. 218–38), ganz im Gegenteil, es verleiht ihm im Rahmen von Guillaumes Ansatz noch zusätzliches Gewicht!

⁴⁹ Cf. auch unsere Besprechung der *Principes de linguistique théorique de Gustave Guillaume*, *VRom.* 35 (1976), 154–161.

W. H. HIRTLE, *Time, Aspect and the Verb*, Québec (Les Presses de l'Université Laval) 1975, 149 p.

Mais d'être guillaumien n'a jamais empêché de faire d'excellente linguistique. Ch. Camproux¹

Das als Motto vorangestellte Zitat von Ch. Camproux, das sich auf die *Phrase occitane* von Robert Lafont bezieht, gilt in gleichem, wenn nicht sogar verstärktem Maße auch für die vorliegende Studie von Walter H. Hirtle: es handelt sich um eine in jeder Hinsicht hervorragende Arbeit, in der zwar die Charakteristika jeder guillaumistischen Arbeit nicht fehlen, die aber derart klug und umsichtig angelegt ist, daß ihre Resultate weitgehend vom spezifischen Ansatz unabhängig sind. Abstrahiert man von einigen guillaumistischen Topoi wie dem *temps opératif*, der *Chronogenese*, der Organisation der ersten und zweiten *Chronothese* (*mode quasi-nominal*: Inf. mit den Partizipien in einem Teilsystem zusammengefaßt; *mode subjonctif*: ansteigende bzw. fallende Zeitsicht in den beiden Konjunktivformen) usw.², so können auch wir die Ergebnisse praktisch ohne Einschränkungen übernehmen. Dies gilt nicht nur für die zahlreichen, in jeder Hinsicht vorbildlichen Beispielinterpretationen, sondern auch für die Systemwerte, die Hirtle den diskutierten Formen zuweist.

Das Buch nimmt eine Studie aus dem Jahre 1967 wieder auf, in der sich Hirtle mit dem Gegensatz zwischen der *simple* und *progressive form* im Englischen befaßt hatte³; schon damals kündigte der Verfasser an, daß er sich in einer weiteren Arbeit mit der Opposition zwischen «einfachen» (*I sing*) und «zusammengesetzten» (*I have sung*) Formen befassen werde, d. h. mit dem, was in guillaumistischer Terminologie als Aspektopposition bezeichnet wird⁴ und was ich in Anlehnung an Hilty *Aktionsstand* nenne⁵. Es kann deshalb nicht erstaunen, daß die beiden Studien weitgehend identisch aufgebaut sind und so zusammen eine kohärente Darstellung des Kerns des englischen Verbalsystems liefern.

Nun mag man sich allerdings fragen, wieso eine anglistische Arbeit in einer romanistischen Zeitschrift besprochen wird. Hierfür gibt es zwei Gründe. Zum einen ist der Guillaumismus zwar eine Methode, sich mit der Sprache zu befassen, die mit bestimmten Modifikationen auf alle Idiome angewandt werden kann – die Arbeiten Guillaumes und seiner Schüler beweisen dies zur Genüge; gleichwohl ist sie aber v. a. in Auseinandersetzung mit den spezifischen Verhältnissen im Französischen entstanden und dadurch in entscheidenden Punkten geprägt. Zum andern eröffnen sich aufgrund der Studie(n) von Hirtle eine Fülle von interessanten Parallelen und Vergleichsmöglichkeiten zwischen dem Englischen und Französischen, die noch dadurch unterstrichen werden, daß als Anhang die englische Übersetzung einer Studie von Roch Valin über den «Aspekt» im Französischen abgedruckt ist⁶.

Die Arbeit beginnt mit einem kurzen Vorwort, in dem auf die lange Diskussion um die Aspektfrage im Englischen hingewiesen wird (p. 1/2). Die anschließende Einleitung (p. 3–21)

¹ Cf. CH. CAMPROUX, *RLiR* 33 (1969), 419.

² Cf. hierzu v. a. P. WUNDERLI, «Sémiologie», «*temps opératif*» und «*chronogénèse*», *VRom.* 32 (1973), 1–21; **Leçons de linguistique de Gustave Guillaume 1948–49*, p. p. R. VALIN, Série B: Québec-Paris 1971, *VRom.* 32 (1973), 291–301; *Zur Saussure-Rezeption bei Gustave Guillaume und in seiner Nachfolge*, *Historiographia Linguistica* 1 (1973), 27–66.

³ Cf. W. H. HIRTLE, *The Simple and Progressive Forms – an Analytical Approach*, Québec 1967 (= *SPF*).

⁴ Cf. HIRTLE, *SPF*, p. 111.

⁵ Cf. G. HILTY, *Tempus, Modus und Aspekt*, *VRom.* 24 (1965), 292/93; P. WUNDERLI, *Modus und Tempus*, Tübingen 1976, p. 6/7.

⁶ Die ursprüngliche Fassung *Les aspects du verbe français* ist erschienen in den *Mélanges Rosetti*, Bukarest 1965, p. 967–75.

gibt in gedrängter Form einen Abriß der Guillaumistischen Grundaxiome und stellt dann die darauf basierende Verbtheorie dar. Kernpunkt der Arbeit ist das (relativ kurze) Kapitel «Aspect in tongue» (p. 22–31), in dem die Grundwerte der einfachen und zusammengesetzten Verbformen auf Systemebene entwickelt werden. Im anschließenden Kapitel «Aspect in discourse» (p. 32–128) werden dann die möglichen Norm- und Nutzwerte in voller Breite dargestellt und auf die vorher ermittelten Grundwerte zurückgeführt bzw. organisch aus ihnen abgeleitet. Beeindruckend an diesem Kapitel ist neben der gekonnten Inbezugsetzung von System- und Redeebene v. a. die Art der Beispielinterpretation, die jeweils nicht nur die Referenzebene, sondern auch Situation und Kontext im weitesten Sinne mitberücksichtigt: die lexikalische Füllung der Verbposition⁷, die syntaktische und lexikalische Einbettung, die Beziehungen zum suprasegmentalen Bereich usw. werden fast in allen Fällen in gebührender Weise mitberücksichtigt; Argumentationen, die ausschließlich auf dem Morphemsignifikat beruhen und die übrigen Komponenten des Gefüges von interaktionellen Elementen vernachlässigen, sind außerordentlich selten.

Auf die guillaumistische Grundlage der Arbeit wollen wir hier nicht weiter eingehen, haben wir doch schon früher zu den durch diesen methodischen Ansatz aufgeworfenen Problemen ausführlich Stellung genommen⁸. Auf zwei Punkte soll immerhin kurz hingewiesen werden. Wir haben an anderer Stelle bemängelt, daß das zweiseitige Zeichen bei Guillaume weitgehend zerstört wird; im System vorgegeben sind primär nur die Inhalte (Signifikate), die erst in der Aktivierung (*acte de langage*) mit den ihnen bestimmten Signifikanten zusammengefügt werden⁹. Gleichwohl wird daneben noch eine typisierte, in der *langue* existierende Form der Signifikanten angenommen, eine *parole de langue*¹⁰. Einen ähnlichen Widerspruch findet man nun auch bei Hirtle, der zwar p. 5 sowohl dem Signifikat als auch dem Signifikanten je eine spezifische Existenzform in der *langue* und im *discours* zuweist, dann aber p. 11 erklärt, der Signifikant werde erst nach der Inhaltsgenese mit dem Signifikat verbunden: damit wird die Zweiseitigkeit des Zeichens auf Systemebene, die vorerst gerettet schien, wieder zurückgenommen. – Nicht einverstanden erklären kann ich mich auch mit Hirtles Gleichsetzung *Prädikativität* > *offene Reihe* und *Nichtprädikativität* > *geschlossene Reihe* (p. 12) – eine Identifikation, die wohl auch nicht im Sinne von Guillaume und Moignet sein dürfte: schließlich gibt es auch eindeutig geschlossenen Reihen angehörende Pronomina, die unverkennbar prädikativen Charakter haben, z. B. Possessiva (*le mien, le tien* usw.), Demonstrativa (*celui, celle* usw.), Personalpronomina (*moi, toi* usw.) und wohl auch Indefinita (*chacun, quelqu'un* etc.)!

Was nun die Gesamtdarstellung des englischen Verbalsystems angeht, so ist es nach Hirtles Ausführungen in vielen (wenn auch nicht allen) Punkten mit dem französischen vergleichbar. Es würde ebenfalls drei Chronothesen aufweisen (p. 14/15), von denen die erste (*mode quasi-nominal*) und die zweite (*mode subjonctif*) gleich organisiert wären wie im Französischen. Erhebliche Unterschiede gibt es dagegen auf der dritten Stufe (*mode indicatif*), wo den fünf (einfachen) französischen Tempora nur deren zwei im Englischen gegenüberstehen: eine Vergangenheit (*past*) und eine Nichtvergangenheit (*non-past*; p. 15/16,

⁷ Hierbei geht es v. a. um die Aktionsart der verschiedenen Verben bzw. ihre Affinität zu den einzelnen «Aspekten» (p. 90/91), die verschiedenen Sememe eines Verbs, die oft unterschiedliche «Aspektverträglichkeiten» aufweisen (p. 36ss.), usw.

⁸ Cf. hierzu v. a. die in N 3 zitierten Arbeiten.

⁹ Cf. hierzu WUNDERLI, *Historiographia Linguistica* 1 (1973), 51 ss.; **Principes de linguistique théorique de Gustave Guillaume*, Québec-Paris 1973, *VRom.* 35 (1976), 154–161.

¹⁰ *Parole* ist hier nicht im Sinne Saussures verwendet, sondern bezeichnet den das lautliche Manifestationsmedium benutzenden Signifikanten.

33/34); das «Futurum» wird nicht als gleichberechtigtes, auf Systemebene gegebenes Tempus angesehen, sondern als Periphrase vom Typ *shall/will* + Inf. mit möglichem (nicht obligatorischem) Futurnutzwert (p. 34, 122ss.) – eine meiner Auffassung nach durchaus zutreffende Charakterisierung. Damit wäre der Indikativbereich im Englischen so organisiert, wie ich es für den Konjunktiv im Afr., Prov., Sp., It. usw. dargestellt habe¹¹. Es fragt sich nun allerdings, ob damit im Englischen der Indikativ nicht praktisch mit dem Konjunktiv zusammenfällt¹² – aber inwieweit ist der Konjunktiv im Englischen überhaupt noch vital? und gibt es tatsächlich noch einen Konj. «Präsens» und einen Konj. «Imperfekt»? Diese Fragen bedürfen zweifellos noch einer weiteren Abklärung.

Was nun den Zeitbezug der Verbformen angeht, so unterscheidet Hirtle zwischen zwei verschiedenen Arten von Zeit. Einerseits wäre die sogenannte «Universumszeit» von Bedeutung, die die Einordnung des Geschehens in den unendlichen Zeitfluß leisten würde (p. 22); andererseits müßte man der Vorgangszeit (*event time*) Rechnung tragen, die das auf das Geschehen der Handlung selbst zurückbezogene Stadium ihrer Entwicklung markiert¹³. Die Vorgangszeit wird nun als Aspekt bezeichnet; sie würde sich bei allen Modi und Tempora aufgrund des Gegensatzes zwischen einfacher und zusammengesetzter Form manifestieren, wobei man die zusammengesetzte Form als Ausdruck einer handlungsinternen Vergangenheit gegenüber der einfachen Form zu betrachten hätte (p. 23, 24).

Der Begriff der «Universumszeit» scheint mir nun recht fragwürdig zu sein. Gemeint ist damit offensichtlich die Fixierung eines Geschehens in bezug auf die Kategorien *past/non-past* (bzw. Vergangenheit/Gegenwart/Zukunft im Französischen). Diese Fixierung erfolgt nun aber keineswegs im Rahmen der astronomischen (universellen) Zeit, und ebensowenig hat sie etwas mit dem physikalischen oder gar dem kalendarischen Zeitbegriff zu tun; vielmehr ist sie deiktischer Natur, d. h. immer auf das jeweilige *hic et nunc* des Sprechers bezogen, der bei seiner Wanderung auf der unendlichen Zeitlinie (bzw. einem Bruchstück von ihr) diese in jedem Moment aufgrund seiner Zeitgebundenheit anders unterteilt. Es ist in diesem Fall zweifellos sinnvoller, von *erlebter Zeit* (Hilty) oder noch besser von *deiktischer Zeit* zu sprechen.

Adäquat ist dagegen der Begriff der *Vorgangszeit*, die auch ausdrücklich als definitiorische (und nicht deiktische) Kategorie dargestellt wird (p. 63). Weniger glücklich scheint mir dagegen die Bezeichnung *Aspekt* zu sein. Zwar ist es im Prinzip unerheblich, welche Etiketten man verwendet, sofern der hinter ihnen stehende Inhalt genügend explizit definiert ist – und dies ist hier ganz offensichtlich der Fall; gleichwohl ist die hier benutzte Terminologie konfusionsträchtig, und zwar deshalb, weil man sich daran gewöhnt hat, die Bezeichnung *Aspekt* für ganz andere (ebenfalls definitiorische) Gegensätze im verbalen Bereich zu verwenden: für die Opposition zwischen perfektiven und imperfektiven Verben im Russischen, die Opposition Ps./Impf. im Französischen und den entsprechenden Formen in anderen romanischen Sprachen, die Opposition *simple/progressive form* im Englischen, usw. Ich würde es deshalb vorziehen, für den Gegensatz *he sings/he has sung* die Bezeichnung *Aktionsstand* zu verwenden¹⁴ und die Bezeichnung *Aspekt* für ihren traditionellen Verwendungsbereich zu reservieren.

¹¹ Cf. WUNDERLI, *Modus und Tempus*, p. 67ss.

¹² Eine Charakterisierung des Konj. «Präsens» als «steigend», des Konj. «Imperfekt» als «fallend» haben wir abgelehnt; cf. P. WUNDERLI, *Die Teilaktualisierung des Verbalgeschehens (Subjonctif) im Mittelfranzösischen*, Tübingen 1970, p. 22/23 und *VRom.* 32 (1973), 16/17.

¹³ Cf. HIRTLE, *TAV*, p. 22, 24; *SPF*, p. 16.

¹⁴ Cf. hierzu G. HILTY, *VRom.* 24 (1965), 292/93; WUNDERLI, *Modus und Tempus*, p. 6/7 und N 20.

Der Gegensatz zwischen *simple* und *progressive form* wird nun allerdings von Hirtle nicht als Aspektgegensatz akzeptiert¹⁵ – mit einer Begründung, die mir aber nicht stichhaltig zu sein scheint:

Thus for example, the simple form in a sentence like *He ran to the corner* expresses the whole of an event's duration, whereas the progressive here, *He was running to the corner*, expresses only part of the duration¹⁶. There are, however, other uses where the simple form does not evoke the whole of the event's duration, e. g., *He knows the answer*. One cannot, therefore, distinguish between these two forms on the level of tongue simply by appealing to the representation of the event's duration, i.e. of event time.

Hirtle, *TAV*, p. 23

Was dieses letzte Beispiel zu zeigen in der Lage ist, ist nicht, daß der erwähnte Gegensatz aus der Aspektkategorie ausgeschlossen werden muß, sondern vielmehr, daß die vorgeschlagene Definition nicht adäquat ist, und zwar deshalb nicht, weil sie ein vorgangsbezogenes quantitatives Element enthält. Setzt man an ihre Stelle dagegen eine Definition wie *Komplexivität* /v/ *Kursivität*¹⁷ bzw. *Außenschau* /v/ *Innenschau* und hält man fest, daß diese Perspektivwahl (unter Ausschluß jeder quantitativen Komponente) jeweils im Rahmen einer bestimmten Zeitstufe und nur für diese Gültigkeit hat, so steht einer Klassifikation als systemgegebene Aspektopposition nichts mehr im Wege. Bei einer derartigen Sicht der Dinge zeigt sich auch eine sehr deutliche Funktionsähnlichkeit der erwähnten Opposition mit dem Gegensatz P.s. /v/ Impf. im Französischen, P.r. /v/ Impf. im Italienischen usw. Offensichtlich haben wir hier eine Konvergenz verschiedener europäischer Kultursprachen, die aber noch bei weitem nicht zu identischen Verhältnissen führt: Die Unterscheidung von komplexivem und kursivem Aspekt existiert im Französischen (und den übrigen romanischen Sprachen, soweit sie eine derartige Opposition überhaupt kennen) nur im Vergangenheitsbereich, während die Zeitstufen der Gegenwart und der Zukunft sich in dieser Hinsicht neutral verhalten; im Englischen dagegen existiert sie (mit gewissen Einschränkungen, cf. unten) in allen (bzw. beiden) Zeitbereichen (Vergangenheit und Nichtvergangenheit).

Es muß an sich erstaunen, daß Hirtle aus der Tatsache, daß die Beispiele sich einer Definition des Gegensatzes zwischen *simple* und *progressive form* verschiedentlich nicht fügen (p. 23, 106), nicht die notwendigen Konsequenzen gezogen hat, und noch eigenartiger mutet es an, wenn er die *progressive form* in den Bereich der Diathese (*system of voice*) verweisen will: sie würde direkt zum Aktiv und zum Passiv in Opposition stehen und wäre als Medium anzusehen¹⁸. Seine Begründung hierfür: bei Verwendung einer *progressive form* wäre ein Teil der Handlung schon abgelaufen und würde sich deshalb der Verantwortlichkeit bzw. dem Zugriff des Subjekts entziehen – es läge also eine typisch mediale Situation vor. Hier liegt meiner Ansicht nach eine unerlaubte Gleichsetzung von Handlungsablauf und Verantwortlichkeit für das Geschehen vor: ob eine Handlung ganz oder teilweise abgelaufen ist (bzw. – in unserer Sicht – unter komplexivem oder kursivem Aspekt gesehen wird) hat mit der «Verantwortlichkeit», der Diathese überhaupt nichts zu tun: es liegen hier unabhängige sprachliche Kategorien vor, die sich prinzipiell durchaus miteinander kombinieren

¹⁵ Cf. HIRTLE, *TAV*, p. 23; *SPF*, p. 16.

¹⁶ Für die Definition der Opposition *simple* /v/ *progressive form* als 'ganzheitliche' /v/ 'partielle Sicht des Geschehens' cf. auch HIRTLE, *TAV*, p. 27, 102/03; *SPF*, p. 15, 26, 111.

¹⁷ Cf. hierzu HILTY, *VRom.* 24 (1965), 274–76, 289; WUNDERLI, *Modus und Tempus*, p. 92ss.

¹⁸ Cf. HIRTLE, *TAV*, p. 129; *SPF*, p. 111.

lassen; daß dies im Englischen nicht üblich ist, dürfte auf ein auf Normebene anzusiedelndes Interdikt zurückzuführen sein¹⁹.

Kommen wir nach diesem Exkurs zurück auf die Interpretation des Gegensatzes zwischen einfacher und zusammengesetzter Verbform. Nach Hirtle markiert die zusammengesetzte Form eine Art Vergangenheit innerhalb jeder Zeitsphäre. Im Rahmen der guillaumistischen Konzeption der dynamischen Inhaltsgenese würde in diesem Fall die Unterbrechung des Kinetismus (*saisie*) nach dem Abschluß der Handlung stattfinden (exotropische Sicht; transzendenter Aspekt), während die einfache Form eine Unterbrechung vor oder zum Ende der Handlung markieren würde (endotropische Sicht; immanenter Aspekt); im zweiten Fall würde deshalb das Geschehen selbst, im ersten dagegen der aus diesem resultierende Zustand dargestellt (p. 24–26). Diese Tatsache würde auch erklären, warum es bei den zusammengesetzten Formen – genau wie bei den Zustandsverben – normalerweise keine Möglichkeit zur Bildung einer *progressive form* gibt²⁰.

Ein Resultat, eine Abgeschlossenheit (*accompli*) auf einer bestimmten Zeitstufe kann nun allerdings prinzipiell jederzeit in einen vorzeitigen Handlungsablauf (*accomplissement*) uminterpretiert werden:

Insofar as the transcendent aspect is concerned, if by the use of the expression «present tense» it is implied that the auxiliary must be situated in that narrow stretch of time «the present moment», then it necessarily follows that the accomplished event, because it precedes the result phase, «happened in the past», is «a past occurrence».

Hirtle, *TAV*, p. 35²¹

Ob im Einzelfall eine Verwendung in der primären oder in der abgeleiteten Bedeutung anzusetzen ist, ist weitgehend von Situation und Kontext, insbesondere von der Verbindung mit bestimmten Adverbien abhängig (p. 35, 70). Wenn auch prinzipiell immer möglich, muß aber doch betont werden, daß die umgewertete Funktion kein Systemwert ist, sondern immer nur Nutzwertcharakter hat (p. 33/34, 62) – ein Nutzwert überdies, der auf allen Zeitstufen eindeutig seltener ist als die Verwendung im Rahmen der primären Funktion (p. 32/33). In diesem Punkt unterscheidet sich das Englische eindeutig vom Französischen, wo zumindest beim P. c. der sekundäre Wert heute dominiert.

Interessant an Hirtles Ausführungen ist zweifellos auch die Feststellung, daß dort, wo eine zusammengesetzte Form vergangenheitsbezogen ist, dieser Vergangenheitsbezug immer eine Art «Umweg» über die Gegenwart impliziert (p. 63, 70, 76, 78). Dies läuft in etwa auf das gleiche hinaus, wie wenn ich von einem (auf Normebene anzusiedelnden) perspektivischen Aspekt spreche²². Wichtig ist dabei, daß die Quantität der Vergangenheitsdistanz für die Verwendung der einfachen oder zusammengesetzten (umgewerteten) Vergangenheitsform an sich unerheblich ist; entscheidend ist nur, ob der Sprecher das vergangene Geschehen ausdrücklich in Perspektive zur Gegenwart setzen will oder nicht (p. 68). – Nicht minder wichtig ist Hirtles Hinweis darauf, daß das Fehlen einer über einfache Formen gekennzeichneten «Vorvergangenheit» in den Bereichen *past* und *non-past* sehr unterschiedliche distributionelle Verhältnisse schafft: eine Kombination einfache/zusammengesetzte Form des

¹⁹ Wie HIRTLE, *TAV*, p. 27, *SPF*, p. 27, 31 ausführt, existiert für Zustandsverben normalerweise keine *progressive form*, also *to be > is*, aber **is being*; deshalb kann auch zu *is beaten* keine Form **is being beaten* gebildet werden.

²⁰ Cf. HIRTLE, *TAV*, p. 27; *SPF*, p. 27, 31.

²¹ Cf. auch WUNDERLI, *Modus und Tempus*, p. 6–8, 93–95.

²² Cf. WUNDERLI, *Modus und Tempus*, p. 99ss.

past würde bei «Präsentisierung» oft eine Kombination von einfacher *past*- und *non-past*-Form ergeben (p. 48, 50): es ist somit unverkennbar, daß zwischen Aktionsstand («Aspekt») und Zeitstufe gewisse Interaktionsmöglichkeiten existieren (p. 49).

Interessant sind auch die Bedeutungsanalysen von *realize*, *understand*, *assume*, *get/have* usw. (p. 36, 38), die als durchaus zutreffend gelten können. Nur eines scheint mir zu beanstanden zu sein: nämlich daß alle diese Fälle in den gleichen Topf geworfen werden. In Wirklichkeit liegen aber zwei sehr unterschiedliche Phänomene vor: einerseits haben wir Verben mit zwei verschiedenen Sememen (*realize* etc.), andererseits Fälle, wo das *accompli* eines Verbs in etwa dem *accomplissement* eines anderen Verbs gleichgesetzt werden kann (z. B. *have got* > *have*).

Bleiben noch einige Einzelbemerkungen:

- P. 27–29 behandelt Hirtle die Konstruktion *do* + Inf., die er auf die gleiche Stufe stellt wie die einfachen und zusammengesetzten Verbformen. Dies scheint mir unstatthaft zu sein: soweit *do* + Inf. als «Träger» für die Negation- und Interrogationsmarken dient, haben wir einen (systemgegebenen) *Bauplan*, der auf einer höheren Hierarchiestufe anzusiedeln ist als die Tempus- und Aktionsstandmorpheme. Dort, wo *do* + Inf. zum Ausdruck der Fähigkeit verwendet wird, liegt eine (normgegebene) Periphrase vor.
- P. 54 weist Hirtle darauf hin, daß der simultane oder sukzessive Charakter von im *past* stehenden Handlungen in der Regel nur aufgrund der Situation und des Kontextes ermittelt werden kann; im Französischen schreibt die Norm hierfür das Impf. bzw. P.s. vor, wobei diese Norm jedoch auch durchbrochen werden kann (z. B. beim «impressionistischen» Imperfekt).
- P. 59 zeigt Hirtle, daß es im Englischen auch ein «Plusquamperfekt» *de conatu* gibt; im Französischen scheint nur das Imperfekt in dieser Verwendung üblich zu sein.
- P. 60 wird der Eventualitätsausdruck sowohl auf der Gegenwarts- wie der Vergangenheitsstufe durchaus richtig als Tempus- bzw. Aktionsstandsmetapher dargestellt²³.

So fordert denn die Arbeit Hirtles wohl in einigen Punkten zum Widerspruch heraus; gesamthaft gesehen und v. a. was die Behandlung des zentralen Problems angeht, dürfte ihr jedoch breite Zustimmung sicher sein.

Peter Wunderli

★

Travaux de linguistique et de littérature publiés par le Centre de Philologie et de Littératures Romanes de l'Université de Strasbourg 12/1 (1974), 435 p.

Der zwölfte, inzwischen auf stattliche 435 Seiten angewachsene linguistisch-philologische Halbband der *Travaux de linguistique et de littérature* trägt nach wie vor den die Inhalte knapp, aber adäquat umreißenen Untertitel «Linguistique, Philologie, Stilistique». Wie bereits bei dieser aus dem Spektrum der romanistischen Periodika kaum mehr wegzudenkenden Zeitschrift zur Tradition geworden, ist das Niveau der Beiträge im allgemeinen überdurchschnittlich hoch. Im einzelnen handelt es sich um die folgenden neunzehn Studien:

1. Bodo Müller, *La structure linguistique de la France et la romanisation* (p. 7–29). Nach Bodo Müller ist für die Entwicklung einer Sprache ihre innere (diastatische und diatopische)

²³ Cf. hierzu auch WUNDERLI, *Teilaktualisierung*, p. 126ss., 151 ss.

Gliederung von entscheidender Bedeutung, wobei in diesem Beitrag nur der zweite Aspekt zur Sprache kommt. Der heutige Sprachzustand ist in diatopischer Hinsicht durch eine vierschichtige Strukturierung gekennzeichnet: das *français standard, commun* usw. hat als integrierendes Diasystem zu gelten, das eine Schicht von untereinander mehr oder weniger stark differenzierten *français régionaux* überdeckt, welche jeweils wieder einer Gruppe von Dialekten überlagert sind. Eine vierte Ebene wird durch die regional begrenzten, nicht-französischen Sprachen ethnischer Minderheiten gebildet (p. 8). Im 10. Jh. dagegen liegt eine vollkommen andere Situation vor: als übergreifende, integrierende Verkehrssprache dient das Latein, das die französischen und nichtfranzösischen Dialekte gewissermaßen überdeckt – also ein zweischichtiges Modell, in dem Dialekte verschiedenen Ursprungs gleichrangig nebeneinander stehen. In diesem Rahmen ist vor allem die okzitanisch-französische Zweiteilung von großem Interesse. Nach Müller vermögen weder die Substrat- (Brun) noch die Superstrattheorie (Wartburg) für sich allein eine befriedigende Erklärung zu geben; es wäre vielmehr ein ganzes Bündel von Faktoren in Betracht zu ziehen. Einer von ihnen, der bis anhin nur ungenügend berücksichtigt wurde, ist die Romanisierung Galliens selbst. Während der Süden viel früher, intensiver und aufgrund eines archaischeren Lateins romanisiert wurde, gelangte im Norden ein deutlich weiterentwickeltes Latein zu einem erheblich späteren Zeitpunkt zum Zuge. Den unterschiedlichen Romanisierungsgrad illustriert Müller aufgrund der spezifischen, nur ihnen eigenen Lexien lateinischer Herkunft in den drei galloromanischen Sprachen: Okzitanisch 581, Französisch 392, Frankoprovenzalisch 136. Dabei ergeben sich noch erstaunliche Untergruppierungen: Normandisch, Pikardisch und Wallo-nisch bilden einen kohärenten Block mit 84 spezifischen Lexien; Okzitanisch und Frankoprovenzalisch haben 205 gemeinsame spezifische Lexien, Französisch und Frankoprovenzalisch dagegen nur 90, von denen 50 eine Art Brücke zum Block der nördlichen Dialekte bilden. Daraus schließt Müller auf zwei Romanisierungsachsen: eine ältere, von Osten nach Westen verlaufende im Süden, und eine jüngere, von Süden nach Norden verlaufende im Osten; das Zentrum wäre von diesen Hauptströmen gerade nicht erfaßt worden und deshalb für die späteren Einflüsse besonders anfällig gewesen. Gestützt wird diese Argumentation durch die sprachgeographische Verteilung der Resultate von Lautentwicklungen wie \acute{A} [, K^a und \bar{U} sowie durch eine Reihe von außerlinguistischen, jeweils auf Karten dargestellten Faktoren: Verkehrsstraßen, Art der Wohnhäuser, Bevölkerungsdichte, Kultur-niveau, administrative Einteilung, topographische Gliederung. Eine ausgezeichnete Arbeit, die bestens dazu geeignet ist, wieder Bewegung in die erstarrten Fronten der Diskussion um die Ausgliederung der galloromanischen Sprachräume zu bringen.

2. Christian Schmitt, *Genèse et typologie des domaines linguistiques de la Galloromania* (p. 31–83). Schmitt präsentiert eine mit zahlreichen Karten und Tabellen reich illustrierte Zusammenfassung seiner Heidelberger Dissertation¹, deren Resultate schon den Kern von Müllers Argumentationsgebäude gebildet hatten. Nach seiner Auffassung ist die Frage der Ausgliederung der romanischen und vor allem galloromanischen Sprachräume noch keineswegs befriedigend gelöst – was aufgrund eines kurzen Forschungsberichts deutlich gemacht wird (p. 32/33). Man hat insbesondere immer wieder den Fehler begangen, nur einen Faktor heranzuziehen und die Klassifikationsergebnisse für eine bestimmte Epoche un-besehen auf andere Synchronien zu übertragen. Mit Hilfe des *FEW* will Schmitt nun eine typologische Klassifikation des Protoromanischen aufgrund des Lexikons erstellen, indem er das spezifische lateinische Vokabular des Okzitanischen, Frankoprovenzalischen, Zentralfranzösi-

¹ CHR. SCHMITT, *Die Sprachlandschaften der Galloromania*. Eine lexikalische Studie zum Problem der Entstehung und Charakterisierung, Frankfurt 1973 (*Heidelberger Beiträge zur Romanistik* 2).

schen und Nordfranzösischen (Pikardisch, Normannisch, Wallonisch) sowie die den verschiedenen Kombinationen dieser Idiome gemeinsamen Anteile ermittelt. Die bereits im Rahmen des vorhergehenden Beitrags gegebenen wichtigsten Zahlen zeigen mit aller Deutlichkeit, daß das gallische Latein schon in sich differenziert war. Aufgrund des Alters der spezifischen Anteile kann auch gezeigt werden, daß der Süden und die Achse Lyon–Belgien eine bedeutend ältere Romanisierungsschicht darstellt als das Zentrum. Für die definitive Ausgestaltung der galloromanischen Sprachräume ist aber auch die Differenzierung des gallischen Lateins als Erklärung nicht ausreichend: die schon von Müller erwähnten Zusatzfaktoren sind ebenfalls in Rechnung zu stellen. Für die Zukunft stellt sich vor allem noch das Problem, wie man zu einer Gewichtung und Hierarchisierung der Komponenten dieses Büschels kommen kann.

3. Jean-Baptiste Martin, *Le pronom personnel de la 3^e personne en francoprovençal central (formes et structures)* (p. 85–116). In einer mit zahlreichen Karten illustrierten Untersuchung stellt Martin das betonte und unbetonte Personalpronomen der 3. Pers. aufgrund der Materialien des *ALJA* dar. Jede der Formen wird in bezug auf ihre Etymologie und ihre lautliche Entwicklung diskutiert. Zu den betonten Formen (warum eigentlich nicht auch zu den unbetonten?) gibt Martin dann eine strukturelle Analyse, wobei die verschiedenen Strukturen auch kartographisch festgehalten werden. Er bedient sich dabei einer Art Kästchensystems vom folgenden Typ:

, wobei die vier Kästchen m. sg., m. pl., f. sg. und f. pl. repräsentieren. Bei unterschiedlichen Formen bleiben die Kästchen weiß, bei Synkretismen werden sie schwarz ausgefüllt. Das System ist praktikabel, solange nur zwei Formen zusammenfallen; sobald aber von den vier möglichen Formen je zwei neutralisiert sind, ergeben sich Schwierigkeiten, erscheinen dann doch alle vier Kästchen als schwarz. Martin behilft sich mit einem zusätzlichen Trennungsstrich. Mir schiene es aber vorteilhafter, eine Hierarchie von binären Oppositionen im Rahmen einer Arboreszenz aufzustellen, was alle Darstellungsprobleme lösen würde. Interessant übrigens, daß auch Martin den Fall vorfindet, daß einer der vier Bereiche zur Gesamtheit der drei andern in Opposition steht und gegenüber dieser undifferenzierten «Basisform» gleichzeitig durch zwei Merkmale abgegrenzt werden muß².

4. Michel Thom, *Cent phytonymes montbéliardais et franc-comtois de la fin du XVI^e siècle, d'après Jean Bauhin* (p. 117–181). Der Arzt Jean Bauhin lebte von 1571 bis 1612 in Montbéliard und kannte die Flora dieser Gegend ausgezeichnet. In seiner postum erschienenen *Historia plantarum universalis nova* (1651) behandelt er rund 450 ihm bekannte Pflanzen. Wichtig für den Linguisten ist das Werk vor allem deshalb, weil der Verfasser neben der lat., gr., hebr., dt., fläm., ungar., engl., sp., kat., it., rätorom. und fr. Bezeichnung sehr oft auch dialektale Namen aus dem Gebiet um Montbéliard gibt. Thom hat die ganze *Historia* exzerpiert und alle Bezeichnungen dieser Provenienz gesammelt. Dieses wertvolle Material wird im Rahmen des Begriffssystems von Hallig-Wartburg präsentiert. Als Lemma dient der frz. Name; es folgen dann die dialektale Bezeichnung bei Bauhin, die Lokalisierung, die wissenschaftliche Benennung, der Kontext des Belegs, die heutigen dialektalen Bezeichnungen, andere regionale Belege und schließlich eine Diskussion der Etymologie. Ein alphabetisches Register der dialektalen Termini erleichtert die Benutzung der Arbeit.

5. Marcel Juneau, *Vers un «Trésor de la langue française au Québec»* (p. 183–186). Aus seinem im Entstehen begriffenen *Trésor de la langue française au Québec* legt Juneau einen relativ einfachen Musterartikel *bougrine* 'vêtement de dessus' vor.

² Cf. zu diesen Punkten auch P. WUNDERLI, *Strukturen des Possessivums im Altfranzösischen*, *VRom.* 36 (1977), 38–66.

6. Marcel Juneau, *L'origine du québécois «guidoune» 'fille de joie'* (p. 187/188). *Guidoune*, ebenso wie die Formen mit Suffixwechsel *guedaille*, *guedache* werden von Juneau auf germ. **waizda-* zurückgeführt, cf. *FEW* 17, 471/472.

7. Charles Muller, *La lemmatisation. Essai d'analyse mathématique* (p. 189–208). Mit Hilfe der Begriffe von Funktion und Anwendung entwickelt Muller ein mathematisches Modell für die Lemmatisierung von lexikalischen Textokkurrenzen (Wörtern). Dieses ist so ausgelegt, daß es sowohl dem Problem der Flexionsformen als auch demjenigen der Homographie von verschiedenen Lemmata zuzuordnenden Einheiten Rechnung trägt. Da die Relation zwischen Textvorkommen und Lexikoneinheiten nicht einfacher Natur ist, läßt sich das Modell allerdings nicht einfach als Grundlage für eine Computeranalyse einsetzen. Es wäre zu überprüfen, ob sich die Schwierigkeiten nicht durch eine Einbeziehung der Kontextdistributionen wenigstens teilweise lösen lassen.

8. P. Charaudeau, *Problématique de l'analyse lexico-sémantique* (p. 209–228). Grundlage für die lexiesemantische Analyse nach Charaudeau ist die Unterscheidung von *sens* (*langue*-Bedeutung) und *signification* (Redebedeutung, Meinung); unter *fonctionnement* versteht er die Anwendung von Systemeinheiten und der «Redetechnik» zur Schaffung von Redebedeutungen (\approx regelgesteuerte Kreativität, auch im Rahmen der Wortbildung), unter *constitution* die Integration von neuen Anwendungs- und Referenzmöglichkeiten ins System. Weiter ist wichtig, daß er der *langue* einen sogenannten *plan conceptuel* überordnet: während die Redesemantik (*signification*) sich mit den konkreten Anwendungen befaßt, wären in der *langue*-Semantik die verschiedenen Verwendungstypen einer sprachlichen Einheit anzusiedeln (z. B. sp. *boca* 1. 'partie du visage', 2. 'embouchure', 3. 'orifice ou ouverture'); auf der konzeptuellen Ebene hätten wir die sogenannten *noyaux sémantiques*, die aus den gemeinsamen Semen der verschiedenen *sens* einer Lexie bestehen würden. Die Relationen zwischen den *sens* werden als Struktur, diejenigen zwischen den *noyaux sémiques* als Architektur bezeichnet. Diese Konzeption scheint mir in verschiedener Hinsicht fragwürdig zu sein. Einmal setzt sie auf Systemebene eine Fülle von Homonymien voraus. Die konzeptuelle Ebene scheint überdies panchronisch konzipiert zu sein (sie soll die Dichotomie Synchronie/Diachronie überwinden; p. 222/223) und in gewissem Sinne außereinzelsprachlichen Charakter haben; ferner stellt die Reduktion auf die allen *sens* gemeinsamen Seme eine unhaltbare Simplifikation dar. Es schiene mir sinnvoller, das, was Charaudeau *sens* nennt, auf der Ebene der Norm (im Sinne Coserius) anzusiedeln und anstelle seines *plan conceptuel* die *langue* zu setzen; allerdings dürften die Einheiten hier nicht nur aufgrund der gemeinsamen Seme aller *sens* definiert werden; es müßte vielmehr die Möglichkeit von verschiedenen disjunktiven Verzweigungen in der komplexen Semhierarchie, eventuell auch von fakultativen Semen eingebaut werden. – Den letzten Teil der Arbeit bildet eine Darstellung der Analyseprozedur, die vom Text und den *significations* über die *sens* zu den *noyaux sémiques* führt.

9. Martin Riegel, *L'adjectif attribut du complément d'objet direct: définition formelle et analyse sémantique* (p. 229–248). In einer eindrücklichen Skizze, die primär im Rahmen der TG anzusiedeln ist, aber auch Echos der Ansätze von Tesnière und Guillaume enthält, analysiert Riegel den Satztyp 'Les députés jugent ces mesures insuffisantes', in dem das Adj. offensichtlich in attributiver Funktion zum *c.o.d.* (*complément d'objet direct*) steht. Nach Riegel ist das Adj. in diesen Fällen als direkte Konstituente der VP anzusehen, die gleichrangig neben der NP₂ steht (cf. p. 233). Operationell lassen sich die Konstruktionen dieses Typs mit Hilfe folgender Kriterien erfassen: 1. Bei Pronominalisierung von NP₂ wird Adj. nicht mitpronominalisiert; 2. Bei Verschiebung von NP₂ an den Satzanfang im Rahmen einer *phrase segmentée* wird Adj. nicht mitverschoben; 3. Bei Passivtransformation (soweit

semantische Restriktion eine solche nicht ausschließen) nimmt Adj. nicht an der Permutation NP₁/NP₂ teil; 4. Bei Erfragung von NP₂ wird Adj. nicht von der Frage betroffen. Obwohl mit diesen Kriterien die Adjektive nicht von N, NP und PP in einer entsprechenden Attributposition geschieden werden können, beschränkt sich Riegel für die semantische Interpretation auf die erste Klasse. Er zeigt, daß es gewisse semantische Restriktionen hinsichtlich der Konstellationen V–NP₂, NP₂–Adj und V–(NP₂ + Adj.) gibt. Was die Relation zwischen NP₂ und Adj. angeht, so ist sie vom Typ 'NP *est* Adj.>'; damit neben NP₂ ein attributives Adj. in VP auftreten kann, muß nach R. das Verb – neben [+ tr] – den semantischen Zug [+ avoir ↔ être] beinhalten, d. h. eine nach NP₂ orientierte Konversion von être darstellen bzw. beinhalten (*les mains sont sales* → *il a les mains sales*; *elle est neuve* → *je l'ai achetée neuve*; usw.). Die Studie macht einen ausgezeichneten Eindruck, und man ist gespannt, zu was für Ergebnissen der Verfasser hinsichtlich der Besetzung der Attributposition mit Einheiten anderer Wortklassen, der Tilgung von NP₂ in der Oberflächenstruktur usw. noch kommen wird.

10. Christine Wimmer, *Présupposé et théorie guillaumienne à propos de «peu» et de «un peu»* (p. 249–279). Ausgehend von der Tatsache, daß sowohl R. Martin als auch O. Ducrot 1969 unabhängig von einander zwei verschiedene Darstellungen des Verhältnisses *peu/un peu* vorgelegt haben, will die Verfasserin einen Vergleich und eine Integration der beiden Ansätze versuchen; das Hauptgewicht liegt aber deutlich auf dem guillaumistischen Teil, während die Sprechakttheorie gewissermaßen als Supplement behandelt wird. In einem ersten Schritt wird die Distribution von *peu* und *un peu* dargestellt und aufgrund der Kommutationsgegebenheiten der Schluß gezogen, daß *un peu* gesamthaft als *langue*-Einheit angesehen werden muß. *Peu* kennzeichnet die kleine Menge in restriktiver, *un peu* dagegen in positiver Sicht, während *le peu*, *ce peu*, *mon peu* usw. beide Bedeutungen haben kann³. Diese Inhaltsbeschreibungen veranlassen dann die Verfasserin dazu, im Rahmen des bitensiven Schemas Guillaumes *peu* dem ersten, *un peu* dagegen dem zweiten Tensor zuzuordnen; *un* in *un peu* wäre nicht als Artikel, sondern als *inverseur* zu betrachten, der den Übergang der Perspektive *generell* → *partikulär* zur Perspektive *partikulär* → *generell* markiert. Tritt *le*, *ce*, *mon*, etc. zu *peu*, so findet eine Translation statt, die je nachdem über einer vor oder nach dem Perspektivwechsel zu situierenden Einheit operiert; im zweiten Fall stellt sich ein «semiologisches» Problem, da auf der Ausdrucksseite *un* getilgt werden muß. – Im zweiten Teil der Arbeit werden dann die Sinneffekte von *peu/un peu* im Kontext und die Kombinations- bzw. Restriktionsmöglichkeiten dargestellt. Ausgehend von Ducrots Beobachtung, daß Rede und Redeinhalt nicht vollkommen frei sind, sondern in nicht unerheblichem Maße von der (impliziten) Kommunikationssituation und der Kenntnis der Kommunikationstechnik abhängig sind (*sous-entendu*), versucht Wimmer zu zeigen, daß Ducrots Präsupposition im wesentlichen der Definition der *signifiés de puissance* bei Guillaume entspricht, die immer im Hinblick auf die Anwendung im *discours* festgelegt werden. Guillaumes Systemlinguistik und Ducrots *discours*-Linguistik widersprechen sich nicht, sie sind vielmehr komplementär.

11. Gérard Moignet, *Sur la «transitivité indirecte» en français* (p. 281–299). Nachdem er in *TraLiLi*. 11/1 (1972) die Transitivität untersucht und auf Guillaumes Inzidenzbegriff zurückgeführt hatte (p. 362–379), wendet sich Moignet in einem weiteren Beitrag der *transitivité indirecte* zu. Da jedes *complément d'objet indirect* im Frz. durch eine Präposition eingeleitet wird, entwickelt sich daraus jedoch eine Analyse der Präposition und ihrer Funk-

³ Es ist sicher richtig, *le peu*, *ce peu* etc. als Syntagmen zu betrachten und sie als solche dem *discours* zuzuweisen (p. 259); es dürfte aber nicht versäumt werden, den den konkreten Ausgestaltungen zugrundeliegenden Bauplan als *langue*-Einheit zu kennzeichnen.

tionen und Bedeutungen, d.h. einer syntaktisch-semantischen Kategorie, die viel weiter ist als das, was man normalerweise unter *transitivité indirecte* versteht und die die letztere nur noch als eine von verschiedenen Realisierungsmöglichkeiten enthält: neben der Verbindung Verb – 3. Aktant umfaßt sie auch alle präpositional an das Verb angeschlossenen Zirkumstanten (z. B. *l'enfant entre dans son jardin*) wie auch die präpositionale Substantivverbindung (*l'enfant dans le jardin*). Getreu nach Guillaume wird die Präposition als «Inzidenzschaffer» angesehen⁴, der immer dann in Aktion tritt, wenn keine direkte Inzidenzmöglichkeit (Subjekt – *complément d'objet direct*) besteht oder diese bereits erschöpft ist. Die Präposition ist so in vielerlei Hinsicht dem (transitiven) Verb vergleichbar; während aber in diesem Fall das Subjekt als *initus* (kausativ; *-ant*) und das direkte Objekt als *exitus* (resultativ; *-é*) zu gelten hat, liegen die Dinge bei der Präposition gerade umgekehrt: das Nomen oder Verb in ihrem Vorfeld ist der *exitus*, das Nomen in ihrem Nachfeld der *initus*. Was den Semantismus der Präpositionen angeht, so beschreibt Moignet *dans* als 'intérieurisation', *sur* als 'superposition', *avec* als 'accompagnement', *sans* als 'privation', *à* als 'polarisation' und *de* als 'détermination/définition', wobei es sich immer um dynamische Relationen handeln würde. Ganz abgesehen davon, daß dieser Ansatz es nicht erlaubt, die *transitivité indirecte* isoliert in den Griff zu bekommen, wird die Darstellung auch der Translationsfunktion der Präpositionen nicht gerecht.

12. Marc Wilmet, *Sur «de» inverseur* (p. 301–323). In einer ausgezeichnet dokumentierten Studie geht Wilmet dem sogenannten «partitiven *de*» nach. In einem ausführlichen Forschungsbericht werden zuerst die Meinungen der verschiedenen Grammatiker präsentiert, die je nachdem das «partitive *de*» als Präposition oder Artikel ansehen, und ihre Argumentation einer scharfsinnigen Kritik unterzogen. Wilmet selbst spricht sich schließlich für eine Lösung aus, die derjenigen von Guillaume verwandt ist: das *de* würde den generalisierenden Dynamismus des Artikels *l'le* modifizieren – allerdings nicht im Sinne einer Umkehrung des Kinetismus, sondern vielmehr im Sinne einer Umorientierung von der universellen auf die singuläre Generalisierung hin; ob *de* vom bestimmten Artikel oder einem Nullartikel gefolgt ist, würde einerseits davon abhängen, ob die «Inversion» sich auf eine über oder unter dem numerischen Singular liegende Menge bezieht und wäre andererseits durch historisch gewachsene Normierungen bedingt. Die Erklärung vermag mich allerdings nicht zu befriedigen: einerseits grenzt sie den «Artikel» *de* nicht genügend scharf vom Translativ *de* ab (cf. *une maison de campagne, un tas de sable, une moitié de pain* dürften wohl alle vom gleichen Typ sein), andererseits trägt sie den semantischen Restriktionen und der weitgehend komplementären Distribution von *l'du* und *l'un* nicht genügend Rechnung.

13. Theodor Ebneter – Michel P. Gessner, *La causalité en français parlé* (p. 325–346). Ihrer Analyse des Kausalitätsausdrucks im gesprochenen Französischen legen die Verfasser ein Korpus von 40 Std. Bandaufnahmen zugrunde (Rede mit direktem Sprecherkontakt; spontane und vorbereitete Radio- bzw. TV-Rede); ausgewertet werden die ersten 5 Std. Aufnahme und diese Ergebnisse dann nochmals an einem beliebig aus dem Rest herausgegriffenen Teilkorpus überprüft. Obwohl das Frz. über 20 Verfahrensmuster für den Kausalitätsausdruck kennt, werden in der gesprochenen Sprache praktisch nur deren 6 verwendet, die zusammen 92% der Okkurrenzen ausmachen. Die weitaus häufigste Konstruktion ist diejenige mit *parce que* (50% der Fälle), gefolgt von der «unmarkierten» Juxtaposition (25%); *puisque, comme und car* bringen es auf Frequenzanteile um 5%. In 94% der Fälle ist die Kausalitätsangabe nachgestellt, und nur in 6% der Fälle steht sie an der ersten Stelle

⁴ Cf. *Leçons de linguistique de Gustave Guillaume (1948–49)*, Série B, Paris 1971, p. 137ss.; cf. auch WUNDERLI, *VRom.* 32 (1973), 298/99.

des Komplexes. Alle Typen werden mit einer Reihe von Beispielen vorgestellt, und dann versucht man, sie gegeneinander abzugrenzen. Als wesentliche Merkmale (auf Normebene) können festgehalten werden: nichtmarkierte Juxtaposition: Nachstellung; markierte Koordination (*car, c'est que, c'est parce que, etc.*): Nachstellung⁵; *parce que*: Nachstellung, objektiv; *comme*: Voranstellung, objektiv; *puisque*: Nachstellung und Voranstellung, subjektiv. Es wäre erfreulich, wenn sich der Wunsch der Verfasser erfüllen würde und diese Resultate möglichst bald in die Fremdsprachenlehrmittel Eingang fänden.

14. Jean Roudil, *Pour une analyse systématique des discours médiévaux: une ébauche de méthode* (p. 347–366). Nach seinen eigenen Worten will Roudil den Versuch einer Typologie mittelalterlicher Texte auf linguistischer Basis wagen – ein Anspruch, dem der Beitrag ganz sicher nicht zu genügen vermag. Der Verfasser unterscheidet zuerst einmal zwischen Texten (konkret), Texttypen und «espace textuel» (Gesamtheit der Texte innerhalb einer Synchronie). Innerhalb des Einzeltextes wird dann eine sukzessive Untergliederung in immer kleinere Einheiten bis hinunter zum Graphem vorgenommen. Ausführlicher behandelt wird die Relation zwischen *énoncé* und *phrase*, wobei Roudil unter *énoncé* ein «schémème nucléaire» versteht, d. h. eine Art «Kernsatz», der verschiedene «sekundäre» Sätze an sich bindet; oder anders formuliert: unter *énoncé* wird ein Komplex von (inhaltlich und syntaktisch) aufeinander bezogenen Sätzen verstanden. Das Vorgehen wird dann anhand von Kap. 684 der *Primera Crónica General* illustriert. Problematisch an Roudils Vorgehen ist zuerst einmal, daß er als der *langue* zuzuweisende *schémèmes nucléaires* Einheiten betrachtet, wie *los ricos omnes de Castiella alçar por conde a Fernan Gonçalez*⁷, d. h. eine konkrete Sequenz von Lexien. Dies kann aber unmöglich als Bauplan, als abstraktes Schema betrachtet werden: wir haben keinen *énoncé*, sondern vielmehr eine dem *discours* zuzuweisende *énonciation*; als abstraktes Schema könnte nur ein Bauplan gelten, der inhaltsseitig die hierarchische Relation der *Énoncé*-Komponenten (Sätze), ausdrucksseitig ihre lineare Abfolge thematisiert. Weiter ist darauf hinzuweisen, daß die angeblich «linguistischen Zwänge» Roudils diese Bezeichnung gar nicht verdienen: sie sind vielmehr thematischer Natur und wurzeln damit im referentiellen Bereich (> *discours*). Ein alles in allem ziemlich verunglückter Versuch, linguistische Kategorien und Verfahrensweisen für die Literaturwissenschaft nutzbar zu machen.

15. Annie Elsass, *Saint-Etienne à la fin du XVII^e siècle d'après la «Description de la Misère de Santetiève en 1693 et 1694», poème de Jean Chapelon en dialecte stéphanois* (p. 367–384). Aufgrund eines der Gedichte von Jean Chapelon (1647–1694), dessen Ausgabe sie vorbereitet, beschreibt die Verfasserin die ökonomische und moralische Dekadenz von Saint-Etienne in der 2. Hälfte des 17. Jh.s.

16. Yves le Hir, *Sur un poème de V. Hugo: Les Orientales «Malédiction»* (p. 385–390). Aufgrund einer (literarisch-)stilistischen Analyse gelangt Le Hir dazu, *Malédiction* in Verbindung zu setzen zu dem gleichzeitig entstandenen *Dernier jour d'un condamné*: der «Fluch» wäre nicht als Orientalismus zu interpretieren, sondern vielmehr im Rahmen der sozialen Anklage Hugos zu sehen.

17. Albert Henry, *Servitudes de l'écrit et construction poétique dans «Amitié du Prince»* (p. 391–396). Von den im Text enthaltenen kommunikativen Situierungselementen ausgehend entwickelt Albert Henry eine Strukturanalyse der *Amitié du Prince* (1924) von Saint-John Perse; er zeigt, daß diese Elemente offen dazu eingesetzt werden, um das Hauptthema ('Lob des Prinzen') zu stützen und zu verstärken.

⁵ Ob allerdings *c'est pourquoi* und *c'est pour ça que* hier zu berücksichtigen sind, ist zweifelhaft, haben diese Konstruktionen doch vorwiegend konsekutiven Charakter.

18. C. Andrieux, *L'identification des agents dans le récit littéraire* (p. 397–414). Andrieux versucht ein Verfahren zur Identifikation der Aktanten innerhalb eines Récit zu entwickeln. Dabei betrachtet er den Satz (*phrase*) als Mikrorécit, das die Grundlage für die Aktantenidentifikation liefert. Als Subjektsaktant wird das erste auftretende Subjekt im Satz bestimmt, als Objektsaktant (*résultante*) das letzte Komplement im Mikrorécit – ein äußerst zweifelhaftes und allzu mechanistisches Verfahren, das auch dadurch nicht zu retten ist, daß noch zwischen dem *sujet locuteur (source)* und dem *sujet agent (cible)* unterschieden wird. Ähnlich willkürlich mutet auch an, daß als Aktanten des Gesamtrécit – abgesehen von gewissen Ausnahmen und Sonderrestriktionen – nur solche Einheiten angesehen werden sollen, die mindestens zweimal als Sprecher oder als autonomes Subjekt in den Microrécits auftreten.

19. Jean Mazaleyrat, *Qu'est-ce-qu'un vers français?* (p. 415–434). Basis des französischen Verses ist nach Mazaleyrat die Verteilung der (Gruppen-)Akzente⁶ und/oder seine Beziehung zu den umgebenden Versen. Daß eine bestimmte Strukturierung als Vers empfunden wird, hängt aber nicht nur von der Perzeption dieser objektivierbaren Faktoren ab, sondern auch von der Tradition, in die wir hineingewachsen sind. Tradition und Konvention bestimmen auch die Tatsache, daß die Silbe als Basis des Verses anzusehen ist, obwohl quantitativ die verschiedenen Silben alles andere als gleichwertig sind.

Peter Wunderli



Serta Romanica. Festschrift für Gerhard Rohlfs zum 75. Geburtstag. Im Einvernehmen mit W. Theodor Elwert und Heinrich Lausberg herausgegeben von RUDOLF BAEHR und KURT WAIS, Tübingen (Niemeyer) 1968, VIII + 330 p.

Gerhard Rohlfs ist einer der entscheidendsten Beförderer der vergleichenden Romanistik unseres Jahrhunderts. Im Hinblick auf die Weite seines Tätigkeitsfeldes haben so die Herausgeber dieser Festschrift mit Recht auf eine thematische Beschränkung verzichtet. Die 20 Beiträge lassen sich jedoch in zwei Gruppen gliedern: eine linguistische (1–14) und eine literaturwissenschaftliche (15–20). Die Festgabe schließt mit Lausbergs Vertonung zweier französischer Gedichte (M. Maeterlinck, *Chanson*; P. Valéry, *Les Grenades*; p. 269–289), die den Jubilar als Gründer und Protektor romanischer Chöre evoziert, mit einem Verzeichnis von G. Rohlfs' Schriften (p. 291–310), der Dissertationen und Habilitationsschriften seiner Schüler (p. 311–314) und einem Wortindex zu den sprachwissenschaftlichen Beiträgen (p. 315–330). Wir werden hier die einzelnen Aufsätze der Reihe nach kurz besprechen.

1. M. Wandruszka, *Instrumentale Strukturen der romanischen Sprachen* (p. 1–15). Aufgrund des Vergleichs dt., engl., fr., it., port. und sp. Texte und ihrer auf dem Markt angebotenen Übersetzungen untersucht Wandruszka die Semantik der romanischen Fortsetzer des -ATA-Suffixes bei Zeitlexemen¹ und die der Fortsetzer des lat. Imperfekts und Perfekts. Die festgestellten Polysemien dieser Fortsetzer führen Wandruszka zu diesem Schluß: «Werkzeug-

⁶ P. 416 taucht auch das durch die moderne Intonationsforschung längst widerlegte Märchen vom Wortakzent im Französischen auf – wird aber gleich anschließend wieder weitgehend zurückgenommen mit der Bemerkung, daß «l'accent de mot ordinaire s'effac[e] en partie devant un *accent de groupe*».

¹ Dieser Teil findet sich auch in M. WANDRUSZKA, *Sprachen. Vergleichbar und unvergleichlich.* München 1969, p. 111–18.

strukturen (= sprachliche Zeichensysteme) geben die Strukturen des Erlebens, des Denkens wieder, aber in einer sehr merkwürdigen, unvollkommenen und unberechenbaren Weise» (p. 8) und das, «was wir (in einer Sprache) erkennen, sind die Formen, deren Verwendung und Verteilung instrumentale Strukturen aufweisen, die nur sehr unvollkommen den viel reicheren und feineren Strukturen unseres Erlebens und Denkens entsprechen» (p. 15). Methodologisch ist zu bemerken, daß man bei einer kontrastiven synchronen Beschreibung zweier oder mehrerer Sprachen nicht etymologisch verwandte und aus ihrem natürlichen Kontext herausgelöste Formen miteinander vergleichen kann; vergleichbar sind in dieser Hinsicht nur Lexeme, die denselben Inhalt decken. Übersetzungen wie it. *giornate*/fr. *jour-nées*/sp. *jornadas* (p. 3) oder fr. *soirées*/it. *serate*/sp. *veladas* (p. 5) und Nebeneinanderstellungen wie it. *nottata*/port. *noutada*/sp. *trasmochada* legen zwar die Vermutung nahe, daß sp. *jornada*, *velada* und *trasmochada* zum selben Paradigma gehören, wie *añada*, *otoñada*, *sanmiguelada* usw. Aber gerade dieses Paradigma zeigt, daß dem nicht so ist: während *añada*, *otoñada*, *sanmiguelada* usw. im Gegensatz zu *año*, *otoño*, *San Miguel* usw. stehen, sind *velada* und *trasmochada* die Verbalsubstantive zu *velar* und *trasmochar*, wie *obra* zu *obrar* oder *madrugada* zu *madrugar*. Im ersten Falle hat das Suffix eine semantische, im zweiten eine kategorielle Funktion. Bei *jornada* schließlich kann man für das Spanische nicht von einem Morphem *-ada* sprechen, da es sich um ein Fremdwort handelt, dessen Endung sich nur in Opposition zu *jornal* analysieren ließe. Hätte Wandruszka systematisch die Oppositionen Substantiv + \emptyset / Substantiv + '-ATA', wie z. B. it. *barca* 'Boot' / *barcata* 'Bootsladung', *fiamma* 'Flamme' / *fiammata* 'rasch auflodernde Flamme', *scirocco* 'Südostwind' / *sciroccata* 'Südostwindstoß', *sera* 'Abend' / *serata* 'Dauer eines Abends', im jeweiligen Kontext (cf. z. B. P. A. Quarantotto Gambini, *Al sole e al vento*, Torino 1970, p. 30/125 (*fiammata*), p. 68/69 (*scirocco-ata*), p. 60/63 (*ser-ata*)) analysiert, wäre er zur Hypothese gekommen, daß '-ATA' im Paradigma Substantiv + \emptyset / Substantiv + '-ATA' den Inhalt 'große aktualisierte Menge' deckt. Für die Fragwürdigkeit des Materials cf. *VRom.* 30 (1971), 125.

2. H.-W. Klein, *Zur semantischen Differenzierung der romanischen Sprachen* (p. 17–34), gibt einen Überblick über die Bedeutungseinengung, -erweiterung und -verschiebung der romanischen Fortsetzer von lat. *RATIO/RATIONARE*, *COLLIGERE*, *COLLECTA*, *VITA*, *LABORARE*, *MINARI*, *NECARE*, *PACARE*, *SALIRE*, *QUAERERE* und *MUTARE* und macht auf die Synonymiepaare als Mittel für die Einführung neuer Zeichen aufmerksam. Die Wortgeschichten sind anschaulich skizziert, bedürfen aber meistens weiterer Ergänzungen. Bei *MUTARE* wäre beispielsweise zu bemerken:

a) Den romanischen Lexemen, die das Sem 'bewegen' enthalten, liegt wohl nicht die etymologische Urbedeutung 'bewegen', sondern eher 'den Ort wechseln', 'einen Ortswechsel vornehmen mit' zugrunde.

b) Die Bedeutung 'umziehen = die Wohnung wechseln' hat nicht nur sp. *mudarse*, sondern auch port. *mudar* (*de casa*), kat. *mudar-se* (*de casa*), rum. *a se muta*.

c) Die Bedeutung 'an einen andern Ort bringen' ist nicht nur dem Altprovenzalischen, sondern auch dem Altfranzösischen (cf. Bartsch, *Chrestomathie* ¹²1920, 11.77), dem Alt-katalanischen (cf. *DCVB* s. *mudar*), dem Altspanischen (cf. *Poema de Alexandre* 703, *Partidas* I, 10, 2) und dem Portugiesischen (cf. Domingos Vieira s. *mudar*) bekannt.

d) In Zusammenhang mit dem Sem 'Bewegung' wäre auf mfr. 'den Aufenthaltsort wechseln' hinzuweisen (cf. M. L. Douët-D'Arcq, *Comptes de l'Hôtel des Rois de France aux XIV^e et XV^e siècles*, Paris 1865, p. VI und 46).

e) Für die semantische Interpretation der afr. Wendung *ne puet muer* wäre auf E. Lerch *Französische Sprache und Wesensart*, Frankfurt/M. 1933, p. 240 zu weisen.

f) Weitere Bedeutungsverschiebungen wären in ait. *mutare* 'aufhören' (cf. E. Monaci, *Crestomazia* 21955, 46.34) und in asp. *demudar* 'abkommen von' (cf. Menéndez Pidal, *Crestomatía* 24.IV.12) zu verzeichnen.

g) Schließlich wäre darauf hinzuweisen, daß die Wortgeschichte von MUTARE schon von Wartburg in seinen *Problèmes et méthodes de la linguistique* (Paris, 21963 p. 129–130) kurz dargelegt wurde.

3. E. Gamillscheg, *Randbemerkungen zum Thema Dissimilation* (p. 35–44), kommentiert verschiedene Belege für dieses Phänomen, namentlich aus dem Gebiet der Ortsnamenkunde. Die Erklärungen sind nicht immer überzeugend. So dürften die afr. Präterita *feis*, *preis* anstelle von *fesis*, *presis* eher analoge Formen zu *veis* als dissimilierte Formen sein. Auch manche Etymologie ist zu überprüfen: das Etymon von fr. *vrai* ist sicher *VERACU (cf. Du Cange s. *veragus* 'testis fide dignus', a. 770), nicht *VERARIO.

4. E. Coseriu, *Graeca Romanica* (p. 45–57), vergleicht 23 Fälle von lateinisch-romanischen Bedeutungsverschiebungen mit griechischen Parallelen, wobei er manchmal nur die bloße Ähnlichkeit feststellt, anderswo aber den romanischen Semantismus aufs Griechische zurückführen will. Es handelt sich um Skizzen, die meistens ergänzt werden müssen. So vergleicht Coseriu unter dem Titel «sp. prender, rum. a aprinde 'anzünden'» die Verben sp. (*a*)prender, rum. *a aprinde* und nordit. *aprender* mit lat. PREHENDERE und IGNEM CAPERE und agr. *apto/aptomai*, und stellt fest, daß die romanischen Formen sowohl 'anfassen' als auch '(sich) anzünden' oder nur letzteres bedeuten, was nicht dem Gebrauch der lateinischen, wohl aber der agr. Formen entspricht. Schlüsse werden daraus keine gezogen. Zu ergänzen und korrigieren wäre:

a) *Aprender(se)* 'encenderse' ist nicht «älteres Südspanisch» (= ?), sondern ein im Altspanischen häufiges Verb (cf. DCELC s.v. und D. Iñigo López de Mendoza, Marqués de Santillana, *La comedieta de Ponza*, Edición crítica de M. Kerkhof, Groningen 1976, p. 390).

b) Die Bedeutung 'anzünden' oder 'Feuer fangen' kennen die Fortsetzer von PREHENDERE auch im Portugiesischen (*prender*), im Katalanischen (*prendre*), im Französischen (*esprendre* und *prendre*), im Italienischen (*prendere*).

c) Das Phänomen, wonach dasselbe Verb sowohl 'anfassen' als auch '(sich) anzünden' bedeuten kann, ist – wenigstens in den europäischen Sprachen – weit verbreitet: cf. port. *pegar fogo*, kat. *pegar foc*, dt. *Feuer fangen*, engl. *to catch fire*, holl. *vuur vatten*.

Nur eine eingehende Untersuchung könnte vielleicht herausfinden, ob der romanische Semantismus letzten Endes aufs Griechische zurückzuführen ist oder ob wir es mit einem Fall von durch ähnliche Kulturzustände und Denkprozesse verursachten Polygenese zu tun haben².

² Für eine anschauliche Übersicht über die theoretischen Probleme der Lehnprägung und eine systematische Untersuchung der Lehnprägung auf griechischer Basis in einer bestimmten Sprache cf. das vorbildliche Buch von R. ZETT, *Beiträge zur Geschichte der Nominalkomposita im Serbokroatischen. Die altserbische Periode*, Köln/Wien 1970.

5. H. Weinrich, *Zur Stellung des Adverbs in der französischen Sprache* (p. 59–72), vertritt die These, daß im Französischen in der Regel die Morpheme in prädeterminierender und die Lexeme in postdeterminierender Stellung zum Beziehungswort stehen. Dementsprechend ist das Adverb, das vor dem Adjektiv steht, ein Morphem und hat eine «reduzierte Bedeutung»³; steht es dagegen hinter dem Adjektiv, hat es als Lexem zu gelten. Ist aber das Bezugswort ein Verb, dann ist die allgemeine Regel durch die prädeterminierende Stellung des lexematischen Subjekts gestört. Allein die postdeterminierende Stellung des morphematischen Adverbs stellt das Gleichgewicht der Distribution wieder her. Nebenbei wird bemerkt, daß die Morpheme der Bejahung und Verneinung im Französischen keine Adverbien seien, ohne jedoch eine neue Lösung zu bieten⁴. Es wird eine klare Definition von Adverb, Morphem und Lexem vermißt.

6. H. Sckommodau, *Zur Geschichte des Begriffes «le bon sens»* (p. 73–87), zeigt, daß der semantische Wandel 'Verständigkeit, geistiger Eifer' → 'spontanes Urteilsvermögen' von fr. *bon sens* vor allem auf Descartes zurückzuführen ist, und wie für viele Autoren der Klassik *bon sens* und *bon goût* einander ergänzen müssen.

7. K. Baldinger, *Die Bezeichnung für «Weg» im Galloromanischen* (p. 89–106), resümiert die Wortgeschichten von 9 lateinischen oder keltolateinischen (*CAMMINUS, [VIA] *CARRARIA, VIA, [VIA] STRATA, [VIA] CALCIATA, [VIA] RUPTA, RUGA, CALLIS, SEMITA) und 3 germanischen (*LAIDA, ags. *rād*, got. *gang*) Lexemen für «Weg» mit besonderer Berücksichtigung des Galloromanischen⁵. Dabei streicht er heraus, daß der geringe germ. Einfluß nicht zufällig ist, denn der römische Straßenbau wirkt in der Herausbildung der Bezeichnungssysteme entscheidend nach. Abschließend weist er summarisch auf die begrifflichen Unterschiede der hier untersuchten und noch weiterer Wegbezeichnungen, die sich grundsätzlich um die Achsen 'breit'/'schmal', 'gut'/'schlecht' und 'Stadt'/'Land' strukturieren. Zu ergänzen und korrigieren wäre u. a.:

a) CAMINUS ist zwar erst im 7. Jh., aber die Ableitung CAMMINATA bereits a. 584 belegt (cf. H.-J. Niederehe, *Straße und Weg in der galloromanischen Toponomastik*, Genève/Paris 1967, p. 46).

b) In «Spanien» (= Iberische Halbinsel) ist CAMINUS zwar weniger häufig als VIA und *CARRARIA, aber es ist nicht selten (cf. Du Cange, s. *caminus*; *Glossarium Mediae Latinitatis Cataloniae* s. *caminus*; E. Sáez et alii, *Los Fueros de Sepúlveda*, Segovia 1953, p. 60; A. C. Floriano, *El libro registro de Coria*, Segunda parte, Oviedo 1950, p. 345; usw.). Dem Protoportugiesischen scheint es dagegen fremd zu sein: der erste Teil des *Liber Fidei* (hg. von A. de Jesus da Costa, Braga 1965) mit Dokumenten bis zum 12. Jh. kennt z. B. neben seltenen *strata*, *vereda* und *via* nur *carraria* und *carrale*.

c) Bei der Behandlung der Konkurrenz *voie/chemin* wäre auf die mindestens seit dem 13. Jh. auftauchende synonymische Verdoppelung *voie* + *chemin* (cf. z. B. Adenet li Rois, *Cleomades*, 6235; *Les Quinze Joyes de Mariage*, ed. J. Crow, 4.82) wie auch auf die Erset-

³ Für diese reduzierte Bedeutung wäre auf CH. BALLY, *Linguistique générale et linguistique française*, Berne 1965, p. 375–77, hinzuweisen.

⁴ Für neue mögliche Interpretationen der Negation cf. z. B. F. RODRÍGUEZ-ADRADOS, *Lingüística estructural*, Madrid 1969, p. 451; P. WUNDERLI, *Syntaxe transphrastique: fr. non*, *StCerc.* 25 (1974), 461–87; M. METZELTIN, *O signo, o comunicado, o código*, Coimbra 1978, 4.3.6.

⁵ Für die Fragwürdigkeit dieses Begriffes cf. *VRom* 35 (1976), 170.

zung von *voie* durch *vaux* in der Wendung *par voies et par chemins* (cf. Damourette & Pichon, *Des Mots à la Pensée*, § 354) hinzuweisen, die ebenfalls die Schwäche von *voie* veraten.

d) STRATA ist auf der Pyrenäenhalbinsel entgegen der Meinung Baldingers, der *DCELC* s. *estrado* falsch interpretiert, nicht «wenig gebräuchlich»; wie schon Corominas feststellt, ist es häufig in mlat. Urkunden (cf. Floriano, *op. cit.*, p. 346; J. del Alamo, *Colección diplomática de San Salvador de Oña*, Madrid 1950, doc. n^o 260; usw.); die Seltenheit, mit der es in «literarischen» Texten auftritt, ist durch seine «Nicht-Literarität» bedingt.

e) Asp. (*ar*)*ruga* bedeutet nur 'Falte'.

f) Bearn. *gangué* bezeichnet keinen Wegtyp, ist daher zu streichen.

8. M. Bambeck, *Fr. juste f. 'Krug'* (p. 107–113), veranschaulicht die semantische Entwicklung 'Gerechsamkeit' → 'Gerechsamkeit auf Brot/Wein' → 'bestimmtes Maß Wein' → 'Gefäß, das dieses Maß in sich faßt/Krug' von fr. *juste/justice* und aprov. *justa* (< lat. *IUSTA* /*IUSTITIA*).

9. E. Çabej, *Zum Wortschatz der albanischen Mundarten in Kalabrien* (p. 115–124), skizziert aufgrund des von Rohlf's gesammelten Materials die Archaismen und die Neuerungen der albanischen Mundart von Acquafredda (*AIS* P. 751) im Vergleich zu den Mutterlandmodalitäten.

10. M. Deanović, *Isoglosse greco-italiano-serbocroate. Italia meridionale e Ragusa* (p. 125–132), stellt auf der Basis von Rohlf's *Lexicon Graecanicum Italiae Inferioris* eine Liste von beinahe 200 raguseischen Hellenismen auf, die aus Unteritalien gekommen wären. Die meisten Beispiele dürften wortgeschichtlich zu überprüfen sein.

11. A. Tovar, *Seneca y el Latín de España* (p. 133–139), suggeriert aufgrund des präferentiellen Gebrauchs Senecas von *aptare*, *subitaneus*, *mancipium* und *pravus*, daß diese Lexeme typisch für das hispanische Latein gewesen seien. Die Hypothese *PRAVUS* → sp. *bravo* wird durch drei Beispiele erhärtet, in denen die Bedeutung des lat. Adjektivs dem sp. Semantismus nahe kommt.

12. M. Alvar, *Monges, Vascos y Franceses en la Rioja medieval*⁶ (p. 141–155), weist auf den Niederschlag hin, den die Klöster (z.B. in den latinisierenden Texten Berceos), die Basken (z.B. in den Baskismen der mlat. Chartularien) und die Franken (z.B. in der Übertragung 'Franke/Franzose' → 'frei (im Gegensatz zum *servus*) + frei von bestimmten Aufgaben' des Lexems *FRANCUS*) in der Sprache der mittelalterlichen Rioja fanden. Zur anscheinend latinisierenden Sprache Berceos ist zu bemerken, daß man in vielen Fällen kaum entscheiden kann, ob es sich tatsächlich um Latinismen oder um Formen eines konservativen Aragonesisch handelt. Die Formen *Aita* und dergleichen, die in den riojanischen – und ganz allgemein hispanischen, cf. *RFE* 35 (1951), 3 – Urkunden oft auftauchen, dürften in den meisten Fällen keine Anrede, sondern einen fossilisierten PN darstellen. Ob der neue Semantismus von *FRANCUS*, der u.a. auch in Frankreich auftritt, auf den *Fuero de Logroño*

⁶ Dieser Aufsatz ist mehr oder weniger umgestaltet ebenfalls erschienen in: *Festschrift W. von Wartburg zum 80. Geburtstag*, Tübingen 1968, I, p. 129–50; M. ALVAR, *El dialecto riojano*, México 1969, p. 13–27; M. ALVAR, *Variación y unidad del español*, Madrid 1969, p. 43–66.

zurückgeht oder doch nicht eher aus Frankreich stammt, bedarf einer eingehenderen Untersuchung.

13. A. Kuhn, *Studien zum Wortschatz von Hocharagon* (p. 157–170), sammelt hocharagonesische Bezeichnungen von Säugetieren, Kriechtieren, Fischen, Insekten, Vögeln, Klettervögeln/Krähen, Raubvögeln/Nachtvögeln (ohne Haustiere) und kommentiert sie wortgeschichtlich.

14. J.M. Piel, *Amboß, Ziegenbock und betrogener Ehemann* (p. 171–174), schlägt für asturisch-galizisch *cabruñar* 'dengeln' ein phonetisch und semantisch naheliegendes *CAPRONEARE 'auf dem Amboß bearbeiten' vor. Bisher sah man darin eine CLAVU-Ableitung.

15. R. Baehr, *Das Alexiuslied als Vortragsdichtung* (p. 175–199), zeigt auf überzeugende Weise, wie einerseits die künstlerische Leistung des Verfassers des Alexiusliedes in der formal und inhaltlich geglückten Synthese zweier Traditionen – der durch die Bildung des Verfassers bedingten lateinischen mit der dem Publikum aus der Chanson de geste vertrauten volkssprachlich-epischen – besteht, wie andererseits weder die zahlensymbolischen Spekulationen noch die genialische Isoliertheit des Alexiusliedes haltbar sind.

16. W.Th. Elwert, *Zur Frage der Dante-Übersetzung* (p. 201–218), stellt fest, wie die Dante-Verdeutscher bei ihrer Arbeit weder von den Fortschritten der Textgestaltung noch systematisch von der Arbeit der Kommentatoren Kenntnis genommen haben, daß ferner die – fast ausschließlichen – Reimübersetzungen einer genauen Wiedergabe des Gedanklichen im Wege stehen, und wünscht den deutschen Dante-Verehrern eine Prosaübersetzung, welche die genannten Fehler meidet.

17. H. Rheinfelder, *Dante als Beter* (p. 219–236), kommentiert Dantes Gestaltung des Vaterunsers (*Purg.* 11, 1–21) und des Fürbittgebets des hl. Bernhard an Maria (*Par.* 33, 1–39), in denen sich nichts Erstarrtes findet und alles durchdacht ist.

18. K. Wais, *Altrui bei Goldoni* (p. 237–250), gibt Hinweise zum Thema vom Mitmenschen in einigen Werken Goldonis. Störend wirkt die häufige Verwechslung der Signifikanz und des Signifikats wie auch die vielen Abschweifungen. Man vermißt eine klare semasiologische Bestimmung der Lexeme *altrui/altri* bei Goldoni, eine Systematisierung der Lexeme, die das Plerem 'Nicht-Ich' decken und eine Untersuchung der soziologischen Konnotationen, mit denen die 'Nicht-Ich'-Plereme behaftet sind.

19. F. Schalk, *Klassische Elemente in «A la recherche du temps perdu»* (p. 251–255) weist auf verschiedene Stellen Prousts hin, in denen dieser auf Mme de Sévigné und auf Saint-Simon zurückgreift.

20. F. Karlinger, *Märchenerzähler und Nacherzähler in der Romania* (p. 259–268), streicht einige Unterschiede zwischen Erzähler und Nacherzähler (Mann/Frau, Improvisierung/Stereotypie) heraus.

Michael Metzeltin

HORST G. KLEIN, PETRE CEAUȘESCU, *Einführung in die rumänische Sprache*, Tübingen (Niemeyer) 1972, IV + 186 p.

La parution d'un nouveau manuel de roumain est toujours source d'émotion pour le spécialiste: va-t-on pour une fois bénéficier d'un cours offrant toutes les conditions requises pour un enseignement efficace? A consulter superficiellement l'ouvrage de Klein et Ceașescu, on peut avoir l'illusion d'avoir enfin trouvé un outil de travail bien construit. En effet, l'ordre progressif intelligent dans lequel les problèmes sont présentés permet d'assimiler au mieux le système de la langue, et les textes, rédigés sous forme paradigmatique, sont remarquablement suggestifs. A cet égard, le texte de la leçon I est un modèle du genre. En voici quelques extraits:

Radu este un prieten.
 El este un prieten.
 Este un prieten

Rodica este o prietenă.
 Ea este o prietenă.
 Este o prietenă.

Rodica și Radu sînt prieteni.
 Ei sînt prieteni.
 Sînt prieteni.

Maria și Rodica sînt studente.
 Ele sînt studente.
 Sînt studente.

Radu și Petre sînt studenți.
 Ei sînt studenți.
 Sînt studenți.

Le livre commence par une introduction qui explique les principes et le plan qui ont présidé à sa rédaction ainsi qu'une bibliographie critique et sélective. La partie proprement pédagogique, précédée de cinq pages d'introduction phonétique, est organisée en 15 leçons d'une dizaine de pages chacune, comprenant toujours un texte, un commentaire lexical, un commentaire morphologique, un commentaire syntaxique et des exercices. En appendice, une liste des 500 mots les plus fréquents, un lexique roumain-allemand, une liste d'abréviations et symboles et un index grammatical. La liste de fréquences est sans doute l'élément le plus original de ce livre. On ne peut que féliciter les auteurs d'avoir mis à la disposition des débutants et des enseignants un instrument de travail des plus utiles sous une forme très maniable. Il est toutefois regrettable que quelques-uns des vocables de cette liste ne trouvent pas leur place dans le lexique qui la suit.

Une étude approfondie de l'ouvrage réserve au lecteur des surprises beaucoup moins agréables. Dans les considérations critiques qui suivent nous examinerons successivement: 1. les options scientifiques des auteurs; 2. les fondements pédagogiques du manuel; 3. les explications phonétiques et phonologiques; 4. la morphologie et la syntaxe; 5. les fautes de roumain dont le volume est, hélas, parsemé; 6. les exercices; 7. la présentation typographique.

1. *Options scientifiques.* – Le roumain est une des langues qui ont soulevé le plus de controverses scientifiques – souvent d'ordre purement terminologique. Certains problèmes ont donné lieu à des prises de position inconciliables dégénérant en querelles philologiques dont certaines n'ont pas encore connu d'armistice. En voici quelques exemples. Combien

de conjugaisons y a-t-il en roumain ? Trois, quatre, cinq, huit ou dix selon l'option de départ. Combien de genres ? Deux, trois ou cinq. Et si l'on opte pour trois genres, faut-il appeler le troisième *neutre* ou *ambigène* ? Tous les linguistes roumains répondront *neutre* car ils ont enfin réussi à s'entendre sur ce point, mais les deux termes subsistent en Occident.

Dans ces conditions on ne peut pas critiquer les auteurs d'un manuel pour leurs options scientifiques : le choix de chacun ne peut dépendre que de ses convictions et de son expérience. Ce qu'on doit regretter chez Klein et Ceaușescu c'est qu'ils ne soient pas constants dans leurs options. Ainsi à la p. 21, les infinitifs des verbes sont présentés comme suit :

Konjugationstyp	Musterverb		Stamm
I.	a așteptá	>	aștept-
II.	a puteá	>	put-
III.	a fáce	>	fac-
IV.	a fugí	>	fug-
V.	a coborí	>	cobor-

Quant aux participes passés, voici comment ils sont donnés :

Konjugationstyp	Suffix	Stamm + Suffix
I.	-át	așteptát
II.	-út	putút
III.	-út	fácút
	-t	rupt (a rupe)
	-s	duș (a duce)
IV.	-ít	fugít
	-ít	coborít

Alors, y a-t-il quatre ou cinq conjugaisons ? Cela a peut-être peu d'intérêt pour l'acquisition de la langue roumaine, mais le débutant aime se baser sur des séries précises.

Autre exemple. Les citations (1) et (2) sont tirées de la p. 15, la citation (3) de la p. 23.

- (1) Es gibt im Rumänischen nur zwei Geschlechter: Maskulin und Feminin. Der Einfluß des alten lateinischen Neutrums zeigt sich jedoch in der Tatsache, daß es sogenannte «*ambigene*» *Substantive* gibt. Diese «*Ambigenen*» verhalten sich im Singular wie maskuline, im Plural wie feminine Substantive.
- (2) ALLE männlichen Substantive erhalten die Pluralendung -i. AUSNAHME: Ambigene Wörter können im Plural auch die Endung -uri und -e haben.
- (3) Die ambigenen Worte sind hier nicht eigens behandelt, da sie im Singular zur maskulinen Gruppe zählen (z. B. teatrul, meci), im Plural jedoch zur femininen (teatre, meciuri).

Voilà un dédale dont le débutant a peu de chances de se tirer sans l'aide d'un professeur : pourquoi *sogenannte «ambigene»* ? Les auteurs ont-ils un terme meilleur à proposer ? Si ces mots ne sont qu'un signe de l'influence du neutre latin, ont-ils une autre origine ? si oui, laquelle ? Mais s'agit-il bien d'une troisième catégorie qui emprunte ses formes aux deux premières (citations 1 et 3) ou d'une sous-catégorie des masculins (citation 2) ? Les auteurs précisent bien (citation 1) qu'ils optent pour la théorie des deux genres, mais comme l'existence de trois catégories de substantifs dans un système grammatical à deux genres est quelque chose d'inhabituel, un exposé clair serait indispensable. Et puisqu'on juge utile de donner des indications diachroniques (voir citation 1), il serait bon d'être plus précis. Nous reviendrons d'ailleurs sur cette catégorie d'explications.

Autre option scientifique des auteurs: le choix de la grammaire générative transformationnelle pour les explications syntaxiques. Ce serait une excellente initiative s'ils empruntaient à cette théorie ce qu'elle a apporté à la connaissance de la langue roumaine. Malheureusement ils enseignent une grammaire toute traditionnelle et ne tirent de la théorie générative que son appareil formel – le meilleur moyen de décourager les débutants dès l'abord.

D'ailleurs Klein et Ceaulescu sont-ils bien informés en grammaire générative transformationnelle? On peut se permettre d'en douter à la lecture de règles comme:

$$\begin{aligned} V &\rightarrow (s\check{a}) V && \text{(p. 41)} \\ V &\rightarrow (s\check{a}) (nu) V && \text{(p. 50)} \end{aligned}$$

qui pourraient permettre, par application récurrente, de construire des séries infinies évidemment exclues de la langue.

Dans leur ensemble les règles de formation des phrases roumaines présentées dans ce manuel sont mauvaises. A titre d'exemple voici trois des formules servant à former les syntagmes nominaux¹:

$$\begin{aligned} R_{2b} &: NP \rightarrow N + ART_b (ADJ) \\ R_{2c} &: NP \rightarrow ADJ + ART_b + N \\ R_{2d} &: NP \rightarrow ART_u + (ADJ) N (ADJ) \end{aligned}$$

La règle R_{2b} permet de construire le syntagme *cartea bună*, tandis que R_{2c} donne *buna carte*. Les deux expressions sont données comme équivalentes. Or elles sont différentes, et une telle manière d'enseigner crée l'illusion que cette liberté est le propre de tout adjectif. La même remarque est valable pour *o bună carte* et *o carte bună*, qui peuvent toutes deux être engendrées par R_{2d} . Ce type de règles pourrait engendrer des phrases comme **un român student*, d'autant plus que cet ouvrage s'adresse à des germanophones. Voici à titre d'exemples quelques perles recueillies dans des exercices d'élèves utilisant cette méthode. Elles sont toutes le produit logique des exercices de la p. 31 et des règles qu'ils sont censés appliquer:

- * O lungă carte germană a fost rară;
- * Un român student este rar;
- * avem o grea zi lungă;
- * frumoasa Maria are o mare casă română.

Pour les trois premiers exemples on pourrait, à la rigueur, faire appel au bon sens – à condition toutefois de traduire ces phrases dans la langue maternelle de l'élève, ce qui n'est pas le but de l'exercice – mais la quatrième phrase est le produit naturel d'un modèle qui introduit *român* dans la liste des ADJ sans y faire figurer *românesc*.

D'ailleurs les auteurs ont créé eux-mêmes des exemples douteux, puisqu'ils illustrent la règle R_{2d} par:

$$*o\text{ bună carte germană}^2.$$

2. *Fondements pédagogiques.* – Ils laissent aussi à désirer, surtout dans le domaine de la phonétique. Voici ce que les auteurs en disent dans la préface:

¹ NP = syntagme nominal, N = substantif, ART_b = article défini, ART_u = article indéfini, ADJ = adjectif.

² C'est moi qui mets l'astérisque. Si cette phrase doit signifier 'un bon livre écrit en allemand' il faut dire *o carte germană bună*; si l'on veut dire 'un bon livre pour apprendre l'allemand' il faut dire: *o bună carte de germană*.

Auf ein phonetisches Transkriptionssystem wurde bewußt verzichtet. Stattdessen wurden die Beispiele aus dem Teil des rumänischen Vokabulars gewählt, der international bekannt ist. Ausspracheparallelen zu anderen bekannten europäischen Sprachen sollen eine Hilfe sein. Das rumänische Vokabular, das in seiner Heterogenität wohl einmalig ist, macht eine solche Option möglich. Die Interferenzgefahren, die sich aus einer solchen Technik ergeben, erscheinen den Autoren nicht so groß, da (...) die Nichtphilologen die Sprache ohnehin aus praktischen Zwecken erlernen, also irgendwann die Möglichkeit haben werden, im Lande selbst eine Aussprachekorrektur vorzunehmen. Die beiden ersten Zielgruppen [sc. die Romanisten und die Linguisten] werden wohl keine Schwierigkeiten haben, die Kontrollinstanz eines muttersprachlichen Sprechers in einem rumänischen Lektoren zu finden.

En paraphrasant, disons que ce livre n'est pas destiné à des autodidactes. Les universitaires trouveront sûrement quelqu'un pour améliorer leur prononciation (mais trouve-t-on bien un lecteur de roumain dans toutes les universités??), et les autres destinataires du manuel n'ont qu'à former de mauvaises habitudes pourvu qu'ils n'aient pas peur de l'énorme effort qu'ils devront faire pour se corriger lors de leur premier voyage en Roumanie.

Le danger d'interférences, que les auteurs minimisent avec tant de légèreté, est rendu extrêmement grand précisément par le choix de mots internationaux qu'on aura beaucoup plus tendance à prononcer selon des habitudes empruntées à d'autres langues que s'il s'agissait de mots entièrement nouveaux. On n'aperçoit d'ailleurs aucun effort, sinon très élémentaire, pour attirer l'attention des étudiants sur les *différences* qu'il y a entre la prononciation des sons roumains et de ceux des autres langues. Quelques exemples suffiront. La voyelle *ă* est illustrée à l'aide de *listă*, *lectură* et *număr* et expliquée par comparaison avec les *e* de fr. *me*, angl. *father* et all. *Liste*. Or la principale difficulté de ce son est qu'il a une valeur phonologique et peut être accentué. Il eût été bon de le dire, et d'illustrer la chose par des exemples comme *spăl*, *fără*, et surtout des oppositions claires en position atone, comme *casa/casă/case*. Comprendre que les oppositions contractées par ce phonème ont une valeur morphologique est un grand pas vers la maîtrise d'une prononciation correcte.

Les sons *č* et *ġ* sont aussi mal décrits. Le premier est comparé au *tsch* de l'all. *Peitsche* et au *c* de l'it. *cielo*, le deuxième au *g* de l'it. *gelato* et au *j* de l'angl. *John*. Mais les consonnes du roumain sont beaucoup plus palatales que celles des exemples donnés. Il faudrait préciser qu'elles se prononcent comme si la voyelle suivante était toujours *i*.

La même remarque est valable pour *k* et *g* suivis de voyelle palatale (écrits *ch* et *gh*). L'équation *Kellner* = *chelner* est si loin de la vérité que je doute qu'un «Nichtphilologe» qui en aurait fait son credo puisse s'en débarrasser au cours de son voyage en Roumanie.

Ajoutons qu'on nous dit des lettres *c* et *g* qu'elles n'ont la valeur *k* et *g* que devant *a*, *o*, *u* et *consonne*. En omettant *i* les auteurs exposent les étudiants à prononcer d'une façon erronée les mots *cît*, *cîine*, *gît*, etc.

3. *Phonétique et phonologie*. – Ce volume donne des explications phonétiques, explicitement destinées aux philologues et dont l'étude est facultative. Etant donné qu'ils s'adressent dans ces passages à des gens avertis, les auteurs auraient pu présenter ces faits avec plus de sérieux. Par exemple: $t + i > t$ (p. 12). S'agit-il d'une règle synchronique ou diachronique? Quel que soit le point de vue la règle est inacceptable sans un complément d'information. Si elle est synchronique il faudrait préciser qu'elle ne s'applique qu'en finale (*student* + *i* > *studenti*, mais *fată* + *-iță* > *fetiță*); s'il s'agit de diachronie il faudrait indiquer que seul *i* a cet effet. L'exemple suivant est tout à fait semblable: lat. *[d]* *gefolgt von e oder i* > rum. *[z]*. Les exemples données sont *zi* (< DIEM), *zeu* (< DEUM) et *zece* (< DECEM). Cette règle laisse inexplicés des mots comme *de* (< DE), *des* (< DENSUM), *dinte* (< DENTEM).

On ne voit pas pourquoi les auteurs se gardent de parler des oppositions de longueur des voyelles latines alors que ce sont des faits élémentaires pour les romanistes auxquels ils s'adressent.

Certaines règles sont mal formulées, de sorte que les exemples donnés pour les illustrer ne sont pas toujours conformes à l'énoncé, comme c'est le cas de *patru* (< *QUATTRO), censé illustrer l'évolution de *qu* intervocalique devant *a*.

D'ailleurs le choix des mots expliqués diachroniquement s'opère, semble-t-il, arbitrairement. Pourquoi dit-on que *zi* < DIEM, que *prieten* est un mot slave, pourquoi compare-t-on les formes de *bun* avec celles des mots correspondants des autres langues romanes, alors qu'on laisse inexplicés *seară* et beaucoup d'autres mots non dépourvus d'intérêt ?

4. *Morphologie et syntaxe*. – Les commentaires morphologiques et syntaxiques présentent souvent les faits d'une façon déroutante pour le débutant. Aux p. 27–28, env. un quart de page est consacré à la formation de l'accusatif. On y apprend que l'acc. se construit avec *pe* (NP_{akk} → *pe* + NP), mais qu'il y a beaucoup de situations où ce *pe* se supprime dans la structure superficielle, de sorte qu'une règle provisoire sans *pe* suffit (NP_{akk} → NP). Il est à prévoir que l'étudiant ne retiendra rien de ces considérations, qui seront à répéter lors de l'apprentissage de l'acc. prépositionnel.

L'oubli de questions de détail peut amener l'étudiant à former des réflexes erronés. A la p. 15 on apprend que le *-i* qui sert à former le pl. des masc. et de certains fém. n'est que le signe de la palatalisation de la consonne finale et ne se prononce pas. Ainsi *flori*, le pl. de *floare*, se prononce [*flor'*]. Aux p. 22 et 23 on apprend que l'art. est enclitique. Parmi les nombreux exemples donnés on a pour le fém. pl. la forme *florile*, donnée sans commentaire. Comment les auteurs veulent-ils que les élèves devinent qu'ici le *i* forme syllabe ? Aucun commentaire non plus pour *codri* (p. 15), qui est donné sans explication dans la liste *pomi, studenți, codri, lei, frați, tați*.

5. *Fautes de langue*. – Les défauts mentionnés jusqu'ici sont aggravés par la présence de quelques fautes de roumain. Erreurs de détail il est vrai, mais contre lesquelles l'enseignant doit mettre en garde ses étudiants. A la p. 7, la semi-voyelle *ɛ* est expliquée comme suit :

In Verbindung mit einem folgenden Vokal hat der Halbvokal [ɛ] einen schwachen j-Nachschlag.

Je ne sais pas ce que les auteurs ont voulu dire, mais le résultat d'une telle explication est la prononciation erronée [*teɛiatru*], [*cafeɛja*], [*fereɛjestră*], etc. pour les mots qui contiennent ce phonème.

A la p. 16 on apprend, dans le chapitre de la formation du pl. des ambigènes que la terminaison *-uri* caractérise presque tous les néologismes. Une telle affirmation souffre de deux défauts : a) elle utilise le mot *néologisme* dans le sens roumain, sans préciser ce qu'il veut dire³ ; b) elle est tout simplement erronée : sur les 81 « néologismes ambigènes » enseignés dans ce livre, 49 ont le pl. en *-e*, et seulement 23 en *-uri* (9 l'ont en *-i*).

Aux p. 35–36 le poss. *său* est présenté comme ayant toujours un sens réfléchi. Ceci est sans doute le fruit d'une connaissance plus approfondie du latin que du roumain.

³ Le terme roumain *neologism* englobe, à côté des mots de formation récente, tous les mots empruntés par la langue roumaine aux langues occidentales et au latin au cours des deux derniers siècles. C'est dans ce sens élargi que les auteurs l'utilisent.

A la p. 49, dans le paradigme de l'ind. prés. du verbe *a vrea*, la forme *vreau* est donnée pour la 3ème pers. du pl. Coquille typographique? Certainement pas: par le commentaire *l = 6 da -e Typ* les auteurs confirment que dans leur idée la troisième du pl. fait *vreau*, comme la première du sg.

Autre faute de roumain: **Radu vede pe prietenul*⁴. Il est inutile d'allonger ici cette liste, où l'on pourrait ajouter non seulement les fautes de langue, mais aussi des faits analysés incorrectement.

6. *Exercices*. – Ils ne sont pas non plus exempts de défauts. Voici un exemple entre plusieurs: à la p. 140 l'étudiant est invité à mettre à la forme négative les phrases données en utilisant les particules négatives données au § 5.13.3.3. L'exemple est:

Am un billet de cinema → n-am nici un billet.

Et voici les phrases à transformer:

Îi cunoști pe toți?
 Radu are tot ce vrea.
 M-a dus o dată la mare.
 Ne-ați văzut undeva?
 Fiecare dintre voi a venit la mine.
 Am o idee bună.

Mais qu'en est-il du § 5.13.3.3.? Les formes négatives y sont introduites avec leur traduction allemande sans être expliquées au moyen de leurs correspondants affirmatifs. L'exercice consiste donc à traduire les formes en allemand, à effectuer la transformation, puis à retraduire en roum. Il serait sans doute plus utile si la grammaire était mieux présentée. D'ailleurs seule la dernière phrase correspond à l'exemple. Les autres entraînent des transformations différentes, surtout la deuxième, qui demande l'introduction d'un partitif (*Radu n-are nimic din ce vrea*⁵), construction qui n'est pas expliquée dans la grammaire.

7. *Présentation typographique*. – La typographie offre sans doute peu d'intérêt pour les lecteurs d'une revue de linguistique. Toutefois la méthode d'impression est originale et me paraît digne de quelques remarques. Le manuel est tiré en offset sur la base d'un dactylogramme réalisé sur une machine à écrire IBM à boules. C'est une manière de faire qui comporte les avantages financiers évidents de l'offset tout en permettant de présenter un texte plus agréable et plus suggestif qu'avec une machine à écrire normale, grâce aux boules interchangeables avec lesquelles il est possible de varier les caractères. Cette méthode peut donner d'excellents résultats à condition d'être appliquée avec discernement. Malheureusement le présent manuel n'est pas le témoin d'un emploi judicieux de ce type de machine à écrire. Une boule *Courier 10* a été utilisée pour l'ensemble du texte et pour les mots cités, qu'il s'agisse du roumain ou d'autres langues. Comme les mots cités sont présentés dans le même caractère que le texte, ils ressortent mal. Il eût été bon de choisir deux caractères différents, ou tout simplement de souligner les exemples. Quant au choix des signes spéciaux, il

⁴ L'astérisque est de moi. L'absence de *il* n'est pas à proprement parler une faute, mais elle donne à la phrase un aspect livresque qui n'est pas à sa place dans un ouvrage destiné aux débutants. Ce qui est répréhensible ici c'est la présence de l'article *-ul* dans un syntagme prépositionnel non déterminé.

⁵ *Radu n-are nimic* ne serait pas la transformation négative de la phrase envisagée.

me paraît discutable. Une boule *Symbol* offre de jolis chiffres en exposant pour les notes en bas de page, ainsi que les signes <, > pour les explications diachroniques et le signe → pour les exposés grammaticaux en style générativiste. Les auteurs (ou leur dactylographe) ont sans doute voulu faire une économie en n'acquérant pas une boule supplémentaire (p. ex. *Manifold*) comportant des crochets pour les transcriptions phonétiques. D'où l'emploi original et pour le moins déroutant des accolades: {iešt'}. Qui plus est, les auteurs utilisent ce signe et les barres obliques de la manière la plus fantaisiste: les accolades servent aussi à expliquer les alternances phonologiques, tandis que les barres obliques servent à transcrire tantôt des phonèmes (*weil das erste |i| zum Stamm gehört*), tantôt des sons (*|tšintš'*), tantôt des graphèmes (*|i| nur Palatalzeichen*), tantôt des morphèmes (*|la| kann ... als «Universalpräposition» bezeichnet werden*).

La typographie est sujette à bien d'autres remarques encore. Je n'ai critiqué ici que ce qui est une entrave à la clarté du texte. Mais il est temps de conclure ce long compte-rendu.

Ce manuel comporte des traits positifs indiscutables: une bonne programmation, des textes intelligemment conçus et une liste de fréquence. Trois éléments pour lesquels il devra dorénavant figurer dans la bibliographie de tout enseignant de roumain, surtout dans celle des futurs auteurs de manuels de roumain. En revanche son utilisation pratique exige un grand effort intellectuel de la part de l'enseignant et... beaucoup de patience de la part de l'étudiant.

Jean-Pierre Kent



HERMANN HALLER, *Der deiktische Gebrauch des Demonstrativums im Altitalienischen*, Bern-Frankfurt/M. (Lang) 1973, 100 p. (*Europäische Hochschulschriften IX/2*).

Nur drei Jahre nach der Arbeit von Greta Brodin über die Entwicklung des Demonstrativums im Toskanischen¹ ist die Arbeit von Hermann Haller erschienen, die sich – ungeachtet des Titels – im wesentlichen mit den Demonstrativa im Altoskanischen befaßt. Man mag sich fragen, ob sich die Wiederaufnahme des Themas nach so kurzer Zeit überhaupt rechtfertigen läßt, denn daß Haller mit seiner Arbeit bei Erscheinen der Studie von Greta Brodin schon angefangen hatte (p. 17), ist sicher kein hinreichender Grund, sondern höchstens Pech. Aus der schwierigen Situation versuchte Haller noch das Beste zu machen, indem er Teile, die in der Arbeit von Greta Brodin besonders stark vertreten sind, wegließ und sich dafür v. a. auf das Schließen von Lücken konzentrierte: er geht nicht auf die Dialekte ein, sondern beschränkt sich auf die Literatursprache, in der er die Dinge dadurch besser in den Griff zu bekommen versucht, daß er – im Gegensatz zu seiner Vorgängerin – konsequent zwischen Deixis ad oculos («sinnfälliger» Deixis) und Deixis am Phantasma unterscheidet. Darüber hinaus gilt sein Augenmerk besonders der Herausarbeitung von semantischen und stilistischen Differenzierungen, die bei Brodin fast vollständig fehlen (p. 17). Die Resultate sind gleichwohl enttäuschend – nicht weil das Material unbrauchbar wäre oder es zum Thema nach so kurzer Zeit nichts Neues zu sagen gäbe; der Grund für das Mißlingen liegt vielmehr in der vollkommen ungenügenden theoretischen Basis.

¹ Cf. GRETA BRODIN, *Termini dimostrativi toscani*, Lund 1970.

Für die Klassifikation seines reichen und interessanten Materials aus dem 13. und 14. Jh. benutzt Haller die Brugmann'sche Unterscheidung von *Ich*-, *Du*-, *Jener*- und *Der*-Deixis². Es ergeben sich so vier Hauptteile, und da jedesmal zwischen «adjektivischem» und «substantivischem» Gebrauch unterschieden wird, erhält der Verf. 8 Kapitel, in denen dann das Material jeweils nach Formen (Signifikanten) und innerhalb der Formen nach Nutzwerten (Sinneffekten) klassiert wird. – An die acht Hauptkapitel schließen sich noch zwei Ergänzungskapitel an: in Kap. 9 wird der Gebrauch (>individuelle Norm) bei einer Reihe von Autoren des 13. und 14. Jh. skizziert, und in Kap. 10 versucht Haller einen kurzen Überblick über die nord-, mittel- und süditalienischen Verhältnisse im Bereich des Demonstrativums zu geben. – Als globale Resultate kann man festhalten, daß für die Toskana im 13./14. Jh. ein dreistufiges System anzusetzen ist, wobei die Vitalität der 2. Stufe (*codesto* etc.) jedoch äußerst schwach ist: zu ihrer Bezeichnung wird schon oft *quello* etc. verwendet, ja im *Tesoretto* und in anderen Schriften von Brunetto Latini und im *Novellino* scheinen die Formen für die zweite Stufe schon zu fehlen (p. 86/87), so daß diese bei den anderen Autoren u. U. bereits in dieser Epoche als archaisierend-literarisches Relikt interpretiert werden müssen. Norditalien kennt nur ein zweistufiges System vom Typ *questo* / *quello*, während Süditalien ein auch im Gebrauch solid verankertes dreistufiges System besitzt, das jedoch ausdruckssseitig z. T. anders besetzt ist (*chistu* / *chissu* [>ECCU IPSU] / *chillu*). All dies kann nicht gerade als sensationell und neu bezeichnet werden.

Wie bereits angedeutet, liegt die Schwäche von Hallers Arbeit v. a. im theoretischen Bereich, und diesem Aspekt wollen wir uns nun etwas näher zuwenden. Die Autoren, auf die sich Haller stützt, sind v. a. Brugmann, dann auch Wundt und Wackernagel (p. 15/16) – seine theoretische und methodische Grundlage stammt also von ca. 1900! Die ganze neuere Entwicklung ist ziemlich spurlos an ihm vorbeigegangen: Strukturalismus, Textlinguistik usw. hat er überhaupt nicht zur Kenntnis genommen³. Dies zeigt sich schon, wenn Haller von *adjektivischem* (p. 19, 21/22, 24, 65, 73, 80 usw.) und *substantivischem* Gebrauch (p. 24, 43, 69, 76, 82 usw.) spricht, d. h. die traditionelle Terminologie (mitsamt ihren Inhalten) verwendet. Haller übersieht, daß in den Fällen, wo das Demonstrativum ein Substantiv begleitet, dieses nicht mit einem Adjektiv kommutiert, sondern (und im Gegensatz zum it. Possessivum) mit dem («bestimmten») Artikel; es kann keine Form aus dem Artikelparadigma neben sich haben, und verhält sich auch in dieser Hinsicht grundverschieden von den Adjektiven, die nicht nur mit dem Artikel, sondern auch (allerdings beschränkt) mit anderen Adjektiven kombinierbar sind. Der Schluß, der aus diesem syntaktischen Verhalten zu ziehen ist, kann nur der sein, daß das Demonstrativum im nominalen Vorfeld als Artikel zu betrachten ist – ein semantisch expandierter Artikel allerdings, der (ähnlich wie ein Adj.) zusätzliche, über die einfache Artikelfunktion hinausgehende Information liefert; diese Feststellung betrifft jedoch die semantische Ebene, die streng von der morphosyntaktischen zu trennen ist⁴. – Während die Einstufung des Demonstrativums im nominalen Vorfeld als Adjektiv als vollkommen abwegig bezeichnet werden muß, kann die Klassierung als Substantiv in nichtnominalem Kontext wenigstens für sich in Anspruch nehmen, daß hier das Demonstrativum mit einem eigentlichen Substantiv kommutierbar ist. Gleichwohl greift die

² Cf. K. BRUGMANN, *Die Demonstrativpronomina in den indogermanischen Sprachen*, Leipzig 1904.

³ Ebenso fehlt bei den Arbeiten zum Französischen (p. 17 N 9) die neuste (sehr wichtige) Studie von A. DEES, *Etude sur l'évolution des démonstratifs en ancien et en moyen français*, Groningen 1971; vgl. auch meine Besprechung *VRom.* 32 (1973), 175–83.

⁴ Cf. hierzu auch WUNDERLI, *Le développement structural du démonstratif roumain*, *RRL* 20 (1975), 715–22 und *Au sujet de l'article roumain: affixation, détermination ou position?*, *Dacoromania* 3 (1975–76), 147–78.

Bezeichnung «Substantiv» zu kurz bzw. ist zu ungenau: Haller übersieht einerseits, daß dem Demonstrativum ein dem Substantiv vergleichbarer, die Zuweisung an eine offene Reihe bedingender semantischer Gehalt abgeht, und stellt andererseits nicht in Rechnung, daß sich *questo, codesto, quello* etc. in dieser Verwendung nicht mit dem Artikel verbinden. Sie können deshalb nicht als Substantive bzw. in Substantive transponierte Adjektive gelten, sondern haben eindeutig den Charakter von nominalen Proformen («Pronomina»).

Noch deutlicher werden die theoretischen Schwächen beim Gebrauch der Ausdrücke *Deixis/deiktisch*, die Haller immer im Sinne von «ausdrücklicher Hinweis auf etwas (v. a. im Objektbereich)» verwendet; das Demonstrativum wäre nur in Verbindung mit einer Geste deiktisch vollwertig (p. 15). Diese Auffassung von Deixis erklärt auch, was schon im Titel anklingt, nämlich daß es für den Verfasser auch einen nichtdeiktischen Gebrauch des Demonstrativums gibt: die «deiktische Kraft» wäre schon beim Fehlen einer begleitenden Geste (z. B. bei der Deixis am Phantasma) reduziert und würde bei anaphorischem Gebrauch⁵ ganz fehlen (p. 15/16, 17, 64). Es zeigt sich hier, daß Haller Bühler, Hilty, die Textlinguistik usw.⁶ überhaupt nicht rezipiert hat, denn sonst müßte er wissen, daß das it. Demonstrativum⁷ immer origogebunden und damit deiktischer Natur ist. Im Anschluß an Bühler geht man heute davon aus, daß jede Rede bzw. jeder Redehalt entweder explizit oder implizit in Bezug auf das *ego – hic – nunc* des Sprechers fixiert wird; dieser setzt durch seine Existenz im Moment des Redeaktes sowohl auf der Zeit- als auch auf der Orts- und Personenachse einen Nullpunkt (Origo) und faßt diese zu einem dreidimensionalen Koordinatensystem zusammen. Im verbalen Bereich können bzw. müssen im It. die Personen- und Zeitrelation zur Sprecherorigo markiert werden; im nominalen Bereich besteht die Möglichkeit zur Wiedergabe der Orts- und Personenrelation, und zwar wird die Ortsrelation über das «Demonstrativum», die Personenrelation über das «Possessivum» zum Ausdruck gebracht⁸. Sowohl die lokale wie die personale Relation können nun über Bühlers Kommunikationsmodell dargestellt bzw. auf dessen Positionen bezogen werden, was bei den dreistufigen it. Systemen dann folgende Inhalte ergibt:

Possessivum:

1. *mio / nostro* etc.: '(personale) Relation zum Sprecher'
2. *tuo / vostro* etc.: '(personale) Relation zum Angesprochenen'
3. *suo / loro*⁹ etc.: '(personale) Relation zum außerhalb der Kommunikationskonstellation Stehenden (Besprochener; «Ding»)

⁵ Es wird nie ganz klar, was Haller unter anaphorischem Gebrauch wirklich versteht; wir nehmen einmal an – *in dubio pro reo* –, daß er damit den Verweis am Text meint. Dann muß allerdings erstauenen, daß nirgends vom (ebenfalls existierenden) kataphorischen Gebrauch die Rede ist.

⁶ Cf. K. BÜHLER, *Sprachtheorie*, Stuttgart 21965; G. HILTY, *Tempus, Aspekt, Modus, VRom. 24* (1965), 269–301. – Beide Arbeiten fehlen in der Bibliographie, was v. a. in Bezug auf Bühler unverzeihlich ist.

⁷ Anders liegen die Dinge beim modernfranzösischen Demonstrativum, das nur noch als verstärkter Artikel bzw. verstärktes Pronomen gelten kann; die lokale Deixis kann hier nur noch über die (weitgehend fakultativen) adverbialen Partikeln *-ci* und *-là* zum Ausdruck gebracht werden. – Cf. hierzu auch WUNDERLI, *RRL 20* (1975), 722 u. N 34.

⁸ Wir verwenden der Einfachheit halber die traditionellen Termini, betonen aber, daß wir den entsprechenden Formen auf Systemebene keineswegs die Funktion «(nachdrücklicher) Hinweis» bzw. «Besitzverhältnis» zuweisen; es handelt sich bei diesen Inhalten nur um mögliche Norm- bzw. Nutzwerte, die als Spezifikationen der Systemwerte 'Orts-' bzw. 'Personenrelation' zu gelten haben.

⁹ Die Relationen *mio – nostro, tuo – vostro* usw. fassen wir als reine Pluralisierungen der Bezugsperson auf; cf. hierzu auch WUNDERLI, *VRom. 36* (1977), 244.

Demonstrativum:

- | | |
|-------------------------|---|
| 1. <i>questo</i> etc.: | '(Ort) beim Sprecher' |
| 2. <i>codesto</i> etc.: | '(Ort) beim Angesprochenen' |
| 3. <i>quello</i> etc.: | '(Ort) außerhalb der Kommunikationskonstellation (beim Besprochenen; «Ding»)' |

Diese Darstellung der Dinge läßt nun bereits Zweifel daran aufkommen, ob Brugmanns Modell wirklich als adäquater Rahmen für die Darstellung der italienischen Verhältnisse dienen kann, kennt das Italienische doch nach allgemeiner Auffassung keine speziellen Formen für die *Der*-Deixis (>Hinweis ohne räumliche Differenzierung nach dem Kommunikationsmodell)¹⁰. Eigenartig mutet schon die Abgrenzung zwischen *Jener*- und *Der*-Deixis an: Haller nimmt nur dort eine *Jener*-Deixis an, wo im Kontext ein deutlicher Kontrast bzw. eine deutliche Distanz zu einer *Ich*-Deixis besteht; bei der *Der*-Deixis dagegen würde auf etwas hingewiesen, das «weder entfernt noch in unmittelbarer Nähe [ist]» (räumliche Indifferenz)¹¹. Haller wendet hier ein nicht weiter expliziertes und letztlich sich jeder genauen Erfassung entziehendes quantitatives Kriterium an, das im Rahmen einer deiktischen Kategorie ganz sicher nichts zu suchen hat; sinnvoll könnte die *Der*-Deixis nur als Neutralisation der auf dem Bühlerschen Kommunikationsmodell beruhenden Differenzierung aufgefaßt werden – aber eine solche Kategorie gibt es eben im Rahmen des it. Systems nicht. Auf jeden Fall ist es nicht statthaft, *quello* nur aufgrund eines fehlenden kontextuellen Kontrastes *Der*-deiktische Funktion zuzuweisen (p. 48, 73), solange es sonst eindeutig eine *Jener*-Deixis markiert: bei fehlendem Kontrast bringt es eben nichts weiter als seinen Systemwert (und unabhängig von jedem quantitativen Faktor) in die Rede ein¹².

Die Hereinnahme von quantitativen Aspekten und die Festlegung auf die «sinnfällige» Deixis bereitet Haller auch dort Schwierigkeiten, wo mit *questo* ein Raum bezeichnet wird, der das Seh- bzw. Erfassungsvermögen des Sprechers bei weitem übersteigt (z. B. *questo mondo*; *questo paese* etc.); er sieht sich dann gezwungen, in höchst uneleganter Weise eine Synekdoche anzunehmen (p. 20/21). Haller hat auch hier nicht erkannt, daß die quantitativen Faktoren überhaupt keine Rolle spielen; wesentlich ist nur, daß die Sprecherposition innerhalb des bezeichneten Raumes liegt – wie groß bzw. klein dieser Raum im Einzelfall ist, hängt einerseits von der subjektiven Grenzziehung des Sprechers, andererseits von situationalen und kontextuellen Faktoren (im weitesten Sinne) ab¹³. Gerade diese Flexibilität in der Abgrenzung des Sprecherraumes läßt auch Hallers Zuweisung von Präsentationsformeln mit *questo* (z. B. *questa è mia figliuola*) an die *Der*-Deixis als hinfällig erscheinen (p. 45/46): wir haben hier nur einen (relativ) weitgefaßten Sprecherraum; Haller dagegen geht immer und in unhaltbarer Weise von einer punktuellen Definition der Sprecherposition aus: Gerade hier zeigt sich wieder, wie außerordentlich gefährlich ein onomasiologisches Vorgehen im

¹⁰ Cf. hierzu auch HALLER, *Demonstrativum*, p. 80. – Immerhin glaubt Haller andernorts, wenigstens *esso* als spezifisch *Der*-deiktische Form ansehen zu können (p. 40ss.); diese Feststellung ist aber äußerst fragwürdig aufgrund der unbefriedigenden Definition der Opposition *Jener*- /*v*/ *Der*-Deixis (cf. unten); zudem sind die beigebrachten Beispiele zu spärlich, um zu einem eindeutigen Schluß kommen zu können. Wahrscheinlich muß aber *esso* als reine Nebenform zu *quello* eingestuft werden.

¹¹ Cf. HALLER, *Demonstrativum*, p. 73, 80, 82.

¹² Cf. hierzu auch unten.

¹³ Entsprechendes hat Klum auch im temporalen Bereich für die Abgrenzung der Gegenwart, gegenüber Vergangenheit und Zukunft festgestellt; cf. A. KLUM, *Verbe et adverbe*, Uppsala 1961, p. 59/60.

Bereich deiktischer Kategorien ist; geht man hier nicht mit einer unvergleichlich viel größeren Flexibilität als in den definitiven Bereichen vor, kann man nie zu brauchbaren Resultaten kommen.

Diese ungenügende Flexibilität führt schließlich bei Haller auch noch dort zu unhaltbaren Schlüssen, wo eine lokale mit einer personalen Deixis kombiniert wird (z. B. Demonstrativum + Possessivum [*questa vostra figliuola*]; Demonstrativum + Personalpron. [*quello che voi avete*]): überall, wo eine Diskrepanz zwischen lokaler und personaler Deixis besteht, nimmt er eine atypische Verwendung der Demonstrativa an, d.h. z.B. *questo* für *Du-* oder *Jener-*Deixis, *quello* für *Du-* oder *Ich-*Deixis usw. (p. 22/23, 65, 68/69, 71, 96). Haller übersieht dabei, daß die lokale und die personale Achse prinzipiell voneinander unabhängig sind und demzufolge auch miteinander kombiniert werden können. Eine *figliuola*, die in personaler Relation zum Angesprochenen steht, kann durchaus im Raum des Sprechers lokalisiert werden; ein besprochenes Objekt kann durchaus außerhalb des dem Gesprächspartner zugewiesenen Raumes liegen, gleichwohl aber in personaler Relation zu diesem stehen; usw. Selbst im Beispiel wie Dec IX 3, 13 (p. 71):

Calandrino, che viso è *quello*? e' par che tu sia morto;...

ist in diesem Sinne zu interpretieren; obwohl in absoluter Kontiguitätsrelation zu Calandrino stehend, wird sein Gesicht aus dem ihm zugewiesenen Raum (*Du-*Deixis) herausgelöst und als besprochenes «Ding» dargestellt: wir haben hier einen stilistischen Trick zur (scheinbaren) Objektivierung des Gesprächsgegenstands.

Nicht zu befriedigen vermag auch Hallers Insistieren auf dem Unterschied zwischen sinnenfälliger Deixis und Deixis am Phantasma. Es ist zwar unbestritten, daß bei der Deixis am Phantasma eine begleitende Geste unmöglich ist und daß in psychologischer Sicht zwischen den beiden Bereichen ein erheblicher Unterschied bestehen dürfte. Ein entsprechender Unterschied im sprachlichen Bereich ist damit aber noch nicht gegeben, ganz im Gegenteil: er besteht unserer Ansicht nach weder auf System- noch auf Redeebene. Abweichungen existieren nur hinsichtlich des Referenzbereichs, auf den die betreffenden Systemeinheiten angewendet werden und die konkreten Redeäußerungen sich beziehen: im ersten Fall handelt es sich um die wirkliche, im zweiten dagegen um eine mögliche Welt. Ähnliches gilt auch für den anaphorischen Gebrauch (cf. p. 15/16, 17, 64), wo als Referenzelement der Text selbst fungiert: wir haben einen metakommunikativen Gebrauch. Systemwert der Einheiten und Redemodalitäten ihrer Nutzung sind in all diesen Fällen nicht prinzipiell von einander verschieden; Unterschiede bestehen nur hinsichtlich des (durch übergeordnete Signale gekennzeichneten) Referenzbereichs.

Wenig überzeugend ist schließlich Hallers Darstellung des «affektischen» Gebrauchs des Demonstrativums. Obwohl Stellen nicht fehlen, wo er sich der Tatsache bewußt zu sein scheint, daß diese affektischen Elemente nicht dem Demonstrativum zuzuschreiben sind, sondern im Kontext im weitesten Sinne (eigentlicher Kontext; lexikalische Füllung; Intonation usw.) angesiedelt werden müssen (z. B. p. 42), tut er doch immer wieder so, als ob das Demonstrativum allein für die affektischen Nuancen verantwortlich wäre (p. 19, 26, 28, 74/75, 81, 84 usw.): es fehlt ihm ganz offensichtlich der Begriff der sprachlichen Hierarchieebenen. Noch eigenartiger mutet die Behauptung an, Demonstrativum und Substantiv würden eine affektische Einheit bilden, was schon daraus ersichtlich sei, daß der Affekt sofort verloren gehe, wenn man das Demonstrativum durch den Artikel ersetze (p. 28). Zweierlei ist an dieser Argumentation schief. Zum einen: wenn schon der ganze Affekt verlorengeht, wenn man das Demonstrativum durch den Artikel ersetzt, dann müßte das erstere alleiniger Affektträger sein. Zum anderen: Haller vernachlässigt hier wieder die Intonation bzw. den affekti-

schen Akzent; daß eine Konstruktion mit *questo* affektischen Charakter haben kann, eine Konstruktion mit dem Artikel dagegen nicht, hängt nicht vom *per se* affektischen Charakter des Demonstrativums ab, sondern ist vielmehr darauf zurückzuführen, daß das *it.* Demonstrativum im Sinne von Garde¹⁴ akzentogenen Charakter hat, der Artikel dagegen nicht; der Affektausdruck als solcher ist einzig und allein im prosodischen Bereich anzusiedeln. Daß bei derart unpräzisen Vorstellungen über die verschiedenen sprachlichen Hierarchieebenen und ihre Interaktionsmöglichkeiten das Urteil über den vorhandenen oder fehlenden affektischen Charakter einer Konstruktion oft recht willkürlich ausfällt, versteht sich von selbst. Einzig Formen wie *costui, colui* etc. scheinen – soweit sie nicht mehr eine Kasusopposition zu *questi, quelli* usw. markieren – einen gewissen affektischen Grundcharakter zu haben¹⁵. Haller spricht in diesem Fall etwas unbeholfen von «neutraler» Affektivität (p. 59), was wohl dahingehend interpretiert werden darf, daß den betreffenden Demonstrativformen selbst nur das Merkmal 'Verstärkung', 'Affekt' o.ä. zukommt, daß die Spezifikation dieses Zugs dagegen von Situation und Kontext abhängig ist. Ein Nutzwert 'neutraler Affekt' in der Rede, wie ihn Haller für einige Stellen in der *Divina Commedia* annimmt (p. 59), scheint mir dagegen kaum vertretbar zu sein; Haller hat in diesen Fällen einfach dem (kataphorischen) Kontext nicht genügend Rechnung getragen.

Ungenügende Situations- und Kontextberücksichtigung liegt auch in anderen Fällen vor. So unterscheidet Haller z. B. p. 20/21 zwischen einem punktuell-begrenzten und einem linear-unbegrenzten Gebrauch des Demonstrativums, ohne aber darauf hinzuweisen, daß diese Differenzierung rein kontextabhängig ist. – Ähnliches gilt auch für Paarungen vom Typ *questo – questo*. P. 25/26 nimmt Haller an, hier werde eine Differenzierung aufgrund einer begleitenden Geste innerhalb des Bereichs der *Ich-Deixis* vorgenommen, was durchaus möglich, keineswegs aber zwingend ist. Wichtig ist nur, daß zwei Objekte als innerhalb des Sprecherraumes befindlich angesehen werden – alles weitere ist Sache von Situation und Kontext. Entsprechendes gilt auch für Paarungen vom Typ *questi – costui* (p. 58), wo wir zwar zwei verschiedene Signifikanten haben, inhaltsseitig aber – abgesehen vom Merkmal \pm Nachdruck (cf. unten) – identische Verhältnisse vorliegen, so daß es unmöglich ist, die Demonstrativa für eine räumliche Differenzierung verantwortlich zu machen. – Nicht statthaft ist es schließlich, die *it.* Paarung *questo – quest'altro* frz. *celui-ci – celui-là* gleichzusetzen (p. 26, 48): im *It.* haben wir eine sekundäre Differenzierung innerhalb des Sprecherraums, im *Frz.* dagegen eine über die adverbiale Partikel vorgenommene Zuweisung an die Räume 'beim Sprecher' und 'nicht beim Sprecher'. – Wenig überzeugend ist auch die Aussage, in Konstruktionen wie *con queste mani* 'mit meinen (eigenen) Händen' würde das Demonstrativum den possessiven Gedanken noch mehr hervorheben (p. 31): das Demonstrativum dient hier zu nichts anderem als zur deiktischen Lokalisierung; wenn Haller eine irgendwie geartete 'possessivische' Idee glaubt feststellen zu können, so ist dieser Eindruck nicht sprachlich bedingt, sondern beruht einzig und allein auf der denotativen Kontiguitätsrelation!

Ungenügend ist dann v. a. auch Hallers Strukturbegriff. So kann man z. B. p. 86 lesen, das *ait.* Demonstrativsystem sei bis auf den heutigen Tag im wesentlichen erhalten geblieben – eine vollkommen unhaltbare Behauptung, wenn man bedenkt, daß *codesto* zur rein pejorativen Variante von *quello* herabgesunken ist und damit das in lokaldeiktischer Hinsicht ursprünglich dreistufige System auf ein zweistufiges reduziert wurde. Struktur bzw. System bedeutet für Haller offensichtlich das Vorhandensein einer bestimmten Zahl von Signifikanten bzw. die etymologische Identität dieser ausdrucksseitigen Einheiten. Nur so läßt es sich

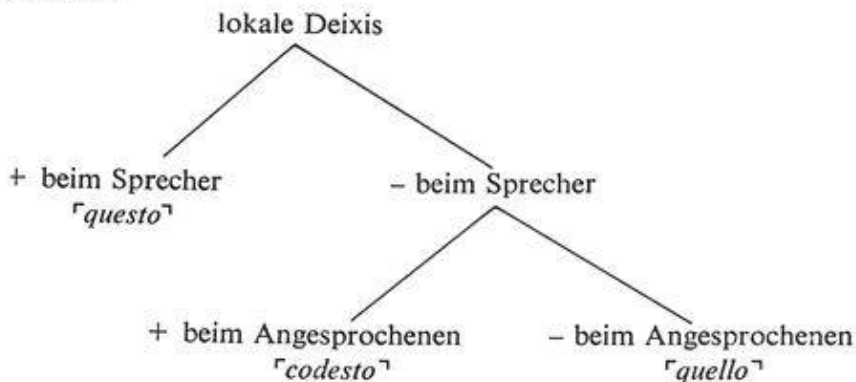
¹⁴ Cf. P. GARDE, *L'accent*, Paris 1968, p. 94ss.

¹⁵ Cf. auch unten.

erklären, daß für ihn der Verlust von *esto* etc. eine «Vereinfachung» des deiktischen Systems darstellt (p. 89) und das Sizilianische aufgrund des Vorhandenseins von *chissu* «ein eigenes deiktisches System» besitzen soll (p. 100). Legt man einen Systembegriff im Sinne Saussures an, sehen die Dinge ganz anders aus. *Esto* etc. ist nur eine literarische Variante zu *questo* usw. mit gewissen spezifischen Konnotationen; sein Verlust beeinträchtigt somit das lokal-deiktische System in keiner Weise. Was *chissu* (>ECCU IPSU) anstelle von *codesto* (>ECCU TIBI ISTU) angeht, so haben wir hier zweifellos eine andere etymologische Basis; aus synchronischer Sicht liegt inhaltsseitig jedoch das gleiche System vor wie bei den toskanischen Autoren des 13./14. Jhs. – nur die zweite Stufe ist ausdrucksseitig eben anders besetzt. Wir haben also wohl eine ausdrucksseitige, nicht aber ein inhaltsseitige Systemabweichung. Hallers Systembegriff weist offensichtlich zwei Mängel auf: er berücksichtigt nur die Signifikanten, und überdies wird er meist auf die Normebene angewendet; beides ist gleichermaßen unzulässig.

Unter diesen Voraussetzungen kann es weiter auch nicht erstaunen, daß Haller die inhaltlichen Oppositionen nicht richtig in den Griff bekommt. Er stellt mit einem gewissen Befremden fest, daß in den ältesten Texten zwar die Obliquus-Formen für die Rectus-Formen auftreten können aber nicht umgekehrt (p. 86/87); daß die «adjektivischen» Formen zwar die «substantivischen» vertreten können, eine Vertauschung in der anderen Richtung aber nicht möglich ist; daß *quello* zwar *codesto* schon früh ersetzen kann (p. 65), sich das Gegenteil aber erst nach der Entwicklung der zweiten Form zur pejorativen Variante findet; usw. Auf die Idee, daß man die betreffenden Gegensätze als privative Oppositionen darstellen könnte, in denen der extensive Term merkmалlos, der intensive dagegen merkmалhaltig ist, kommt er nie!

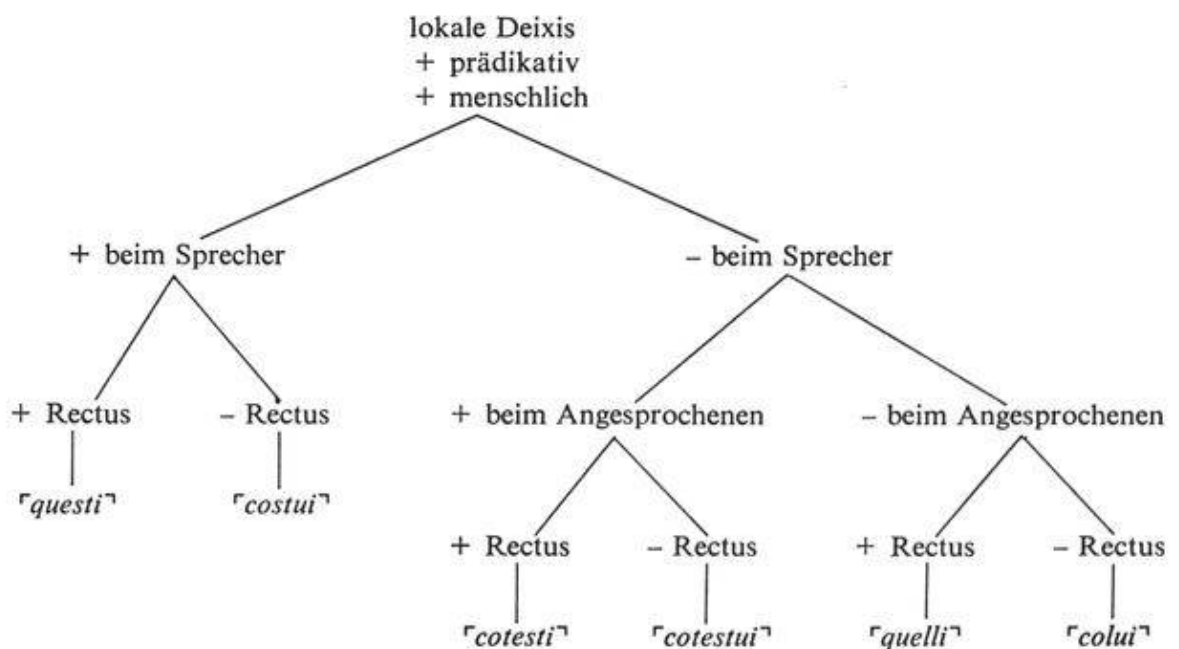
Hallers Arbeit muß sich aus theoretischer Sicht harte Kritik gefallen lassen; gleichwohl liefert sie uns aufgrund ihres Materials die nötigen Anhaltspunkte, um eine kurze Skizze des italienischen Demonstrativsystems zu wagen. Unter Zugrundelegung von Bühlers Origo-begriff und seinem Kommunikationsschema und der Annahme, daß das Demonstrativum die lokale Deixis im nominalen Bereich markiert, würde ich für das 13./14.Jh. folgendes Basissystem ansetzen:



Formen wie *esto*, *desto*, *ello* etc. haben als Varianten mit spezifischer Konnotation (>lit. etc.) zu gelten (p. 88/89) und sind somit problemlos. Dagegen muß die Zuweisung der Merkmalhaltigkeit (+) bzw. der Merkmallosigkeit (-) noch begründet werden. Bei der Opposition '+ beim Angesprochenen' gründet sie darin, daß *quello* schon sehr früh (Brunetto Latini; *Novellino*) für *codesto* auftreten kann (p. 69ss., 86/87) und dieses schließlich in seiner lokal-deiktischen Funktion ganz verdrängt. Unsere Merkmalzuweisung entspricht somit einer wichtigen Voraussetzung für Strukturveränderungen, die wir anderweitig skizziert haben;

überdies ermöglicht sie auch die Interkomprehension und Durchlässigkeit in Bezug auf das nur zweistufige, mit dem altfranzösischen vergleichbare oberitalienische System (p. 91–94)¹⁶. – Was die Merkmalzuweisung an *questo* angeht, so beruht sie auf der Tatsache, daß durchaus Belege existieren, in denen man einen Ersatz von *questo* durch (doppelt negativ gekennzeichnetes) *quello* annehmen kann (p. 80ss.): wir scheinen hier im It. ähnliche Verhältnisse zu haben wie im Latein, nur hat dort *iste* als maximal extensive (doppelt negativ gekennzeichnete) Form zu gelten¹⁷.

Wie Haller immer wieder feststellt, finden sich die obigen Formen sowohl in «adjektivi-scher» (>Art.) als auch in «substantivischer» (>Pron.) Verwendung. Dies kann nur dahingehend interpretiert werden, daß sie hinsichtlich der Opposition '+/- prädikativ' neutral sind und ihre Proformfunktion bei Verwendung als Artikel durch das hinzutretende Substantiv neutralisiert wird. Gleichwohl gibt es nun im Toskanischen aber noch die Formen 'questi/costui', 'cotesti/cotestui' und 'quelli/colui', die aber nur in pronominaler Funktion und auf Personen bezogen auftreten (p. 43/44, 70, 76–79, 84); es müssen ihnen deshalb die Merkmale '+ prädikativ' und '+ menschlich' zugewiesen werden, d.h. wir haben eine doppelte Abgrenzung gegenüber der ersten Serie. Zudem haben wir hier eine ursprüngliche Kasusdifferenzierung nach Rectus (*questi* etc.) und Obliquus (*costui* etc.). Das Zusatzsystem weist deshalb ursprünglich folgende Form auf:



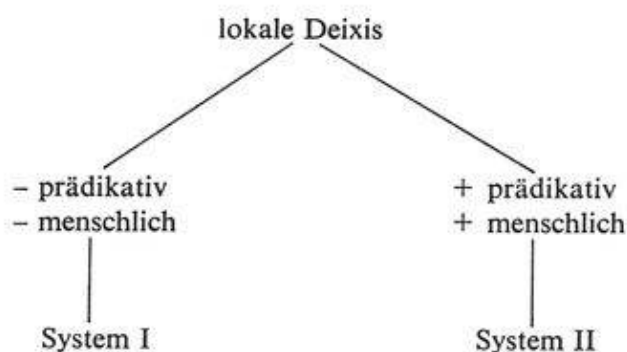
Die Kennzeichnung der gesamten Serie als markiert rechtfertigt sich aufgrund der Tatsache, daß die Formen des ersten Systems wohl für diejenigen des zweiten eintreten können, z. T. sogar müssen (bei sich auf Einheiten mit dem Merkmal '- menschlich' beziehenden Proformen), nicht aber umgekehrt. Ein derartiger Ansatz liefert ferner auch eine Erklärungsmöglichkeit für die Durchlässigkeit zum Oberitalienischen¹⁸, wo ein entsprechendes Zusatz-

¹⁶ Cf. hierzu WUNDERLI, *Grammaire générative et psychomécanique du langage*, FM 42 (1974), 345–54 und RRL 20 (1975), 715–22.

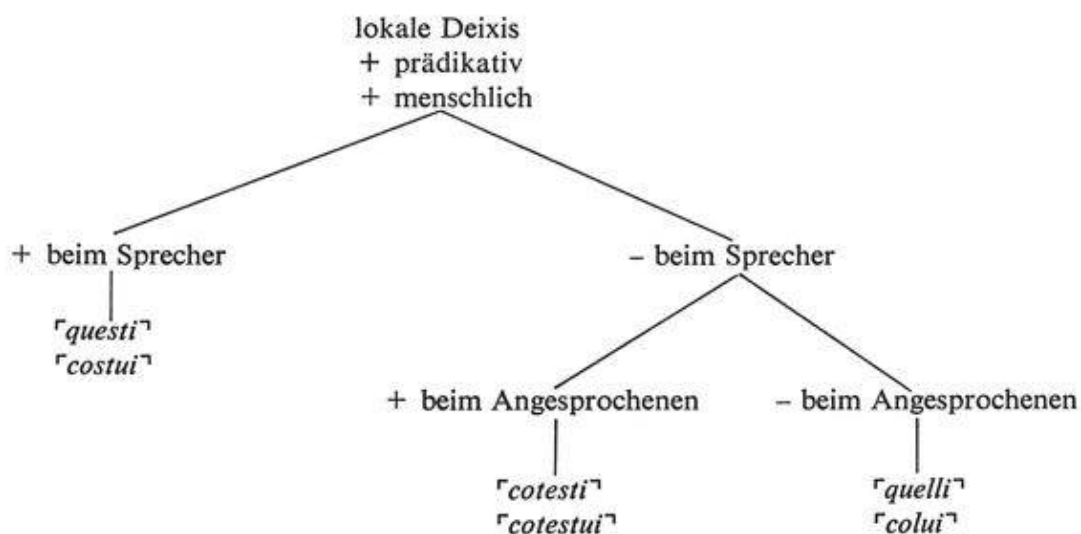
¹⁷ Cf. WUNDERLI, RRL 20 (1975), 716–17.

¹⁸ Cf. oben und N 16.

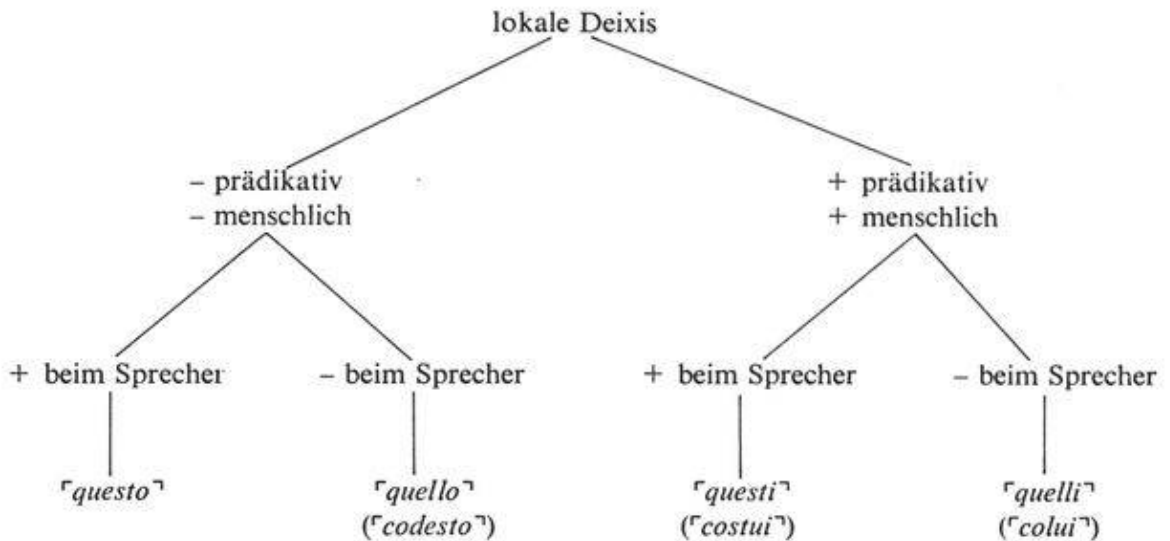
system fehlt (p. 91–94). Daß der Rectus als markiert, der Obliquus als unmarkiert dargestellt wird, erklärt sich daraus, daß ursprünglich wohl die Obliquus-Formen für den Rectus eintreten konnten, nicht aber umgekehrt (p. 54, 77/78). – Die beiden bisher entwickelten Systeme können nun noch in ein einheitliches System zusammengefaßt werden, indem ihre Spitze neudefiniert und ihnen eine binäre Opposition vorgeschaltet wird:



Das prädikative System gerät nun aber schon im 12./13. Jh. in Bewegung: *questi, quelli* usw. treten bald auch in Obliquusfunktion auf, d. h. die Kasusopposition ist aufgegeben worden. Von diesem Moment an ist der Typus *costui* nur noch eine verstärkte, ausdrucksfähigere Variante zu den *-i*-Formen, eine Entwicklung, die wohl zu Recht auf die auffälligere und charakteristischere Lautgestalt der alten Obliquusformen zurückgeführt werden kann (p. 54, 57, 64, 77/78 usw.). Das bereinigte System II sieht deshalb folgendermaßen aus:



Damit ist die Entwicklung des lokaldeiktischen Systems im Italienischen allerdings noch nicht abgeschlossen. Schon im 12./13. Jh. vermeiden viele Autoren die Formen der zweiten Stufe (cf. oben) und wie Haller immer wieder feststellen muß, tendieren sie dort, wo sie trotzdem vorkommen, immer stärker zum Pejorativen hin. Dies hat dann zur Folge, daß *quello* schließlich auch die ursprüngliche Funktion von *codesto* vollumfänglich übernimmt und dieses zur rein pejorativen Variante der extensiven Form herabsinkt. Das heutige System hat deshalb folgende Form:



Hierzu wäre noch anzumerken:

- «codesto» ist pejorative Variante zu «quello»; die entsprechenden prädikativen Formen dagegen sind nicht mehr gebräuchlich.
- «colui» und «costui» haben sich als literarische und expressivere Formen teilweise gehalten.
- Auffällig ist die Häufigkeit der extensiven (nicht-prädikativen) Formen in prädikativer Verwendung; die Norm weist hier die Formen des Subsystems II eindeutig als Randphänomene mit archaischer und literarischer Konnotation aus. Der endgültige Verlust dieser Formen dürfte nur noch eine Frage der Zeit sein.

Peter Wunderli



INGEMAR BOSTRÖM, *La morfosintassi dei pronomi personali soggetti della terza persona in italiano e in fiorentino*. Contributo allo studio storico dei rapporti fra l'italiano standard e la varietà fiorentina, Stockholm (Almqvist & Wiksell) 1972, p. 181 (*Acta Universitatis Stockholmiensis; Romanica Stockholmiensia* 5).

Il Boström si propone in questo lavoro di studiare le forme e l'uso dei pronomi personali soggetti (PPS) nell'evoluzione storica della lingua italiana attraverso l'indagine e la valutazione delle due spinte extralinguistiche – l'una associata con Pietro Bembo, l'altra con Alessandro Manzoni – che agiscono anche sull'uso dei PPS nella lingua italiana scritta. Il punto centrale è un esteso confronto tra il sistema pronominale bembesco e quello manzoniano e le condizioni vigenti negli scritti fiorentini contemporanei. Seguendo lo sviluppo dei vari sistemi dei PPS con materiali limitati all'aspetto statistico, il Boström giunge a dei risultati che sono ben evidenziati nelle investigazioni presentate nel testo. D'altra parte le sue considerazioni e conclusioni non sorprendono per la loro originalità visto che nella maggior parte già si trovano esposte, o per lo meno prefigurate, in pubblicazioni anteriori. Ciò non significa affatto che si tratti di una monografia priva di vero interesse: è una presentazione

utile e laboriosamente compilata; e il mio riserbo su molti punti fondamentali dell'investigazione del Boström deve solo essere considerato come un apporto costruttivo ad un'ulteriore indagine su un problema complesso e finora indomito.

In breve, nelle «Conclusioni generali» (P. 154–7) il Boström sostiene che il Bembo nelle sue *Prose della volgar lingua* non ha adottato il sistema pronominale del fiorentino antico, nè quello della lingua d'uso nè quello che veniva praticato generalmente dai modelli autoritativi linguo-letterari del Trecento, ma piuttosto si attenne al solo uso boccaccesco, caratterizzato dal vigoroso filone non-fiorentino identificato con i pronomi derivati dal latino IPSE (*esso, essi, essa, esse*), comunemente attribuito all'influsso napoletano sul Boccaccio. Anche nel bando quasi totale delle forme ridotte (tipo *e', gli|gl', la|l'*) il Bembo si allontanerebbe dall'uso fiorentino anteriore o coevo. A causa di questa prima interferenza, esisterebbe per secoli una doppia tradizione: aulica («italiana» ispirata alle norme bembesche) e popolare («fiorentina» riflettente il linguaggio parlato); e dal rinnovato contatto fra il livello popolare e quello aulico, sorgerebbe un altro sistema ibrido realizzato nella seconda edizione definitiva dei *Promessi Sposi* (1840). Benchè quest'ultimo testo riproduca ufficialmente le norme della lingua parlata del ceto colto fiorentino del primo Ottocento, il Boström mostra che accanto all'altissima frequenza delle forme oblique *lui, lei, loro*, invece delle più antiche *egli, ella* ecc. (ciò che rappresenta fino a un certo punto la realtà del fiorentino di quell'epoca), è anche notevole la rinnovata, anzi continua assenza delle forme ridotte che sono tipiche del vernacolo otto e novecentesco. È risaputo: la lingua italiana standard è un prodotto artificiale; la sua fiorentinità è velleitariamente completa in spirito, ma alquanto diluita in actu. Simili conclusioni, presentate con un'adeguata documentazione di dettagli pertinenti, formano il punto finale dei vari capitoli che compongono le due parti principali della monografia. La prima parte studia la lingua del Bembo (p. 19–29) e dei periodi precedenti (il più antico tra 1211 e la metà del Quattrocento, p. 30–56; seguito dal periodo che si estende fino al 1525, data della pubblicazione delle *Prose*, p. 57–72). I due capitoli seguenti investigano l'effetto che queste norme bembesche hanno esercitato sulla lingua scritta nei due periodi susseguenti compresi fra il 1525 e il 1612, anno della pubblicazione del primo *Vocabolario dell'Accademia della Crusca* (p. 73–92), e fra il 1612 e il 1840 (p. 93–114). La seconda parte descrive l'era manzoniana e lo sviluppo fino ai nostri giorni, in due capitoli di cui il primo riporta le condizioni pronominali nei *Promessi Sposi* (p. 117–29) e il secondo è dedicato ai sistemi dei PPS in alcuni scrittori moderni e contemporanei del vernacolo fiorentino, compreso uno studio comparativo di vari autori che coltivano nelle loro opere parallelamente il fiorentino e l'italiano standard (p. 130–53). Nell'appendice il Boström offre in quadri sinottici i dati statistici sui quali si fondano le presentazioni e le analisi contenute nel testo principale (p. 158–168).

Siccome negli studi di indole numerico-statistica i dati da interpretare sono il risultato di categorizzazioni prestabilite nel corso della preparazione dell'investigazione, bisogna leggere con attenzione le pagine introduttive (p. 7–15) e altri luoghi dove l'autore spiega i criteri usati per scegliere e catalogare il materiale. A questo riguardo mi pare necessario segnalare una serie di riserve abbastanza significative.

(a) Il Boström si esime dall'osservare nella raccolta del materiale la tradizionale dicotomia fra pronomi tonici e atoni (=clitici) senza sostenere questa decisione con ragioni valide (p. 14–5). Siccome il titolo della monografia menziona *expressis verbis* la sintassi («morfo-sintassi»), l'argomento che le manifestazioni fonetiche dei PPS tonici non si differenzino sempre da quelle atone non può convincerci dell'inammissibilità di questa distinzione a livello morfosintattico. La dimensione sintattica non si esaurisce nella sequenzialità di

elementi lineari, ma deve tener conto anche dell'organizzazione gerarchica strutturale e, in fin dei conti, della funzionalità semantica di queste strutture sintattiche e morfologiche. Se l'esperienza degli ultimi decenni ci è valsa a qualcosa, non basta evitare le considerazioni sintattico-semantiche con il pudore strutturalista tradizionale, soprattutto se in altri punti del testo le considerazioni semantiche vengono adoperate liberamente (cf. anche [b]). L'esclusione dell'opposizione tonico/atono diventa problematica in una situazione dove l'uso dei PPS viene regolato per lo meno in parte in concordanza con criteri fondati sui livelli relativi di accentuazione: l'italiano di tutte le epoche ne è un esempio, per ciò che riguarda l'uso obbligatorio dei PPS sotto accento contrastivo o enfatico, paragonato con l'assenza dei PPS in situazioni dove il soggetto non porta nè accento contrastivo-enfatico nè relazioni anaforiche oscure.

(b) Nel testo il Boström si serve molte volte di uno schema d'esposizione destinato a sottodividere la molteplicità di casi incogruì in categorie sintattiche adeguate. Le due opposizioni *ante* (posizione)/*pos* (posizione) e *con* (giunto)/*dis* (giunto) si fondano su criteri che si qualificano come puramente sintattici a prima vista (cioè riferentisi alla posizione lineare del pronome con riguardo al verbo coniugato, e alla contiguità o separazione del pronome dal verbo coniugato, rispettivamente). Ecco quattro esempi tipici:

<i>ante con</i>	<i>egli</i> [solleva] il popolo
<i>ante dis</i>	<i>egli</i> forse [non si era] mai chiesto
<i>pos con</i>	ed [è] <i>egli</i> poi vero
<i>pos dis</i>	[lottava] anch' <i>egli</i>

Ma altri esempi sono più problematici:

<i>pos con</i>	né [trascurava] <i>essa</i> stessa di recarsi a visitare Kan
<i>pos dis</i>	di là s'irradiano poi gli spazi che non [son] fatte <i>esse</i> a percorrere (p. 148)

La differenziazione fra i due costrutti mi pare sbagliata perchè risulta in una separazione categorica di fenomeni unitari: se il PPS segue il verbo in italiano, il termine «verbo» include sempre il nucleo consistente del verbo ausiliare più il participio passato; cioè la classificazione di *son fatte esse* come posizione disgiunta del pronome *esse* è artificiale. Ancora:

<i>pos con</i>	il breviario almeno [lo porterà] <i>lei</i> (p. 123)
<i>pos con</i>	[avrebbero] <i>essi</i> cercata quella via irregolare? (p. 122)

La ragione sintattica per la posposizione nel secondo esempio è l'inversione facoltativa del soggetto con il predicato nella forma interrogativa, mentre nel primo caso la responsabilità per la posposizione resta con lo spostamento verso destra («right dislocation») per motivi di accentuazione (fonetica e) semantica. Se poi il Boström analizza il materiale secondo categorie come «forme di base» e «forme ridotte» (ridotto = clitico), la classificazione sintattica criticata in questa sede si proverà poco utile dato che non riesce a distinguere fra casi che ammettono forme critiche in posposizione, cioè costrutti interrogativi, e quelli che non le ammettono, cioè casi enfatici o contrastivi. Infine:

<i>ante con</i>	anche <i>lei</i> [s'è] portata benone (p. 23)
-----------------	---

Benchè *ante con* sia la posizione dove caratteristicamente appaiono i pronomi ridotti, in questo caso ci troviamo in presenza di un PPS esprimente contrasto che non è intercambiabile con un PPS clitico; e si impone il commento fatto sopra. Una tale insufficienza nel discernimento di casi eterogenei ridurrà ogni differenziazione vera e propria a livello categorico

(cioè differenziazione nell'uso dei PPS tonici in confronto con gli atoni/clitici) a una mera variabilità statistica senza ulteriore importanza.

(c) Il Boström usa vari metodi nella presentazione dei suoi materiali. Prima, si serve dell'organizzazione sintattica discussa qui sopra in (b). Poi, alla fine del volume, si vale di quadri sinottici con l'informazione complessiva per ogni testo separato nei vari periodi; queste tavole sono organizzate secondo certe categorie morfologiche (le distinzioni sono binarie sugli assi genere/non-genere, numero/non-numero, maschile/femminile, singolare/plurale). In terzo luogo, il Boström usa spesso un aggruppamento fonemico-etimologico, soprattutto nell'esposizione delle conclusioni (si tratta delle distinzioni fra le forme di base derivate da *ille* e preservate fonologicamente come *egli* ecc.; forme ridotte, derivate da *ille* ma fonologicamente troncate a *e*, '*gli/gl*', *la/l*'; forme oblique del tipo *lui*; e forme derivate dal latino *ipse*, cioè *esso* ecc.). Questi diversi sistemi potrebbero benissimo completarsi; ma la presentazione fatta dal Boström impedisce la trasposizione da un sistema all'altro. Con tale limitazione, il valore di questo studio si riduce parecchio.

(d) Due altri punti che il Boström trascurava di isolare adeguatamente si riferiscono prima all'omissione di tenere conto statistico dei casi zero, cioè dei casi che obbligatoriamente o facoltativamente non esibiscono un PPS in una data frase; e in secondo luogo al fatto che i PPS usati in funzione allocutiva non siano separati categoricamente dai casi non-allocutivi. Si può constatare facilmente che la funzione del PPS *lei* nelle due frasi (quasi-) identiche *è inutile che lei lo neghi* o *è inutile che lo neghi* è ben diversa da quella del PPS clitico (e dunque obbligatorio) nella versione vernacola corrispondente: *l'è inutile che la lo neghi* (p. 150); differente ancora è il caso del primo PPS *l'* in vernacolo che non trova nessuna corrispondenza nella lingua standard. Se ci occupiamo di proporzioni frequentative bisogna allargare l'indagine a una dimensione di complessività essenziale.

Bastino questi cenni a problemi fondamentali inerenti all'indagine dello sviluppo dei sistemi di PPS. Se rimango deluso dai risultati effettivi, devo attribuirne la ragione all'uso dell'indirizzo frequentativo invece di una orientazione categorica a livello sintattico-semantico. Ma anche all'interno dell'approccio statistico, questo studio non riesce ancora a chiarire in maniera convincente un gran numero di problemi specifici o tecnici che si presentano in connessione con i PPS in italiano (p. es. epoche e ragioni di uso obbligatorio di PPS clitici, come in molti dialetti dell'Italia settentrionale; cf. F. Spiess, *Die Verwendung des Subjekt-personalpronomens in den lombardischen Mundarten*, Bern 1956; il punto di partenza dell'uso delle forme oblique invece delle forme di base; e altri temi di questo genere). Il problema con questo tipo di saggio linguo-statistico non consiste soltanto nella difficoltà di arrivare a una categorizzazione soddisfacente dei fenomeni da investigare; in fondo le risposte in forma statistica non sono altro che una descrizione imprecisa, a meno che non si tratti di un caso dove l'impossibilità di una risposta categorica sia stata dimostrata apertamente. Questo certamente non è il caso dei PPS in italiano: il Boström omette di assicurarsi che la sintassi dei PPS non contenga almeno alcune componenti categoriche. Benchè dunque non risolva i problemi inerenti ai PPS italiani e al loro uso, vorrei aggiungere che questo studio può servire nientemeno come base informativa sul tipo di materiale da considerare in questa sede, e potrà dare delle risposte preliminari a un buon numero di domande sui molteplici aspetti del sistema pronominale italiano e fiorentino.

Dieter Wanner

HANS STRICKER, *Die romanischen Orts- und Flurnamen von Grabs*. Diss. Zürich (Juris Druck + Verlag) 1974, XXXVI + 303 p.

Grabs, eine stolze Gemeinde von rund 55 km² im obern St. Galler Rheintal, umfaßt neben der verhältnismäßig spät gerodeten Rheinebene eine ausgedehnte alte Wiesen- und Ackerflur, die sich vom Felssporn, der das Schloß Werdenberg trägt, bis zur Gamsergrenze hinzieht, darüber den Grabserberg mit seinen zahlreichen, zum überwiegenden Teil wohl ins erste christliche Jahrtausend zurückreichenden Höfen. Das Alpgebiet, von den Hof-siedlungen durch einen imposanten Waldgürtel getrennt, muß ebenfalls als sehr altes Wirtschaftsgebiet angesehen werden. Der aus dieser Gemeinde stammende, am Grabserberg aufgewachsene Romanist Hans Stricker sammelte für sein Gebiet rund 1330 lebende und rund 570 ausgestorbene Geländebezeichnungen, insgesamt also rund 1900 Namen. Seine Dissertation setzt sich zum Ziel, aus diesem überwiegend alemannischen Namengut die nahezu 170 sicher (in wenigen Fällen nur wahrscheinlich) aus dem in dieser Gegend im 13. Jahrhundert erloschenen Rätoromanisch stammenden Toponyma etymologisch zu untersuchen und zu deuten. Über die deutschen Namen von Grabs wird keine eigene Monographie zu erwarten sein. Sie werden im breiteren Rahmen des St. Galler Namenbuches durch Germanisten untersucht.

In einer alles Wissenswerte in konziser Form darbietenden Einleitung sind Ziel, Methode und Stoffabgrenzung sowie Zustandekommen und Inhalt der Namensammlung dargelegt. Stricker ist nicht anders vorgegangen als vor ihm z. B. J. Ospelt (1911) für das Fürstentum Liechtenstein und als es das Rätische Namenbuch, Bd. 1, p. XVss. für jede systematische Sammlung darlegt und empfiehlt. Was seine Sammlung jedoch besonders auszeichnet, ist die Vollständigkeit, dann die Ausstattung jedes Namenblattes mit allen für die Deutung bedeutsamen Angaben wie ortsübliche Schreibform, Ausspracheform in phonetischer Schrift (auch Varianten) einschließlich der Präpositionen in den vier Gesprächssituationen, ferner die möglichst aussagekräftige Beschreibung der Örtlichkeit inkl. der darauf befindlichen Gebäude und dort herrschenden Nutzungsarten sowie der Koordinaten und der Angabe der Höhe über Meer. Dieser 'Paß', der für jeden Namen mit gleicher Sorgfalt erstellt wurde, enthält auch sämtliche exzerpierten urkundlichen Formen. Letztere ergeben ab und zu Listen von 25, 30, ja über 40 Belegen. Doch gibt es auch Namen, für die keine einzige urkundliche Erwähnung aufzutreiben war und die doch romanisch sein müssen. Das Alter der urkundlichen Formen ist im Vergleich zu bündnerischen Verhältnissen sehr gering; das Grabser Urbar von 1463, also für eine Zeit, da Grabs längst deutsch war, ist für die meisten Namen die älteste Quelle.

Von der umsichtigen Vorarbeit zeugen auch die auf den Namenkärtchen zusammengestellten Stellen, wo der Name durch vorausgegangene Forscher von Ludwig Steub bis zum Rätischen Namenbuch erwähnt und untersucht worden ist. Es hätte sich gelohnt, eine solche Namenkarte in Faksimile z. H. kommender junger Forscher zu reproduzieren. Die eigentlichen definitiven rund 170 Namenartikel des Buches geben den Karteninhalt so weit wie tunlich und möglich wieder. Es folgen im Prinzip auf den Artikelkopf (mit amtlicher Schreibform, phonetischer Umschreibung der Dialektform, Ortsbeschreibung, Koordinaten, Höhe über Meer) zunächst die urkundlichen Belege, dann die Wertung derselben in sprachgeschichtlicher Hinsicht, dann die bisherigen Deutungen und deren Wertung, erst am Schluß die eigenen Deutungsvorschläge gefolgt von oft recht bedeutsamen Anmerkungen. Ausdrücklich erwähnt Stricker (p. XV) die ständige Präsenz des *Rätischen Namenbuches* in beinahe jedem Artikel. Doch beweist das stattliche Verzeichnis der benützten Literatur, daß der Verfasser darüber hinaus bestrebt gewesen ist, sich ein solides Wissen über den Stand der Namenforschung nicht nur der Schweiz anzueignen. Das hat sich bezahlt gemacht;

wohl selten wird eine toponomastische Ortsmonographie eines Doktoranden so umsichtige und zugleich so kompetente Artikel aufweisen wie diese.

Billigerweise sei aber erwähnt (Stricker tut es p. XVII selber), daß der größte Teil der Dissertation am Arbeitsplatz des Autors im Institut des *Dicziunari Rumantsch Grischun* entstand, wo die umfangreiche Sammlung des *Rätischen Namenbuches* nebst dessen stattlicher onomastischen Bibliothek sowie Bibliothek und Materialien des *Dicziunari* stets in Griffnähe waren. Manches klärte sich auch im Gespräch mit den Redaktoren der genannten Werke. Gerade letztgenannter Umstand macht es dem Rezensenten nahezu unmöglich, mit seiner Besprechung Neues von einiger Bedeutung beizusteuern oder gar Mängel zu rügen. Selbst Kritiker, denen das Schulmeistern besonders liegt, werden an dieser Abhandlung kaum etwas von Belang auszusetzen haben, ist sie doch auch in bezug auf das rein Formelle ausgezeichnet.

Die Diskussion um die von Stricker noch nicht oder nicht überzeugend gedeuteten Namen wird natürlich weitergehen. Er selber wird im Zuge seiner noch nicht abgeschlossenen Untersuchung der romanischen Namen der Gemeinde Wartau auf Einzelfragen zurückkommen. Daher dürfte es sinnvoll sein, hier neben der Erwähnung gewisser mir bemerkenswert erscheinender Einzelfakta zu einigen wenigen Etymologien auch Überlegungen anzubringen, die auf andere Deutungsmöglichkeiten weisen oder Schwierigkeiten ins Licht rücken.

Falinär. Hiltys Erklärung aus rätorom. *valluner* <VALL-ON-ARIU kann nicht dadurch entkräftet werden, daß diese Ableitung in Bünden nirgends erscheint; sonst müßte man auch die Erklärung aus LABIN-ARIU ablehnen, weil die Metathese *lavinier-valiner* hier nicht belegt ist.

Figgler. Cf. nunmehr DRG 6, 452, wo der Ableitung von *Figgler* aus *VIGILARIU vor derjenigen aus FOCULARIS der Vorzug gegeben werden mußte.

Figgoltreia. Auf die Deutung aus VAL + CALDA kam der Verfasser wohl durch den Namen *Warmtobel* in nächster Nähe. Man möge daraus ersehen, wie wichtig es ist, den ganzen Namenschatz auch dann mit gleicher Akribie zu erheben, wenn man nur einen Teil desselben zu bearbeiten beabsichtigt.

Fräs. Die Ausführungen zur Etymologie dieses Namens sind ein schönes Beispiel für die Umsicht, mit der bisherige Deutungen geprüft und fallen gelassen werden, um dann auf Grund der Verbreitung ähnlicher Namen in Unterrätien zum Schluß zu gelangen, es müsse hier offensichtlich ein vorrömisches Wort vorliegen. Wenn die Analyse einer größeren Belegreihe auch nicht zum Ziele führte, so dürfte das Problem doch der Lösung ein gutes Stück näher gebracht worden sein.

Gakleina. Die Deutung aus COHORS steht auf schwachen Füßen, wenn an *-eina* < -ENA festgehalten wird; denn die Entwicklung von COHORS zu CURTE ist wohl erst im Spätlat. erfolgt. Es erscheint also recht fraglich, ob zu einer Diminutivform CURTELLA eine so altertümliche Diminutivendung in so später Zeit hätte hinzutreten können. Überdies ist zu bedenken, daß CURT-ELLA in Bünden einzig durch einen Beleg im alpinlombardischen Selma (Val Calanca) vertreten ist. Nördlich des Alpenkammes beherrscht *CURTICELLA das Feld (*Rätisches Namenbuch* 2, 101).

Galfer. Ableitung aus schwd. *galfen*, mhd. *gelfen* 'lauten Ton von sich geben, schreien' ist bestechend, wenn der Name auf einen tosenden Wasserfall bezogen werden kann, cf. *im Schrejer* (Safien; *Rätisches Namenbuch* 2, 488 s. *schräjen*).

Gampernei. Stricker hat, wenn ich ihn recht verstehe, Bedenken, einen Namen CAMPU + HARUNDINETUM also 'Riedfeld' auf einen Hof zu beziehen. Doch kann ein Hof sehr wohl auch Ried heißen, d. h. Hof am Ried, cf. die vielen Ried (und Ried in Zusammensetzungen) im *Postlexikon der Schweiz*.

Gerschella. Da für *Garsella* im vorarlbergischen Walsertal *Clusella* urkundlich bezeugt ist, denkt Stricker auch für das Grabser *Gerschella* an gleiche Herkunft. Lautlich scheint aber ein CURTICELLA > *Curschella* ebensogut zu passen (*Rätisches Namenbuch* 2, 101). Man könnte allenfalls auch an CANCELLA 'Kanzel' (cf. CANCELLUS 'Gitter', *Rätisches Namenbuch* 2, 69) denken; doch fehlen mir Parallelbeispiele für den Wandel von *nc-l* > *rc-l*. Cf. ferner rätorom. *crapschella* 'Steinchen, Gөрöll' < KRAPP-ICELLA (DRG 4, 203), woraus *CARPICELLA denkbar wäre, cf. *Carpaschi* in Präz (*Rätisches Namenbuch* 2, 113).

Grabs. In diesem schönen Artikel sind nicht nur die urkundlichen Formen vom 8. Jahrhundert bis 1463 (deren über 40) aufgereiht, sondern auch die bisherigen Deutungsversuche von Ludwig Steub bis Jakob Jud. Nach einer sehr eingehenden Würdigung aller Überlegungen der Forscher R. v. Planta, der in Grabs gleichsam *QUADRATES 'Quadräleute', Ablat. loc. *QUADRATIBUS sah, und Jakob Jud, der an ein QUADRA ABBATIS anknüpfen wollte, gelangt Stricker aus überzeugenden Gründen zur Ablehnung beider Etymologien, ohne indessen zu einem eigenen Vorschlag vorzustoßen. Man vergleiche nunmehr den neuen Deutungsversuch von Gerold Hilty, *Zur Herkunft des Ortsnamens «Grabs»*, in: *Mélanges offerts à Carl Theodor Gossen*, Bern /Liège 1976, p. 363–394.

Hinnerigmäl. Die Ableitung aus LAETUM-ARIU '*gedüngte Wiese' überzeugt weder in lauthistorischer noch in sachlicher Hinsicht. Zweifellos stehen *Hinnerigmäl* und *Lugmels* in irgend einem Ablenkungsverhältnis oder Sachbezug zueinander, was die Transparenz der beiden Namen nur noch reduziert. Im bündn. Hochtal Avers gibt es einen verblüffend ähnlich klingenden Namen *Hinder Gmugmol* für einen Teil einer Alp. Ich stellte den Namen zu MALUS 'böse, schlecht' (MOTTU + MALU) (*Rätisches Namenbuch* 2, 197). Es wäre nun zu prüfen, ob diese Deutung sachlich zu dem Grabser Namen passen könnte oder ob umgekehrt letzterer meine Deutung umzustürzen vermag. Als zu weit abliegend ist die Ableit. TUMB-ALE (Beispiel: *Rätisches Namenbuch* 2, 352) wohl fernzuhalten.

Ifelrentsch. Die Ableitung aus dem Personennamen FLORENTIUS kann ohne Bedenken postuliert werden. Damit vergleichbar ist *Galflarieng* in Seewis (Prättigau) aus RONCALE + FLORINUS oder FLORENTIUS (cf. *Rätisches Namenbuch* 2, 555).

Ifertschell. Ableitung aus RUPTICELLU ist wahrscheinlich. Cf. indessen auch bündn. *Ratschelga* (Malans) urk. s. XIII ineunte in *ruventscheil*, ferner *Ruantschi* (Cunter), *Ravuntschè* (S-chanf), die auf eine Ableitung von *ROVA > ROVIN-ICELLU weisen.

Lätsch. Neben VALL-ACEA ist auch AQUAL-ACEU denkbar, das in Bünden durch 11 Belege vertreten ist.

Mengs. Die urkundlichen Formen *maiengs* (1537 bis 1800 mehrfach) erlauben eine Ableitung aus MILIUM > rom. *megl* 'Hirse' zur Diskussion zu stellen.

Muntenos, urk. 1463 *Mundanans* erinnert an *Muntanaun*, Wies- und Ackerland nahe beim Dorf Lünen, das ich wohl etwas zu wagemutig aus MONTE + *dunnaun* < DOMIN-ANE erklärt habe (*Rätisches Namenbuch* 2, 761).

Puffetsch. Lautlich ebenso gut wie Ableitung aus *BOVACEA 'Kuhfladen' paßt Ableitung aus *BOVA 'Erdschlipf' + -ACEA (*Rätisches Namenbuch* 2, 49; cf. auch p. 166 *Gravatscha* zu *GRAVA).

Runggelglat ist wohl sicher, wie Stricker meint, Komp. mit RUNCALE. Die Endsilbe könnte LATUS sein mit nachträglicher Einwirkung von dt. *glatt*; cf. die sprechende Parallele *Runggelrun*, urk. 1463 *runcalung* < RUNCALE + LONGU.

Schgun klingt an *Scona* (*Rätisches Namenbuch* 2, 840) an. Stricker stellt es zu CIUCC-ONE, ohne die sonst häufige Reserve. Die Endung -un braucht aber nicht unbedingt auf -ONE zurückzugehen, sondern kann auch aus -UNDU stammen. Folglich könnte man *Schgun* ohne allzugroße Bedenken zu SECUNDU (*Rätisches Namenbuch* 2, 308, cf. *Segund* [Mesocco]) stellen.

Der Benutzer dieser Dissertation wird ihre Indices zu schätzen wissen. Stricker hat damit nicht nur den Zugang zum Stoff seiner Monographie erleichtert, sondern darüber hinaus das Material so gebündelt, daß Bearbeiter ähnlicher Monographien von allg. sprachlichen Gesichtspunkten herkommend das Gesuchte, sofern vorhanden, leicht finden können. Dazu dient vor allem das Verzeichnis der Etyma (rund 260 für rund 170 besprochene Grabser Namen). Das Verzeichnis der vordeutschen Flurnamen außerhalb der Gemeinde Grabs (insgesamt 96) umfaßt zum Vergleich herangezogene Namen, fast ausnahmslos aus Unterrätien. Die in den etymologischen Exkursen erwähnten zahlreichen Bündner Namen ebenfalls aufzuzählen, wäre sinnlos gewesen. In einem dritten Verzeichnis findet man die behandelten deutschen Flurnamen von Grabs. Die Frage, ob sich die Mühe gelohnt hat, der Abhandlung auch ein Sachregister (besser wäre der Titel 'Sprachgeschichtlicher Abriß') beizugeben, werden die Bearbeiter des St. Galler und Vorarlberger Namenbuches wohl bejahen. Darüber hinaus wird es kaum wirken. Ein Stichwort wie: *Synkope, rätorom. dt.*, dem 27 Seitenzahlen folgen, wirkt abschreckend. Auch beim lautgeschichtlichen Abriß in Tabellenform hätte man die Aufzählung der Namen statt der bloßen Seitenangaben begrüßt. Doch gilt es zu bedenken, was dadurch dem Verfasser an Mehrspesen erwachsen wären.

Das wertvollste Register ist zweifellos der Suffixteil (p. 261–283). Über einige Suffixe, so über -ANEU, -ANU, dt. -'er, -'i, -ETU sind eigentliche kleine Exkurse eingeflochten. Unter dem Suffix -ONE werden auch *Blandedon* (Nenzing) und *Gamperdun* (Wartau) genannt. Beide gehören aber nicht hierher, da sie Komposita mit ROTUNDU sind. Wahrscheinlich ist auch *Rungeldon* (Frastanz) ein Kompositum RUNCU oder RUNCALE -ROTUNDU.

Man weiß, daß Hans Stricker mit dieser Grabser Monographie seine toponomastischen Forschungen in Unterrätien trotz seiner vollamtlichen Verpflichtung als Redaktor am DRG keineswegs abgeschlossen hat. Eine von ihm durchgeführte Untersuchung der romanischen Namen in der Gemeinde Wartau steht vor dem Abschluß. In den *Annalas da la Società Re'orumantscha* (Bd. 89 [1976], 147–181) analysiert er «Eine Besonderheit der unterrätischen Nanenlandschaft», nämlich die nirgends sonst in nur annähernd vergleichbarer Dichte auftretende Agglutination deutscher Ortspräpositionen an romanische Flurnamen. Auf Grabser Gebiet gibt es (wie man im Sachregister p. 294 nachlesen kann) deren gut drei Dutzend. In ganz Unterrätien kennt Stricker 176, gegenüber 4 in ganz Deutschbünden. Es ist hier nicht der Ort, um auf diese interessante Studie einzugehen. Der Hinweis darauf möchte aber aufzeigen, daß der Stand der Ortsmonographien der unterrätischen Gebiete es bereits erlaubt, an großräumige Probleme heranzutreten. Hans Stricker ist dafür der kompetente Mann.

Andrea Schorta



PAUL AEBISCHER, *Préhistoire et protohistoire du 'Roland' d'Oxford*, Berne (Francke) 1972, 291 p. (*Bibliotheca Romanica, Series prima 12*).

Cete étude approfondie et importante se divise en trois parties de grandeur égale consacrées aux thèmes suivants: histoire – mythe – poésie.

Traditionnellement les savants se limitent à opposer l'histoire à la poésie, en l'occurrence la défaite historique des Francs au faite des Pyrénées (778) décrite par Eginard et d'autres chroniqueurs ou annalistes, et le récit poétique de l'expédition de Charlemagne, Roland et Olivier dans les Pyrénées d'après la *Chanson de Roland*, la *Nota Emilianense*, la *Chronique*

de *Turpin* et d'autres textes d'inspiration poétique. Le mérite du regretté P. Aebischer réside dans l'introduction du *concept du mythe*: entre l'histoire et la poésie, il y aurait le mythe.

Dans la première partie de son ouvrage, l'auteur offre pour la première fois une étude circonstancielle de l'histoire controversée de l'Espagne en l'an 778. S'inspirant d'éminents islamistes tels que E. Lévi-Provençal, il décrit les conditions politiques et militaires de l'expédition de Charlemagne en Espagne: celui-ci intervient non pas pour défendre les chrétiens opprimés par les Sarrasins, mais pour s'immiscer dans la guerre civile entre les Arabes abbasides du Nord-Est de la péninsule et les Umayyades contrôlant le reste de l'Ibérie. Cette analyse met en lumière le contraste entre, d'une part l'événement historique de la défaite du 15 août 778 au faite des Pyrénées, guet-apens basque, et, d'autre part, la bataille des chrétiens contre les Sarrasins décrite dans la *Chanson de Roland* – combat placé au site précis de *Roncevaux* au col de Cize.

Or P. Aebischer attribue à plusieurs reprises le nom de 'bataille de Roncevaux' à l'expédition de 778 – notamment aux p. 8 et 41. Cette appellation ne nous semble pas justifiée, car *le nom de Roncevaux n'est point attesté avant la fin du XI^e siècle*.

Lors du récent VII^e Congrès de la Société Internationale Rencesvals à Liège, en août-septembre 1976, nous avons pu constater à notre étonnement que de nombreux romanistes n'étaient pas conscients de ce fait capital. Les premières chartes mentionnant le site de Roncevaux au col de Cize remontent à l'époque de Pierre d'Andouque, plus précisément aux années 1097 et 1101-04. La *Nota Emilianense* parle de la bataille de *Rozaballes*, nom également donné par la charte de 1097. Ni Eginard ni aucun autre chroniqueur ou annaliste des VIII^e-XI^e siècles ne soufflent mot d'un site appelé 'Roncevaux'¹.

Alors que le site de 'Roncevaux' a été situé avec certitude, du point de vue géographique, au col de Cize, au sud de Saint-Jean Pied de Port, celui de la défaite du 15 août 778 reste incertain. Nous savons seulement que Charlemagne exécuta une marche forcée de Sarragosse à Chasseneuil en Poitou. La route la plus courte est celle du Somport (Aragon); Mme Rita Lejeune est convaincue quant à elle que l'armée chrétienne emprunta le col du Perthus plus à l'est, alors que d'autres sont d'avis que les troupes auraient passé par le col de Cize (Navarre). Utiliser le terme 'Roncevaux' pour la bataille de 778 au faite des Pyrénées, est, à notre avis, attribuer une précision géographique non justifiée au site de la défaite carolingienne.

Alors que celle-ci est datée du 15 août, *la bataille de Roncevaux eut lieu le 16 juit*: en témoignent la *Chronique de Turpin*, la *Chanson de Roland néerlandaise* publiée par Koeke en 1938, ainsi que plusieurs calendriers ecclésiastiques. Il y a donc là une autre divergence.

Les vainqueurs de 778 furent *Wascones*, alors que, d'après la *Chanson*, ce furent les Sarrasins qui remportèrent la victoire de Roncevaux. Les principales victimes que citent tous les manuscrits d'Eginard sont Eggiard et Anselme, en 778, deux noms absents des descriptions de la bataille de Roncevaux données par la *Chanson*, la *Nota Emilianense*, la *Chronique de Turpin* etc. Cette divergence supplémentaire est, d'après nous, de toute première importance.

Cela nous permet de conclure qu'il est préférable de ne pas attribuer le nom de 'Roncevaux' au débâcle pyrénéen du 15 août 778.

Cette conclusion nous semble d'autant plus justifiée que P. Aebischer démontre lui-même, dans la deuxième partie de son livre, consacrée au *mythe*, qu'il n'est nullement certain que Roland ait figuré parmi les victimes de la défaite pyrénéenne de 778. Le nom de ce héros

¹ Cf. ERICH VON RICHTHOFEN, *Tradicionalismo épico-novelesco*, Barcelona (Planeta) 1972 (*Ensayos de lingüística y crítica literaria* 19), p. 19-22.

n'apparaît pas dans la version appelée *B* par Pertz en 1829, alors que dans la version *A* (ou du moins dans plusieurs manuscrits de cette classe) on trouve *Hruodlandus* ou *Rolandus*.

En 1888 déjà Abel et Simson avaient émis des doutes sur la priorité supposée de la version *A* suggérée par Pertz. En 1926, James Westfall Thompson soutient que la version *B* (sans nom de Roland) était antérieure à la version *A* (comportant ce nom) sur la base d'une démonstration très peu convaincante en faveur de datations beaucoup trop précises (819 environ pour *B*, 824–27 pour *A*). Cette théorie fut rejetée en bloc par R. Fawtier en 1933. Ainsi que le dit Aebischer à la p. 101, ce dernier considère la théorie de Thompson «aussi ingénieuse que peu fondée» et ne la discute même pas. M. Aurelio Roncaglia fait mention du problème dans son édition de la *Chanson de Roland* en 1947.

En examinant le problème à l'Université de Princeton en 1949, nous avons été frappé par l'importance capitale du problème: aucune description de la défaite de Charlemagne survenue en 778 antérieure à 980 ne mentionne la victime appelée Roland, sauf divers manuscrits de la version *A* de la *Vita Karoli* d'Eginard, considérés comme écrits au IX^e siècle. La présence d'un personnage appelé *Hruodlandus* dans cette bataille de 778 est-elle une vérité historique ou un mythe? Un aimable collègue, M. Giuliano Bonfante (aujourd'hui à l'Université de Turin), envoya des copies de notre texte à trois romanistes éminents: Ettore Li Gotti à Palerme, Henri Grégoire à Bruxelles, Menéndez Pidal à Madrid. Préparant son ouvrage monumental sur la *Chanson de Roland*, Menéndez Pidal reprit notre conception du problème avec tous ses détails et insista sur son importance capitale (*La Chanson de Roland y el neotradicionalismo*, Madrid 1959, p. 259–270).

En 1955–59 nous avons approfondi et élargi notre enquête personnelle et nous avons découvert divers points qui nous avaient échappé auparavant (absents également du texte de M. Pidal): une étude des variantes nous a montré que les manuscrits réputés les plus anciens et les plus archaïques, les mss. *A*¹ et *A*^{1*} (Vienne 510 et 529) représentaient des confluences de traditions divergentes, état caractéristique d'habitude de textes contaminés et tardifs. Avec le concours d'Ernest Hoepffner, Elie Lambert et MM. Félix Lecoy et Pierre Le Gentil, nous avons développé encore notre théorie. Le texte d'un article à ce propos se trouvait encore chez l'imprimeur de *Le Moyen Age* au printemps 1959, lorsque l'ouvrage cité de Menéndez Pidal parut. Pensant que pour des raisons de prestige il valait mieux laisser à Menéndez Pidal le privilège de lancer la théorie du 'Mythe de Roland' nous avons demandé à MM. Le Gentil et Bossuat de retirer notre texte. En compensation M. Le Gentil nous invita à participer à une 'table ronde' sur le livre cité de Menéndez Pidal le 25 juillet 1959, en présence de l'auteur, lors du Congrès de la Société Internationale Rencesvals qui eut lieu à Poitiers. Le texte de la discussion fut publié dans le *Bulletin bibliographique de la Société Rencesvals* 2 (1960), 91–104. Puis nous avons publié le résultat de nos recherches à ce propos dans notre *Geste de Charlemagne et de Roland* en 1961.

C'est Paul Aebischer qui reprit la question, approfondit les recherches et donna au 'Mythe de Roland' le fondement qu'il mérite (*RPBH* 43 [1965], 849–901). En note Aebischer fait état d'un rapport que M. Bernard Bischoff nous avait fait parvenir concernant les manuscrits d'Eginard dits les plus anciens (*A*¹ et *A*^{1*}): ceux-ci ne sont non pas des années 819–27, comme on l'avait cru, mais du milieu du X^e siècle. Les manuscrits *B* les plus anciens au contraire sont du IX^e siècle, ils ont la priorité chronologique (p. 864 N 1).

Dans l'ouvrage examiné ici P. Aebischer a non seulement repris son article de 1965, mais l'a en outre inséré dans une présentation générale de *L'infiltration des mythes dans les traditions relatives à l'expédition d'Espagne*. Il montre entre autres comment le binôme *Olivier-Roland* des années 999–1120 se transforme pour devenir, dès 1123, le binôme *Roland-Olivier*.

En somme, la deuxième partie de l'ouvrage, relative au processus de l'infiltration des mythes, contient en fait la contribution la plus innovatrice de l'auteur.

Dans la troisième partie, nous découvrons la *Chanson de Roland*, avec sa structure, sa psychologie et son arrière-plan historico-littéraire et onomastique. Spécialiste aussi bien de l'onomastique épique romane (en particulier des régions pyrénéennes) que des textes scandinaves et islandais de la *Chanson de Roland*, l'auteur a réussi à innover dans la matière.

Nous ne signalerons qu'un seul détail saillant de cette troisième partie. Ayant suivi les cours de Joseph Bédier à Paris dans sa jeunesse, l'auteur était convaincu comme celui-ci que le *Baligant* faisait partie de la *Chanson de Roland* originale. En 1949 l'auteur défendit cette thèse contraire aux opinions de Gaston Paris, Léon Gautier, Fr. Scholle, E. Dönges, T. Atkinson Jenkins, R. Fawtier, A. Pauphilet, C. Guerrieri-Crocetti, G. Bertoni, Ch. A. Knudson, S. Santangelo, L. F. Benedetto, R. M. Ruggieri, A. Hämel, Jules Horrent, Jean Rychner, R. Menéndez Pidal («Baligant es un evidente añadido»), Matthias Waltz, Kerstin Schlyter, Joseph J. Duggan² et nous-même. Or il est clair que depuis P. Aebischer changea d'opinion: en effet, dans l'ouvrage que nous examinons ici, il considère le *Baligant* comme une addition, une «adjonction au thème de base de la *Chanson de Roland* opérée par l'auteur du *Roland d'Oxford*» (p. 271).

Ce livre offre une synthèse compacte. Ouvrant de nouvelles perspectives sur le «substrat historique et mythique» de la *Chanson de Roland*, sur son arrière-plan toponymique et anthroponymique, son développement et sa structure, il ne cessera sans doute d'avoir des répercussions dans le domaine épique.

André de Mandach



ANDRÉ LE CHAPELAIN, *Traité de l'amour courtois*. Introduction, traduction et notes par CLAUDE BURIDANT, Paris (Klincksieck) 1974, 260 p. (BFR D/9).

De Amore est-il un «traité» médiéval de l'amour? On pourrait le déduire en lisant le titre de la traduction en français moderne par Claude Buridant du *De Amore* d'Andreas Capellanus. Or, ce titre est particulièrement mal venu; cela est d'autant plus malencontreux que les quelques pages d'introduction, claires et concises, contredisent, en partie du moins, ce point de vue. Le titre latin *Andreae Capellani regii Francorum De Amore libri tres* (l'ouvrage est édité par E. Trojel, Copenhague 1892, Editio altera 1964, – Eidos Verlag, München –) n'autorise en aucune façon de traduire *De Amore* par «traité de l'amour courtois». Une brève analyse de l'ouvrage confirme encore notre position: il se compose de trois livres; dans le premier, l'auteur répond à la question: qu'est-ce que l'amour? (quels sont ses effets, quelles sont les personnes qui sont capables d'aimer, il disserte sur l'amour des clercs, des religieuses, de l'amour chez les paysans, chez les courtisanes etc.), dans le second livre, il répond à la question: comment maintenir l'amour? (comment le conserver une fois qu'on en jouit, comment cesse l'amour etc. et il expose vingt et un jugements d'amour), dans le troisième livre, le ton change, il s'agit, en effet, de la condamnation de l'amour, les préceptes énumérés précédemment sont reniés et durement réprouvés. Charles Camproux, dans une longue et minutieuse présentation de la traduction de Claude Buridant (*Chronique, RLaR 81* [1975],

² KERSTIN SCHLYTER, *Les énumérations des personnages dans la Chanson de Roland: étude comparative*, Lund 1975; J. J. DUGGAN, *The Generation of the Episode of Baligant...* *RomPhil.* 30 (1976), 59–82; CHARLES FAULHABER, *ib.*, 83–101.

167–182) s'oppose vivement à la conception traditionnelle qui n'hésite pas à voir dans le livre d'André Le Chapelain «un véritable code de l'amour courtois», et d'une façon encore plus contestable ceux qui voient en lui «la charte, le catéchisme de l'amour courtois dont on retrouve les applications dans les poésies des Troubadours» (p. 168). Si l'on pouvait plus aisément excuser, dit-il, «les tenants de cette erreur, on ne connaissait du *De Amore* que quelques rares petits passages traduits pour appuyer et étayer une thèse mais maintenant que la traduction française est à notre disposition, ce prétexte n'a plus cours. On peut reprocher à Claude Buridant d'avoir un peu cédé à la tradition (p. 168). Dans les deux premiers livres, le traducteur parle d'une «apologie sans réserve» (p. 39) de l'amour courtois, ce qui ne correspond pas à la réalité: bien plutôt, André Le Chapelain ne renie jamais sa nature première, celle de clerc du Nord, de chapelain, un peu désorienté face à la vie brillante et fastueuse du Sud et sa conception fort différente de la vie, et partant de l'amour. On a trop minimisé l'écart qui existe entre le domaine d'oc et le domaine d'oïl, entre leur façon de concevoir les problèmes essentiels de l'existence. L'univers d'un Bernart de Ventadorn, d'un Marcabru ou d'un Arnaut Daniel n'est pas identique à celui d'un Chrétien de Troyes, d'un Gautier d'Arras ou d'un Thibaut de Navarre. Comme le souligne avec pertinence Jean Frappier, dans son étude *Sur un procès fait à l'amour courtois* (R 93 [1972], 145–193) – que Claude Buridant n'a vraisemblablement pas encore connu – «c'est à André Le Chapelain et à son traité qu'on doit la transformation ou plutôt la déformation de l'amour courtois en un système de convenances et de prescriptions» (p. 171). Une lecture attentive des troubadours et des trouvères contredira sans peine plus d'une allégation d'Andreas Capellanus. De toute façon, il n'est pas permis de voir en lui un défenseur sincère de l'amour courtois. Comme le rappelle Jean Frappier, «sa dialectique et ses ratiocinations, ses recettes, son code, et même, à plus d'un égard, son codex à l'intention des amants raidissent, figent, dénaturent l'image de la *fine amor*. Il y manque la source vive et la ferveur» (*ib.*, p. 179). Andreas Capellanus n'a jamais compris la *Fin'amors*, son essence profonde lui échappe, ce n'est donc pas dans son *De Amore* qu'il faut rechercher le vrai visage de l'amour courtois, tel qu'il est conçu au XIIe siècle par nos premiers poètes.

Il faut relever l'effort méritoire de Claude Buridant pour sa traduction du texte ambigu, au ton didactique et peu poétique de l'ouvrage d'Andreas Capellanus; elle est précise, limpide et rigoureuse, écrite dans un français élégant et fluide. Il met à la portée de ceux qui ne comprennent pas aisément les arcanes du latin médiéval le texte codifié du *De Amore*.

Je reprendrai quelques points de l'introduction de Claude Buridant. Tout d'abord, l'auteur du traité: certes, nos connaissances biographiques demeurent fort problématiques. Après un examen personnel des chartes et documents du comté de Champagne, je peux tirer quelques conclusions: Dans les actes de la comtesse Marie, entre 1182 et 1186, nous trouvons nommé comme témoin un certain *Andreas*, chapelain de la comtesse, un des trois chapelains dont le nom nous a été conservé avec ceux de Pierre, chanoine d'Hébron et de Saint-Etienne de Troyes et d'Adam. Selon l'usage à la cour de Champagne, les témoins sont cités en fin de chartes et fournissent des indications intéressantes et quelquefois révélatrices. Dans une charte de 1182, dans laquelle Marie, comtesse de Champagne, notifie les donations faites à Saint-Loup par les parents de Henri Bogre pour son entrée en religion, *Andreas capellanus* figure comme témoin avec *Garnerus de trianello*, *Gaufridus euentatus*, *Gilo de torneel*, *Niuelo de alneto*, *Artaldus de noiant*, *Ramaldus de cezanna*, *Herbertus malamoneta* (Archives de l'Aube, 4 bis H 9). Egalement dans une charte de la comtesse Marie, de 1186, – il s'agit d'une donation au profit de l'église Saint-Pierre de Troyes pour l'âme de son défunt époux Henri Ier et pour le salut de son fils Henri, ainsi que pour le sien – nous lisons: *Testibus Andrea capellano et magistro Oddone* (*Cartulaires de Saint-Pierre de Troyes*, V,

p. 85–86). D'autres chartes mentionnent comme témoin un certain André, prêtre – chartes du comte Henri Ier: 1158, 1168 – et un nommé André de Luyères, prêtre – chartes du comte Henri Ier: 1162, 1170, 1173. Il n'a pas pu être établi si ces deux personnages sont identiques, si *Andreas capellanus* et *Andreas de Luerriis, sacerdos* forment une seule et même personne. Si nous ne pouvons trancher d'une manière définitive, nous formulons pour le moins de sérieuses restrictions, mais la question reste ouverte. John F. Mahoney (*The Evidence for Andreas Capellanus in Re-Examination, StPh. 55* [1958], 1–6) publie des extraits de chartes, non d'après les originaux, dont certains sont pourtant conservés, mais d'après les ouvrages de Ch. Lalore (*Collection des Cartulaires du diocèse de Troyes*, 7 vol., Paris-Troyes 1875–1890), dont le texte est, plus d'une fois, sujet à caution et qui, trop souvent, donne des copies beaucoup plus tardives. Dans *De Amore*, André Le Chapelain s'arroge le titre de chapelain de la cour royale – *Andrae aulae regiae capellani* –, le défaut de documents pour la période qui couvre le milieu du XIIe siècle jusqu'à 1230, à la cour royale de France, ne nous permet pas de juger la véracité de ses allégations.

L'épineuse question de la datation du *De Amore* soulève des controverses. Une des lettres, justement célèbre pour sa prise de position sans équivoque quant à l'incompabilité de l'amour et du mariage, et attribuée à la comtesse Marie de Champagne à la noble dame A. et au comte G. *Epistola remissa a comitissa Campaniae* porte la date *Ab anno MCLXXVIII Kal. maii. Indictione VII*. C'est le seul jugement qui soit daté, il nous fournit un *terminus a quo*. D'autre part, le *terminus ad quem* se situe en 1238, date à laquelle remonte le *Liber de amore et delectione Dei et proximi et aliarum rerum et de forma honestae vitae* d'Albertano de Brescia; il cite textuellement des extraits de l'ouvrage d'Andreas Capellanus; une traduction française par Drouart La Vache remonte à 1290. (Robert Bossuat, *Drouart La Vache, traducteur d'André Le Chapelain*, Paris 1926). Arpad Steiner, dans un article documenté, conclut: «...Andreas Capellanus' treatise *De Amore* was written between 1174 and 1186» (*The Date of the Composition of Andreas Capellanus «De Amore»*, Sp. 4 [1929], 92–95). Claude Buridant est enclin à placer la date du *De Amore* «dans les années 1185–1187 et peut-être plus vers 1186, (...) l'analyse très minutieuse de Felix Schlösser conduit à une estimation qui pourrait être retenue» (p. 11). Jean Frappier retarde la date de rédaction du *De Amore* au début du XIIIe siècle, à un moment «où l'âge d'or de la *fine amor* appartient déjà au passé, où il s'est écoulé au moins une génération depuis les *canzos* de Bernard de Ventadour, le *Chevalier de la Charette*, le *Tristan* de Thomas, où s'amorce un contre-courant, un essai de résistance aux séductions d'un amour coutois qu'il convient de corriger, de dévier, d'absorber même en l'orientant vers des fins spirituelles, s'il se peut» (*ib.*, p. 172).

De Amore, «guide du parfait amant», *Summa theologica* de l'amour courtois? Son rôle a été surestimé, Andreas est un témoin très partial en matière d'amour courtois. Il est exact que les thèses et les propositions du *De Amore* n'apparaissent ni nouvelles, ni inédites, mais avant lui, personne ne les avait élevées en système, ni surtout elles n'avaient reçu une application consciente à l'expérience concrète et vécue dans une société déterminée. Le traité d'Andreas Capellanus non seulement vient confirmer la correspondance entre les idéaux littéraires et une certaine réalité, mais encore représente en fait une société et une morale indépendantes et même antérieures à un même idéal artistique. C'est le témoignage d'une crise sociale et culturelle, œuvre composite et déconcertante, elle renferme les antagonismes de la culture de son époque; elle recherche une solution – théorique et limitée, il est vrai – aux nombreux problèmes que la nouvelle et révolutionnaire conception de la femme et de l'amour crée au point de vue social et humain. Il n'est pas de notre propos de juger si Andreas, homme d'Eglise, était dans son rôle en combattant et cherchant à endiguer l'idéologie de l'amour coutois, ni de trancher s'il est ou non l'écrivain de la duplicité: son troisième livre

(*De Reprobatione amoris*) n'est pas tant une contradiction qu'une palinodie selon l'usage le plus courant et plus traditionnel de l'esprit médiéval.

Quant à la bibliographie (p. 43–44), elle est un peu brève, même si Claude Buridant ne voulait pas surcharger un ouvrage de «semi-vulgarisation», quelques études fondamentales auraient dû y figurer, alors que certains titres cités ne se rapportent que très indirectement au *De Amore*. Précisons, toutefois, que pour S. Battaglia, *Trattato d'Amore*, il s'agit du «testo latino del Sec. XII con due traduzioni toscane inedite del Sec. XIV»; le texte de Drouart La Vache doit figurer dans les «traductions» et non dans les «Etudes consacrées au traité d'André Le Chapelain». L'ouvrage de Felix Schlösser, *Andreas Capellanus, seine Minnelehre und das christliche Weltbild des 12. Jahrhunderts*: «1962» est la date de la 2e édition remaniée, la 1ère date de 1959; cette étude est, certes, 'fondamentale', mais elle doit être consultée avec circonspection.

Si Salvatore Battaglia a eu le mérite de donner sur la page de gauche le texte latin, ce qui permet de renvoyer le lecteur directement au passage original, Claude Buridant, par commodité ou à cause des impératifs de la publication, n'a pas jugé bon de le faire, on peut le comprendre, par contre, pour quelques passages ambigus, la citation du texte latin eût été souhaitable.

Si l'on excepte le choix du titre, quelques inexactitudes dans les notes et quelques formulations malheureuses de l'introduction, on a là une traduction alerte et bienvenue, à partir de laquelle des études sur *De Amore* seront facilitées.

Marie-Claire Gérard-Zai



GEORGES LAVIS, *L'expression de l'affectivité dans la poésie lyrique française du moyen âge (XII^e–XIII^e s.). Etude sémantique et stylistique du réseau lexical «joie – dolor»*, Paris Les Belles Lettres 1972, 627 p. (*Bibliothèque de la Faculté de philosophie et lettres de l'Université de Liège* 200).

Ausgehend von Dragonetti und Zumthor unternimmt es der Verfasser, das Wortfeld Freude – Schmerz in der franz. Lyrik des 12./13. Jhr.s systematisch und vollständig – immerhin unter Weglassung von Rutebeuf – darzustellen. Die stoffliche Grundlage der Arbeit bildet die vom «Institut de lexicologie française de l'Université de Liège» elektronisch erstellte Konkordanz der Trouvères. Eigene Exzerpte liefern prov. Material aus den Werken von 24 Troubadours. Die Untersuchung gliedert sich in zwei Hauptteile: eine lexikalische Analyse des Feldes (Deuxième partie) und eine semantisch-stilistische Analyse der Texte, in denen sich die Wörter des Feldes aktualisieren, (Troisième partie). Voran geht ein Überblick über den gesamten Wortschatz der Gemütsbewegung in der Dichtung der Troubadours und der Trouvères (Première partie); hier erscheinen die Felder Liebe, Haß, Sehnsucht, Zorn, Reue usw. Methodisch inspiriert sich Lavis an den neuern Arbeiten der strukturellen Semantik.

Der 1. Hauptteil beginnt mit einer Darstellung des Feldes Freude–Schmerz in der prov. Lyrik (*joi, gaug; jauzir, esjauzir; joios, jauzen* etc.; *dolor, pena, afan, ira; doler, pensar, consirar; consiros, marri, morn* etc.). Eingehender werden anschließend die franz. Substantive, Adjektive und Verben dargestellt, zunächst die beiden häufigsten *joie* und *dolor* (mit den zugehörigen Adjektiven und Verben), dann deren Synonyme («substituts»): *baudor, deduit, delit* etc., *anui, duel, ire* etc., die an Häufigkeit alle hinter *joie* und *dolor* zurückstehen (statistische Angaben, nach Autoren geordnet, p. 246ss. und 277ss). Das Interesse des Verfassers

richtet sich auf den semantischen Gehalt und auf die syntaktische Verwendungsweise der einschlägigen Wörter. Im bekannten Verfahren werden die dichterischen Aussagen schematisch auf Typen reduziert, z. B.: «N 1 / avoir // joie /// de + N 2» steht für einen Satz wie *s'avra de s'amie joie* (p. 218s.). Synonymdoppelungen (*ne solas ne deport*) und Gegensatzpaare (*se mes douleurs veut en joie tourner*) werden verzeichnet. Einige Ergebnisse: Die systematische Untersuchung der syntaktischen Fügungen zeigt, daß die Verben, zu denen die einschlägigen Substantive als Objekte treten, sich nicht beliebig austauschen lassen: *duel*, *ire*, *pesance* verbinden sich nur mit *avoir*; *anui*, *paine*, *mal* treten überdies zu *endurer* (*anui*), *traire* (*paine*), bzw. *sentir* (*mal*), *souffrir* (*mal*). Im Schmerzbereich können nur *dolor* und *duel* mit *ferre* oder (*de*)*mener* – zum Ausdruck der Kundgabe – verknüpft werden. Die Trouvères brauchen geläufig *estre* (*vivre*) *en ire*, *en pesance*, nur ausnahmsweise *estre en duel* oder *en anui*. Semantisch scheiden sich *mal* und *paine*, die körperliches und seelisches Leiden benennen, von *ire* und *pesance*, die sich ausschließlich auf das seelische Geschehen beziehen. *Martyre*, seinem religiösen Ursprung entsprechend in geistlichen Liedern verwendet, erscheint vor allem in der frühern Liebeslyrik (Conon de Béthune, Blondel de Nesle, Gace Brulé etc.) und verbindet sich gelegentlich mit einem andern Wort geistlichen Ursprungs wie *penitance*. Zu den Eigenheiten des Feldes («réseau lexical») Freude-Schmerz gehört die Mehrdeutigkeit mancher lexikalischer Elemente. Der Verfasser zeigt am Fall von *joie* den Zusammenhang von Sinn – er unterscheidet *joie-exteriorité* und *joie-non-exteriorité* – und syntagmatischer Umgebung (p. 318). Der erste Hauptteil schließt mit der zusammenfassenden Feststellung (das Zitat mag hier zugleich als Specimen der Darstellungsweise stehen): «Comme on l'a vu, l'utilisation poétique du couple lexical *joie – dolor* (et de leurs substituts) dans la lyrique courtoise du Nord s'inscrit dans la ligne de la poésie méridionale. Elle révèle dans les chansons d'amour des trouvères des modifications qui affectent fréquemment et profondément l'équilibre général du micro-système lexical considéré et transforment à des degrés divers, selon des modalités différentes, les corrélations définissant la place de chaque terme: neutralisation du rapport antonymique *joie – dolor*; différenciation très nette des emplois de *joie* en deux types ('*joie – exteriorité*', '*joie – non-exteriorité*'); instauration de la relation d'incompatibilité '*joie – exteriorité*' – mort; insertion de *joie* (*deport*, *soulas*, *joliveté*) dans le réseau lexical *loiauté*, *jouvent*, *pris*, *valor*, etc...» (p. 333).

Ziel des 2. Hauptteils ist die Darstellung dessen, was der Verfasser «le système expressif propre à la chanson courtoise» nennt. Im 1. Hauptteil ging es um die «lexikalischen Strukturen»; hier geht es um die «structures discursives» (p. 341). Grundeinheit auf der diskursiven Ebene ist die «proposition minimale», hier *énoncé* genannt (p. 343)¹. Nach einer kurzen methodologischen Einleitung wendet sich der Verfasser der Analyse der höfischen Chanson zu: «[Notre étude vise] à situer l'expression de la joie et de la souffrance dans l'univers sémantique de la chanson courtoise chez les trouvères des XII^e et XIII^e siècles» (p. 497). Ein erstes Kapitel (chap. VIII) ist dem Eingang des Lieds gewidmet. Was Lavis hier interessiert, ist nicht die rhetorische Topik, die Konstanz der Motive – damit hat sich Dragonetti befaßt –, sondern die formale (lexikalische und syntaktische) Gestaltung, die sich ebenfalls als auffallend konstant erweist. Die mehr oder weniger ausgeschmückten Natureingänge sind für ihn nichts als stilistische Varianten einer einzigen Kundgabe («un même message sémantique», p. 359), die Aktualisierungen eines Grundmodells («un modèle invariant» ib.), das er bei Gautier de Dargies in der reduzierten Form *au commencer du douz tens* findet. Beim Natureingang werden zwei Typen unterschieden: heiterer Frühling – trauriger Herbst

¹ «Enoncés» sind Syntagmen wie *amant* (Subj.) – *souffrance* (Präd.), *amant* (Subj.) – *chant* (Präd.)
Beispiel: *Chanter m'estuet ireement*.

(Winter), bei den Aussagen über den Liebenden (das Ich) deren fünf: *amant – joie, amant – souffrance, amant – chant* etc... Die Reduktion auf Formeln² führt kaum zu wirklich neuen Einsichten in die Kunstformen des Liedeinganges. Ein Satz wie der folgende formuliert als neues Ergebnis, was dem aufmerksamen Leser von altfranz. Minneliedern schon immer aufgefallen ist: «L'actualisation de la structure C→J³ et son insertion dans une séquence de dimension plus large font, en effet, apparaître le rapport étroit qui, presque toujours, dans ce type d'introduction, unit la joie et le chant à l'amour» (p. 383).

Die zwei folgenden Kapitel behandeln Freude und Leiden im Zusammenhang mit den Motiven, die sich auf die *losengiers* und auf die Herrin beziehen (chap. IX), sowie den Komplex «Joie, souffrance, joie-guerredon, loyauté, soumission» (chap. X). Gegenstand des letzten Kapitels (chap. XI) ist «Le système d'expression joie-souffrance dans la chanson courtoise. Son organisation, sa spécificité et son fonctionnement.» Um das Spezifische der Chanson (und zugleich ihre Vorbildlichkeit für andere lyrische Formen) deutlich zu machen, zieht der Verfasser hier – stets unter dem Gesichtspunkt Freude-Schmerz – andere lyrische Gattungen zum Vergleich heran: Pastourelle, Chanson de toile, Chanson de croisade, Chanson pieuse, Jeu-parti, Chanson satirique und Sotte chanson (p. 511). Das Kapitel schließt mit der Beschreibung dessen, was er «le fonctionnement du système expressif *joie-souffrance* de la chanson courtoise» nennt (p. 558). Hier geht es ihm darum, die Kunst der Trouvères in ihrer Originalität zu fassen. An einer Reihe von Beispielen wird gezeigt, wie die «elementaren Strukturen des Systems Freude-Schmerz» stilistisch ausgeweitet werden (amplification) und wie sie mit andern Strukturen oder unter sich zusammenspielen. Die Darstellung beschränkt sich wiederum auf Typisches, das sich aus der Fülle von Variationen herauskristallisieren läßt; z.B.: Dem Schema «Natureingang, freudiges Singen» kann eine Loyalitätserklärung folgen (p. 565); die freudige Hoffnung des Liebenden ist oft als Folge seiner Loyalität gesehen: *Cil qui aime de bone volonté / devroit adés estre en bone esperance* (p. 572). Selten ergibt sich eine neue Einsicht in die individuelle Kunstform eines Trouvère. In der *Conclusion* legt der Verfasser Rechenschaft ab über die angewandte Methode und hebt einige semantisch-syntaktische Unterschiede zwischen der prov. und der franz. Lyrik hervor (p. 587ss.).

Der Wert des Buches liegt in der differenzierten Darstellung des Stoffes. Zum erstenmal wird hier der ganze Wortbestand eines großen, für die Trouvères zentralen Feldes nach Form und Gehalt analysiert und in seiner syntagmatischen Aktualisierung vorgeführt. Was Lavis gibt, ist ein Beitrag zu einer «Morphologie» des höfischen Liedes. Inhalt und metrische Form treten zurück hinter den Fragen der sprachlichen Gestaltung. Das Stereotype wird durch schematische Darstellungen verdeutlicht. Sehr problematisch scheint uns die konsequente Reduktion der bei aller Konstanz variierten Aussagen auf abstrakte Formeln. Es wird dabei – das ist dem Verfasser durchaus bewußt – nicht nur das Individuelle fast ganz vernachlässigt; auch das Allgemeine läßt sich ja nicht ohne Vergewaltigung auf Formeln reduzieren. Tempus und Modus bleiben unberücksichtigt (p. 389), ebenso das Klangliche (Wortform, Wortstellung, Rhythmus, Reim), dessen Bedeutung Lavis übrigens nicht erkennt (cf. p. 499). Im Semantischen werden gelegentlich Gleichsetzungen vorgenommen, die nicht unbedenklich sind. Dafür ein Beispiel: Das «semantische Element» *non-justification* («discordance ... entre le comportement du trouvère [le chant] et sa disposition psychologique»), das zum «Prädikat» *chant* tritt, wird sprachlich ausgedrückt mit *sans raison, par*

² Ein Beispiel (p. 366): *Desconfortez, ploins de douleur et d'ire, M'estuet canter, qu'aillors n'ai ou entende* (GACE BRULÉ) wird auf folgende Formel reduziert: Sq 1=(C α 1 S) β 5 (a5 α2 a6).

³ C = *amant – chant*; J = *amant – joie*.

esfors, *m'estuet* oder durch längere Aussagen (p. 369, Beisp. p. 361): «Onques mais en mon vivant ne chantai si *sans raison* comme je faiç maintenant, car je n'ai se douleur non»; «*Par grant esfors m'estuet* dire et canter: Ne me muet pas de joie, mais de raje»; «Chanter *m'estuet*, que ne m'en puis tenir, Et si n'ai je fors qu'ennui et pesance». Von fehlender Rechtfertigung kann man wohl bei *sans raison* sprechen; in den beiden Zitaten mit *estuet* liegt der Akzent aber auf dem innern Drang (nicht auf der «non-spontanéité», wie Lavis p. 369 sagt).

Der Leser des Buches gewinnt den Eindruck, es gehe dem Verfasser in erster Linie um die Erprobung einer Methode. Ihr wird in der Tat einiges geopfert. Dem Benutzer bleibt die Mühe der Aufschlüsselung der Formeln. Sie wird – und das ist bedauerlich – manchen daran hindern, aus dem Buch den Nutzen zu ziehen, den ihm der Titel verspricht und den er von der Fülle des verarbeiteten Stoffes und vom Scharfsinn des Verfassers sich erhoffen dürfte. Wer indes die Mühe nicht scheut und sich mit kritischem Sinn in das Buch vertieft, der wird reichen Gewinn davon haben.

Siegfried Heinemann



INA SPIELE, «*Li Romanz de Dieu et de sa Mere*» d'Herman de Valenciennes chanoine et prêtre (XIII^e siècle), Leyde (Presse Universitaire de Leyde) 1975, 457 p. + 4 p. Tafeln (*Publications romanes de l'Université de Leyde* 21).

Der bisher als *Bible* zitierte *Romanz de Dieu et de sa Mere* von Herman de Valenciennes ist ein Werk von über 7000 zu Laissen verbundenen Alexandrinern, das die Geschichte des AT bis zum Tode Salomons (Teil A), eine Ein- und Überleitung zum NT mit dem Leben der Jungfrau bis zur Geburt Christi (C), das NT bis zur Auferweckung des Lazarus (D), die Leidensgeschichte bis zur Kreuzigung (E) sowie Tod und Aufnahme Mariens in den Himmel (J) umfaßt. Nach den 35 von Ina Spiele aufgeführten Handschriften zu schließen ist die Dichtung im Mittelalter sehr beliebt gewesen; in der neueren Forschung hat sie aber nicht jene Würdigung erfahren, die ihr nach Ansicht der Autorin zusteht. Zwar kann man sich seit 1970 im *GRLMA* bequem über Herman de Valenciennes informieren, eine vollständige Ausgabe seines Werkes lag aber bisher nicht vor, weil der erste Teil der vor dem ersten Weltkrieg von einer Equipe der Universität Greifswald unternommenen Edition nie erschien¹. Da außerdem die publizierten Teile jener Ausgabe heute nur noch schwer zugänglich sind, ist man froh, sich anhand des Buches von Ina Spiele endlich ein Bild des vollständigen Werks machen zu können. Die Arbeit zerfällt in zwei Teile: Während die Kapitel I bis V (p. 5–143) der Analyse und Einzeluntersuchungen gewidmet sind, bringen VI und VII (p. 144–392) einen Überblick über die Handschriften und den Text von BN fr. 20039 (N6) mit Anmerkungen, Namenindex und Glossar. Im folgenden sei zuerst der Editionsteil besprochen.

Obwohl Ina Spiele keine kritische Ausgabe veranstaltet, hat sie alle ihr zugänglichen Handschriften mindestens auf Mikrofilm eingesehen. Auf den p. 143–159 gibt sie ein Verzeichnis der Manuskripte mit bibliographischen Hinweisen, Angaben über den genauen Umfang des Werkes und den Varianten der für die Identifizierung Hermans bedeutsamen Namen. Die Liste kann noch ergänzt werden durch eine Prachtshandschrift der Bibliothèque

¹ *La Bible von Herman de Valenciennes*, hg. von O. MOLDENHAUER (Teil II), H. BURKOWITZ (Teil III), E. KREMERS (Teil IV), E. MARTIN (Teil V), Greifswald 1914; *De l'Assumption Nostre Dame von Herman de Valenciennes*, hg. von C. A. STRATE, Greifswald 1913.

Municipale von Besançon sowie durch den Hinweis, daß die Abschrift der zerstörten Handschrift von Chartres (Nr. 13 bei Ina Spiele) sich heute im British Museum befindet².

Wenn man von den interpolierten und überarbeiteten oder nur fragmentarisch erhaltenen Fassungen absieht, zerfallen die bekannten Handschriften in 6 Hauptgruppen:

- Gruppe 1: Handschriften, die alle oben genannten Teile enthalten (ACD-E-J)
- Gruppe 2: Handschriften, die nur die *Assumption* enthalten (J)
- Gruppe 3: Handschriften, bei denen die Passion fehlt (ACD---J)
- Gruppe 4: Handschriften, bei denen die *Assumption* fehlt (ACD-E)
- Gruppe 5: Handschriften, bei denen nach der Passion statt der *Assumption* ein Abschluß des NT mit Epilog steht (ACD-E-HI)
- Gruppe 6: Handschriften, die nur die Passion und den Schluß des NT mit Epilog enthalten (E-HI).

Das gleiche Werk erscheint also bald als Gedicht auf Mariä Himmelfahrt (Gruppe 2) oder als in die biblische Geschichte eingebettetes Marienleben (Gruppe 3), bald als Passionsgedicht (Gruppe 6) oder Heilsgeschichte, die in der Passion bzw. Auferstehung ihren Abschluß findet (Gruppe 4 bzw. 5), während die vollständigste Version eine Verbindung von Bibel und Marienleben im Sinne eines «Roman de Dieu et de sa Mère» darstellt. Auf die Frage, in welcher Abhängigkeit diese Versionen zu sehen sind, geht die Verfasserin nicht ein, läßt aber durchblicken, daß für sie die vollständigste Fassung die ursprünglichste ist. Eine Begründung dieser Haltung findet sich nirgends, wäre aber wünschenswert gewesen, nachdem die Greifswalder Equipe die *Assumption* getrennt publizierte; sie hätte vielleicht über eine strukturelle Interpretation des vermuteten Werkganzen (Maria : Christus) oder über eine vergleichende Analyse der verschiedenen über die ganze Dichtung verteilten Proömien führen können.

Wie Inhalt und Form der Dichtung es nicht anders erwarten lassen, divergieren die Handschriften nicht nur in der Abgrenzung des Werkes, sondern auch in den einzelnen Lesarten stark. Ina Spiele entschloß sich deshalb, eine Handschrift herauszugreifen und diese getreu

² Besançon, Bibliothèque Municipale 550: Pergament, 97 Blätter (Titelblatt fehlt; 12 IV; 2), 28,5×19 cm; Initialen und 52 Miniaturen; Reklamanten (außer bei der 12. Lage), 30–31 Zeilen je Seite; schöne regelmäßige Schrift «fin du XIVe s.» (*Catalogue général des manuscrits français des bibliothèques publiques de France*, XXXII, Paris 1897, p. 317–18). Die Handschrift scheint zur Gruppe 3 zu gehören, denn der Kopist springt von Vers 4798 zu A1 (f. 87). Der Anfang entspricht erst ab f. 3 (v. 116) dem edierten Text. Von den weiteren Besonderheiten dieser Version sei hier nur noch die Umstellung in der *Assumption* erwähnt: die Verse A 419–479 sind zwischen Vers A 48 und Laisse A 7 eingeschoben. Das seltsame Kolophon verdient wegen der Nennung des Königs Philippe-Auguste zitiert zu werden: *Ci finist l'abregié de la Bible appelé l'Ovide des Peres, lequel fist et compila Metheores Hermen, docteur profés en la saincte page de theologie, lequel il mist en ceste fourme pour et en accomplissement de Philippe Dieudonné, roy de France, ayoul du beneoist monseigneur saint Loys, qui glorieusement, saintement et dignement regna en France.* – London, B. M. Add. 22791 (*Catalogue of Additions to the Manuscripts in the British Museum in the years 1854–1860*, London 1875, p. 733: «Le Rommens de Sapience, by Hernant, copied from a MS. in the public library at Chartres, by Charles Claude François Hérisson; with notices of various MSS. of the work; paper; XIXth cent. Folio»). – Die Hinweise auf beide Handschriften verdanke ich dem Institut de Recherche et d'Histoire des Textes, Paris. – Bei der von R. REINSCH (*Die Pseudo-Evangelien von Jesu und Maria's Kindheit in der romanischen und germanischen Literatur*, Halle 1879, p. 16) angeführten Handschrift der Bibliothek von Blois handelt es sich um einen Irrtum, der auf G. HAENEL (*Catalogi librorum...*, Lipsiae, 1830, col. 83) zurückgeht; er hatte das Werk Gautiers von Coinci (heute Blois 34) mit «Roman de Nostre Dame en vers fr.» umschrieben.

abzudrucken. Sie nahm damit in Kauf, nicht zu wissen «quel a été exactement l'apport de l'auteur». Die Wahl von N6 wird einzig damit begründet, daß «depuis plus d'un siècle on l'a considéré comme une bonne copie», wobei man zwischen den Zeilen lesen muß, was *bonne copie* in diesem Zusammenhang heißt: für die Herausgeberin kamen wohl von Anfang an nur die sechs Vertreter der Gruppe 1 in Betracht, von denen aber drei wegen ihren Interpolationen, Überarbeitungen und Lücken ausschieden; von den verbleibenden drei geht BM Harley 222 (L1) bezüglich N6 und BN fr. 25439 (N9) oft eigene Wege, so daß sich die Herausgeberin schließlich auf eine der beiden Pariser Handschriften festlegte. Der Text der so gewählten Handschrift wird sehr getreu wiedergegeben; die spärlichen Emendationen betreffen meist nur einzelne Buchstaben, so daß die Ausgabe ohne Apparat auskommt. Diese kompromißlose Lösung stellt das Gegenextrem zur Edition von Greifswald dar, welche – der Zeit entsprechend – vollständig kritisch war und je Seite mehr Varianten als edierten Text brachte. Ina Spiele entgeht damit der bei Werken in Form einer *chanson de geste* besonders akuten Gefahr, einen imaginären Text zu rekonstruieren. Da aber N6 im einzelnen nicht zuverlässiger als jede andere mittelalterliche Abschrift ist und zahlreiche Fehler enthält, ergeben viele Stellen nur schwer einen Sinn, und die Herausgeberin sah sich gezwungen, in einem Abschnitt «Corrections et remarques» von über 30 Seiten zu einzelnen Lesarten, die offensichtlich verderbt sind, Stellung zu beziehen und Verbesserungsvorschläge nach andern Handschriften oder der Greifswalder Edition vorzuschlagen. Für den Benutzer bedeutet dies, daß er, sooft er den Text seltsam findet, nach hinten blättern muß, um dann vielleicht festzustellen, daß es sich um ein offensichtliches Versehen des Kopisten handelt. Die Herausgeberin hat die Gelegenheit nicht wahrgenommen, anhand von N9 wenigstens jene Fehler zu beseitigen, die N6 eigen sind. Die Verwandtschaft zwischen N6 und N9, die sie selbst feststellt, ist derart, daß sich bei Übereinstimmung von N9 mit einer Dritthandschrift (z. B. L1) alle Besonderheiten von N6 als Fehler erweisen. Dieses Vorgehen hätte noch lange nicht alle Probleme gelöst, die Edition aber von offensichtlichen Fehlern, die jetzt den Leser unnötig aufhalten, befreit, ohne daß die Arbeit etwas an methodischer Konsequenz eingebüßt hätte. So wäre z. B. in v. 12 *font* automatisch als Fehler herausgefallen, und in Laisse V, die jetzt wegen ihrer Kürze aus dem Rahmen fällt, hätte man ebenfalls gesehen, daß es der Kopist von N6 ist, der einen Vers ausließ.

Unter diesen Umständen braucht hier nicht auf Einzelheiten des Textes eingegangen zu werden. Auf die Transkription scheint man sich verlassen zu können³; den minimalen Emendationen wird man meist zustimmen⁴, und die Interpunktion ist sehr sorgfältig gesetzt, so daß sie eine echte Hilfe darstellt. Besonders erwähnt seien die Anmerkungen, die nicht nur Verbesserungsvorschläge zum Text enthalten, sondern auch Bemerkungen zum Inhalt bieten, die manches Detail erhellen und von der Belesenheit der Verfasserin und ihrer Vertrautheit mit mittelalterlichem Gedankengut zeugen.

Der erste Teil enthält Detailuntersuchungen, die fast ausschließlich die Quellenfrage betreffen. Die Herausgeberin ist überzeugt, daß es aufgrund eingehenden Quellenstudiums möglich sei «de comprendre le principe qui a été à la base d'une œuvre littéraire du douzième siècle». Da diese Untersuchungen weit in die Geschichte des Kirchenjahres und der liturgi-

³ In den Versen 1–300, die ich anhand von N6 kontrollierte, stellte ich folgende Abweichungen fest: 11 *antent* statt *entent*. – 226 *sien* statt *siens*. – 247 *Deu* statt *Dieu*. – 281 *ses* statt *les*.

⁴ In v. 1834, 3721 (cf. p. 135), 4301, 5864a, 6236 drängen sich die Interventionen allerdings nicht auf; in v. 905 ist die dritte Person fehl am Platz. Den Vers 816 hat der Kopist vielleicht als ...*ne lo* (zu *loer*) *pas a deçoivre | mon frere Esau...* verstanden. In v. 4430 ist wohl nicht von zwei Schriften (*escriit*) des Johannes die Rede, sondern davon, daß er beide Ereignisse berichtet (*escriit*); cf. IV 4468 *Jehans qui l'aultre escriit et cheste ensement*.

schen Bücher hineinführen, beginnt sie mit der Definition und Erläuterung aller notwendigen Begriffe in Form eines Speziallexikons. Die eigentliche Studie setzt mit dem zweiten Kapitel ein. Während in den Kapiteln III bis V gefragt wird, wo Herman zu bestimmten Themen (Gottesmutter, Johannes der Täufer; episches Credo) das Material hat finden können, ist hier die Perspektive umgekehrt. Die Frage lautet: Wie verhält sich Herman gegenüber seiner wichtigsten Quelle, der Bibel? In ausführlichen Tabellen wird gezeigt, welche Verse welchen Bibelstellen entsprechen, wobei einzelne Ausschnitte eine besondere Behandlung erfahren, wie z. B. die Josefsgeschichte, deren Darstellung mit weiteren altfranzösischen (Evrart, Geufroi de Paris, Macé de la Charité u. a.) und mittellenglischen (*Cursor Mundi*, *Iacob and Iosep* u. a.) Bibeldichtungen verglichen wird. Die Auswertung dieser Tabellen erfolgt für AT und NT getrennt. Für das NT zeigt sich, daß Herman im wesentlichen den Evangelienperikopen des Kirchenjahres von Weihnachten bis Karfreitag folgt. Ina Spiele kann dies nicht nur aufgrund einer Analyse der ausgewählten Abschnitte, sondern auch durch Hinweise auf die feinen Unterschiede im Wortlaut zwischen Vulgata und Lektionar wahrscheinlich machen. Für den alttestamentlichen Teil ließ sich Herman laut Herausgeberin von drei Ideen bzw. Vorbildern leiten: Schema der sechs Weltalter, typologische Exegese, *Historia Scholastica*. Schon die Tatsache, daß drei Prinzipien – die sich allerdings nicht ausschließen – maßgeblich gewesen sein sollen, zeigt, daß dieser Teil von Herman nicht einheitlich durchkonzipiert wurde. Tatsächlich sind für mich Typologie und Weltaltertheorie im Werk Hermans nur in dem Maße zu finden, als sie auch in der Bibel vorhanden sind. Man sieht nicht, daß Herman diese Aspekte besonders hervorgehoben hätte, geschweige denn ihnen als Leitideen gefolgt wäre. Ina Spiele behauptet dies denn auch nicht und ist in der Formulierung sehr vorsichtig. Mit der Liste auf p. 26–28 erweckt sie aber den Anschein, das Werk Hermans zu interpretieren, während sie nur die typologischen Bezüge aufzählt, die im Mittelalter allgemein zwischen AT und NT hergestellt wurden.

Es ist unmöglich, hier in wenigen Sätzen ein Bild der sehr weit getriebenen quellenkritischen Untersuchungen zu geben. (Im Kapitel III z. B. geht die Verfasserin all den apokryphen Marienleben bis ins Syrische nach, untersucht die Marien tradition in der Liturgie und zieht auch die zeitgenössischen volkssprachlichen Versionen heran.) Halten wir einige der wichtigsten konkreten Resultate fest: Herman hat die *Conception Notre Dame* von Wace nicht benutzt. Für die *Assumption* stützt er sich im wesentlichen auf einen einzigen lateinischen Text. Im Gegensatz zu frühern Forschern glaubt Ina Spiele, daß auch für die *Assumption* Herman von Wace unabhängig ist. Benutzung des *Romanz* durch Geufroi de Paris läßt sich mehrmals nachweisen.

So sehr man die umfassenden Kenntnisse der Autorin bewundert, welche die apokryphe Bibelliteratur ebenso zu überblicken scheint wie die Welt der liturgischen Bücher und die Homilienliteratur, es bleibt die Frage, was es für das Verständnis von Hermans Werk bedeutet, wenn sich ein Detail des Verses 3443 auf eine Predigt des heiligen Hieronymus zurückführen läßt, für Vers 2989 auf eine Antiphon des Officium von der Geburt der Jungfrau verwiesen werden kann, oder wenn man weiß, daß die Verse 3012 s. die Isaiasworte in einer Formulierung von Fulbert de Chartres bringen. Fassen wir damit wirklich «le principe qui a été à la base de (cette) œuvre»? Die Bemerkung z. B., daß der Täufer der einzige ist, dessen Geburtstag im offiziellen liturgischen Kalender Platz gefunden hat, muß wohl kaum auf eine Augustinus zugeschriebene Predigt zurückgeführt werden. Hier wie in den meisten Fällen handelt es sich um Parallelen, während direkte Benutzung – wie Ina Spiele selbst zu verstehen gibt – nur für wenige zentrale Texte nachzuweisen ist. Das bedeutet, daß die Quellenuntersuchungen im wesentlichen die geistige Welt ausleuchten, in der das Werk Hermans entstand und lebte.

Eine zweite Frage grundsätzlicher Natur betrifft das Verhältnis zwischen Editionsteil und vorausgehenden Studien. Bildet der hier edierte Text eine genügende Grundlage für die differenzierten Analysen? Ein Blick in L1 zeigt z. B., daß dort zwischen Laisse 37 und 38 ein Abschnitt eingeschoben ist, der – in Übereinstimmung mit Genesis 8,8–9 – von einer ersten Taube, die ohne Ölweig in die Arche zurückkehrte, berichtet⁵. Die Autorin hat dieses Problem gesehen und ihm Rechnung getragen, indem sie zwischen Kopist und Autor unterscheidet und die Gültigkeit ihrer Aussagen auf die Version der ihr vorliegenden Handschrift einschränkt⁶. Wie schwer diese Einschränkung in Wirklichkeit wiegt, kann man nicht wissen, solange die Stellung von N6 in der Überlieferung nicht geklärt ist.

Die Arbeit ist dermassen auf die Quellenfrage ausgerichtet, daß andere Probleme nicht oder nur am Rande angeschnitten werden, so z. B. die Formfrage, zu welcher der Wechsel vom Alexandriner zum heroischen Vers in der Passion gehören würde. Vielleicht hat die Autorin gerade deshalb auf eine Erörterung dieses Phänomens verzichtet, weil sie es als unumgänglich betrachtet, zu diesem Zweck die gesamte Handschriftentradition heranzuziehen. Möglicherweise aus dem gleichen Grund wird auch die Autorfrage ausgeklammert. Bekanntlich ist noch immer nicht schlüssig nachgewiesen, ob Herman um 1140 oder nach 1189 geschrieben hat. Sein Werk enthält zwar zahlreiche präzise Angaben; die Handschriften gehen aber gerade an jenen Stellen z. T. stark auseinander, und die wichtigste Stelle, die Verse welche vom Tod Heinrichs II. sprechen, ist als interpoliert in Zweifel gezogen worden. So begnügt sich Ina Spiele mit der Aufzählung der bereits früher für die beiden Daten vorgebrachten Argumente. Im folgenden seien noch zwei Überlegungen angestellt, die – nebst dem in Anmerkung 2 zitierten Kolophon – für das spätere Datum sprechen könnten.

- Wenn in v. 5612 nicht Baudouin III. (gest. 1120) und seine Gattin Yolanda gemeint sein können, weil es kirchenrechtlich nicht möglich war, daß ein Ehepaar Pate und Patin stellte, so erhebt sich die Frage, welche andere *Yolans la contesse* an der Seite eines *bons quens Bauduins* an der Taufe hätte teilnehmen können. Ein Paar, das hier in Betracht käme, ist Baudouin V., der von 1171 bis 1195 Graf von Hennegau war, und seine Schwester Yolanda, welche mit Hugues IV., dem Grafen von Saint Pol, verheiratet war⁷.
- Für die Identifizierung des v. 5615 genannten Bischofs ist man bisher ausschließlich von der in der Mehrzahl der Handschriften überlieferten Form *Dudars* ausgegangen und hat darin den Namen des 1113 verstorbenen Bischofs von Cambrai, *Oudard*, sehen wollen. Solange aber die Filiation der Handschriften nicht geklärt ist, kann die «Variante» einer einzelnen Handschrift gleiches Gewicht beanspruchen, und es ist erstaunlich, daß man nicht auch von der in L1 überlieferten Form *Everard* aus gesucht hat. Tatsächlich findet sich in Tournai ein Bischof dieses Namens, der von 1173 bis 1191 die Mitra trug⁸. Es scheint mir, daß man auch diese Spur verfolgen sollte.

⁵ Sollte sich dieser Abschnitt als interpoliert erweisen, so zeigt das Beispiel immerhin die Vertrautheit des Kopisten mit der Bibel und die Art von «Varianten», mit denen man bei einer Bibeldichtung zu rechnen hat.

⁶ An einigen Stellen arbeitet Ina Spiele selbst nicht mit ihrem Text, so z. B. p. 124–125 (für v. 3209 und 4064).

⁷ Cf. *Histoire des Pays-Bas français*, publiée sous la direction de L. TRÉNARD, Toulouse 1972. – L. de MAS-LATRIE, *Trésor de Chronologie*, Paris 1889, col. 1612, 1675. – Es würde sich also um das gleiche Paar handeln, das im Prolog einer Prosaübersetzung des *Pseudo-Turpin* genannt wird; siehe B. WOLEDGE/H. CLIVE, *Répertoire des plus anciens textes en prose française*, Genève 1964, p. 25; A. DE MANDACH, *VRom.* 30 (1970), 287 ss.

⁸ E. H. J. REUSENS, in: *Biographie nationale de Belgique* 6 (1878), 746–47; E. de MOREAU, *Histoire de l'Eglise en Belgique* 3, Bruxelles 1945, p. 100 s.

Zusammenfassend kann man sagen, daß das – nicht immer leicht zu handhabende⁹ – Buch von Ina Spiele eine zuverlässige, intelligente, von wertvollen Anmerkungen, Glossar und Indices begleitete Transkription des Textes von Herman bietet, so wie er sich zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Handschrift präsentierte. In den minutiösen Untersuchungen werden die verschiedenen Teile auf ihre Quellen hin genau analysiert und damit die Bedingungen, unter denen das Werk entstand und lebte, freigelegt, allerdings ohne daß Genese und Struktur des *Romanz* entscheidend erhellt würde. Dies wird wohl erst nach einer umfassenden Untersuchung der Textüberlieferung möglich sein. Hoffen wir, daß sich durch Ina Spieles Buch weitere Forscher für diese aufwendige, aber nicht uninteressante Arbeit begeistern lassen!

Hans Haselbach

*

Le Glossaire de Bâle, édité et annoté par MENAHEM BANITT, 2 vol.; *Introduction*, XVI + 194 p., *Texte*, XIII + 440 p., Jérusalem (Académie Nationale des Sciences et des Lettres d'Israël) 1972 (*Corpus glossariorum biblicorum hebraico-gallicorum mediæ aevi*, I).

Das *Glossaire de Bâle* führt uns in eine Welt, welche der Herausgeber mit folgenden Worten skizziert: «On est donc en droit de supposer qu'il existait des cours d'exégèse biblique limités à un Livre ou à un groupe de Livres; que ce cours était destiné à des adultes; que ceux-ci en prenaient note et remplissaient les marges de leurs scolies; que des libraires colligeaient les gloses des différents Livres et formaient des glossaires. Les scriptoria diffuseront ces recueils, où se retrouveront donc nécessairement des couches linguistiques chronologiquement et géographiquement diverses, malgré les signes extérieurs d'une méthode d'enseignement uniforme... Il se dessine devant nous le schéma d'une instruction du troisième degré, le premier degré étant formé par l'enseignement de la lecture et de l'écriture et le deuxième par la traduction mot à mot, en langue maternelle, ici le champenois, du texte biblique. A notre niveau, ... le maître tâchera de nuancer la traduction, d'apporter plus de rigueur à la version traditionnelle, en s'appuyant sur des références. L'explication aussi se faisait en français» (p. 22–23)¹.

Man kann in einer kurzen Besprechung kaum einen Eindruck davon vermitteln, mit welcher minutiösen Sorgfalt Menahem Banitt die Handschrift der Basler Universitätsbibliothek, welche unser Glossar enthält², studiert hat. Allen Problemen ist er in der *Introduction* mit einer bewundernswerten Akribie nachgegangen, von der Geschichte des Manuskripts

⁹ Die «Corrections et remarques» zur Edition, auf die im Einzelfall nicht verwiesen wird, sind – wie bereits gesagt – als Anhang abgedruckt; die dazugehörigen Fußnoten erscheinen wiederum separat, quasi als Anhang zum Anhang. Nebst den zahlreichen Druckfehlern ist vor allem auch das Fehlen eines vollständigen Abkürzungsverzeichnisses zu bemängeln. Vor der Einleitung findet man zwar eine Liste der im Glossar verwendeten Abkürzungen (das seinerseits am Schluß des Buches folgt), sucht aber vergeblich nach einer Erläuterung der im Text verwendeten Sigel wie L (Laisse), A (*Assumption*), II, III... (Teile der Greifswalder Edition).

¹ Alle Seitenangaben beziehen sich auf den ersten Band.

² Diese Handschrift wird von BANITT als G 1 bezeichnet, was darauf hinweist, dass es sich um die erste Glossar-Ausgabe im Rahmen des *Corpus glossariorum biblicorum hebraico-gallicorum mediæ aevi* handelt. Fünf weitere Glossare (G2–G6) sowie 9 Glossar-Fragmente (F1–F9) und zwei «dictionnaires» (D1–D2) sollen folgen.

– das im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts «d'après un modèle vieux d'une cinquantaine d'années» (p. 19) in einem «scriptorium assez imposant, où cinq à six personnes travaillaient à la confection d'ouvrages juifs» (p. 18) kopiert wurde – über den erklärten biblischen Text, die Verweise auf Parallelstellen, die Kommentare, die hebräische Sprache, bis hin zu den französischen Glossen, zur Art der Übersetzung und zu den Quellen.

Der zweite Band enthält die Ausgabe des Glossars in der übersichtlichen Form von 6 Kolonnen: die erste Kolonne bietet eine fortlaufende Numerierung der 12029 Glossen, die zweite gibt Kapitel und Vers der glossierten Bibelstelle an³, die dritte enthält das hebräische Lemma, die vierte die französische Glosse in hebräischer Schrift, die fünfte eine Transliteration dieser Glosse in lateinischer Schrift und die sechste ihre modernfranzösische Übersetzung. Nur die Kolonnen 3 und 4 stehen in der Handschrift, dazu in vielen Fällen hebräische Kommentare, welche der Herausgeber am Fuß der Seite wiedergibt, vor dem kritischen Apparat.

Die Bedeutung der französischen Glossen für den Romanisten liegt auf der Hand. Freilich ist ihre Auswertung für die französische Sprachgeschichte voll von Problemen. M. Banitt hat einige wichtige formuliert: «Il est évident qu'aucune affirmation au sujet de la langue du manuscrit – du moins de son phonétisme – n'est valable, aussi longtemps que la valeur des signes qui ont servi à la transcrire n'est pas absolument certaine. L'emploi d'un alphabet hébraïque avait semblé une garantie certaine aux premiers savants enthousiastes. On s'est trompé sur quatre comptes: ... – Premièrement, les textes juifs appartiennent à une longue tradition graphique... – Deuxièmement, on dirait que nos scribes connaissaient fort bien l'écriture latine, leur graphie hébraïque en subissait l'influence... – En troisième lieu, ils participent au mouvement général de la normalisation de la langue à partir du modèle latin... – Finalement, nous ne sommes pas toujours bien informés quant à la prononciation exacte de certaines lettres hébraïques. On a vu combien profonde était l'influence du français, la langue véhiculaire des Juifs de France, sur l'hébreu, langue d'école... – Ajoutons, pour empêcher toute conclusion hâtive, que dans G 1, chaque mot reflète des habitudes linguistiques d'au moins cinq personnes: le maître, l'élève-auteur, le copiste (et combien y en avait-il?), le ponctuateur, le correcteur ou/et le reviseur. Parlaient-ils tous le même dialecte? Étaient-ils tous de la même génération? En outre, n'oublions pas qu'il s'agit d'un texte hiératique qui charrie nécessairement des archaïsmes» (p. 58-59).

Leider hat Banitt selbst diesen klar erkannten Schwierigkeiten bei der Deutung der französischen Glossen zum Teil nicht genügend Rechnung getragen. Er versucht aus dem Studium der Wörter und Formen den Beweis zu erbringen, daß der Text aus der südlichen Champagne stammt⁴. Aufgrund der Überprüfung sämtlicher Argumente glaube ich sagen

³ Die Glossen folgen dem Text folgender Bücher: Samuel 1 (ab III, 12) und 2, Könige 1 und 2, Jeremias, Ezechiel, Jesaia, Hosea, Joel, Amos.

⁴ «L'étude de la langue placera le scriptorium en Champagne du Sud» (p. 19). Später wird noch mehr präzisiert: «De la confusion de tous les traits dialectaux et des contradictions de détails, il se dégage ... un tableau assez clair des particularités de la langue de ceux qui ont collaboré à la composition du glossaire: celles du parler de la Champagne du Sud-Est» (p. 71). Konnte man bei der «Champagne du Sud» noch an Troyes denken, wo BANITT in den «Conclusions» das Skriptorium auch lokalisiert (p. 187), so müsste mit dem Südosten der Champagne doch das Département Haute-Marne gemeint sein. Das könnte dann aber nur heißen, dass im Skriptorium von Troyes Leute arbeiteten, die aus dem Département Haute-Marne stammten. Mehr noch: Da der Revisor des Textes, der sich auf Fol. 132r als Jacob zu erkennen gibt (cf. p. 18), auf der einen Seite das «parler du Sud-Est de la Champagne» gesprochen haben soll (cf. p. 78), auf der anderen Seite mit dem Eigentümer des Skriptoriums und dieser wiederum mit einem 1222 erwähnten Jacob «magister Judaeorum Trecentium» identifiziert wird (cf. p. 19, N 32), müsste der betreffende Rabbiner und Skriptoriuminhaber von Troyes aus dem Dep. Haute-Marne zugewandert sein.

zu können, daß dieser Versuch nicht geglückt ist. Ich kann hier zur Stützung meiner Auffassung nur einige wesentliche Punkte andeuten:

1. Banitt nennt keine Kriterien, nach welchen er scheidet zwischen Zügen, die sich eindeutig dialektal ausdeuten lassen, und solchen, wo die hebräische Umschrift französischer Wörter und Formen eine «imitation de l'écriture en caractères latins, écriture conventionnelle et irréelle» (p. 77) ist.

2. Gewisse Schlüsse werden voreilig gezogen. Ein Beispiel: «La diphtongue résultant de ρ roman aurait abouti dans la langue de P2 (= ponctuateur 2) à [u]» sagt Banitt (p. 78) und führt zur Illustration unter anderen folgende Formen an: *lour/lur* (leur), *ouvres/uvres* (œuvres), *soul/sul* (seul), *dolour* (douleur), *fulle* (feuille), *cur* (cœur), *june* (jeune), *us* (œufs). Bei einem Teil dieser Wörter wird der Tonvokal auf zwei verschiedene Arten geschrieben (was durch die zwei Umschriften angedeutet ist): Einerseits steht *waw* mit einem Punkt auf halber Höhe links neben dem Abstrich, andererseits *waw* mit eben diesem Punkt und zusätzlich einem Punkt über dem Zeichen. Es sei nicht auszuschließen, meint Banitt, daß die eine dieser beiden Schreibungen den Vokal [œ] wiedergebe⁵, und er fährt fort: «Quelqu'un a transformé ces *u* en *o*..., en conformité avec le parler du Sud-Est de la Champagne qui est celui de P1 et du reviseur» (p. 78). Dazu sind eine Reihe von Einwänden zu machen: Erstens enthält die Liste nicht nur Resultate von ρ , sondern auch von φ , wie *fulle*, *cur*, *june*, *us*. Ein lautlicher Zusammenfall der beiden Entwicklungen ($\rho > uo > ue$ und $\varphi > ou > eu$) war aber überhaupt nur im Bereich von δ möglich. Zweitens ist eine rein phonetische Deutung der Korrektur $u > o$ auf jeden Fall dann auszuschließen, wenn sich die Korrektur auch auf die Resultate von φ bezieht, was aus Banitts Formulierung geschlossen werden muß⁶. Drittens ist auch die Annahme, der Südosten der Champagne habe um 1220 als Resultat von ρ im Gegensatz zu anderen Teilen dieser Sprachlandschaft die Aussprache *o* gekannt, in dieser Form nicht gesichert⁷. Zu dieser Erkenntnis hätte die Berücksichtigung der leider von Banitt übergangenen Skripta-Forschung führen müssen⁸.

3. Die Wörter des *Glossaire de Bâle* enthalten lautliche Züge, welche sicher nicht mit der Spontansprache der Champagne übereinstimmen, zum Beispiel «l'épenthèse consonantique dans les groupes formés avec *l* ou *r*» (p. 78)⁹. Über den Gleitlaut in den Gruppen *l'r* und *n'r* habe ich in dieser Zeitschrift schon ausführlich gehandelt¹⁰. Dabei glaubte ich zeigen zu können, daß die Champagne im Mittelalter diesen Gleitlaut nicht kannte.

⁵ Cf. dazu auch p. 68.

⁶ Die Reflexe von FOLIA, COR etc. wurden sicher nirgends im Bereich der *langue d'oïl* mit *o* ausgesprochen.

⁷ BANITT sucht die Auffassung durch den Verweis auf P. FOUCHÉ, *Phonétique historique du français*, II, Paris 1958, p. 208, Rem. IV, und 209, Rem. I, abzustützen. Der Verweis ist unzutreffend. FOUCHÉ spricht an den zitierten Stellen einerseits von « ρ provenant de δ latin ou de \ddot{u} latin et germanique en syllabe fermée», andererseits von « φ provenant de φ final ou en hiatus».

⁸ Zum Problem der Resultate von ρ in der Champagne, cf. C. TH. GOSSEN, *Französische Skriptastudien*, Wien 1967, p. 108–115. Auch zum Problem der Resultate von ILLOS, die BANITT ebenfalls in unzulässiger Weise dialektal ausdeuten will (p. 73), wären GOSSENS *Skriptastudien* zu konsultieren gewesen (cf. p. 335–338).

⁹ Nach BANITT treten in dieser Stellung die Gleitkonsonanten regelmässig auf, mit Ausnahme der Reflexe von PREHENDERE (p. 79), die aber ohnehin die umgekehrte Entwicklung zeigen und einen Spezialfall darstellen.

¹⁰ Cf. *VRom.* 32 (1973), 257–261 und 265–266.

Das Vorhandensein der Gleitkonsonanten heißt nun aber nicht, unser Glossar könne nicht aus der Champagne stammen. Ich glaube durchaus, daß es in Troyes entstanden ist, wo auch der berühmte Raschi als Rabbiner gewirkt hatte. Nur kann man dies nicht so beweisen, wie dies Banitt zum Teil versucht. Einerseits darf man die hebräische Umschrift französischer Wörter nicht im Sinne einer modernen phonetischen Transkription lesen, auch wenn natürlich die Wiedergabe in einem fremden Schriftsystem viele Chancen zu tieferem Einblick in die Lautentwicklung bietet. Andererseits muß man sicher davon ausgehen, daß die in den Glossen festgehaltene Sprache nicht Spontansprache, nicht Dialekt war, sondern eindeutig Kultursprache, Schriftsprache. Das heißt im 13. Jahrhundert aber, daß nicht das Champagnische, sondern die Sprache des Zentrums die dialektale Grundlage bildete. Die so verstandene Schriftsprache konnte nun freilich dialektal gefärbt sein, und ich glaube auch, daß die Glossen durchaus eine champagnische Färbung aufweisen¹¹. Gewisse der oben besprochenen Resultate von *o* werden dazugehören, sowie auch *oi* statt *ei* in Fällen wie *consoy(1)l*, *soloyll* (p. 74), oder auch die Lautform des Suffixes im zweimal auftretenden *domâche* (p. 79)¹².

Auch im Bereich des Wortschatzes ist davon auszugehen, daß die Sprache des *Glossaire de Bâle* nicht dialektalen champagnischen Charakter besitzt, sondern der Ebene einer weiter verbreiteten Literatursprache angehört. Welche Schwierigkeiten in der Deutung andernfalls auftreten, zeigt die folgende Aussage von Banitt:

«En général, le sémantisme ne s'écarte pas trop de celui des auteurs champenois du XII^e et du XIII^e siècle que nous connaissons. En outre, une lecture assez superficielle de quelques ouvrages de l'époque a suffi, pour permettre des rapprochements supplémentaires avec des acceptions non relevées par les usuels... Ces témoignages proviennent parfois de textes non champenois. La vérification avec les renseignements colligés dans les Atlas linguistiques et les dictionnaires nous offre, elle aussi, des analogies avec des formes et des acceptions attestées dans d'autres régions du territoire français, en Wallonie, en Bourgogne et jusqu'en Dauphiné d'un côté; en Maine et en Normandie de l'autre¹³... La question reste toujours: pourquoi les textes juifs sont-ils les seuls, en Champagne, à présenter ces termes?» (p. 110).

¹¹ Grundsätzlich gleich ist die Sprache von CHRÉTIEN DE TROYES zu beurteilen. Dies habe ich in einem Beitrag zur Festschrift Peter M. Schon zu zeigen versucht: *Dialektale Züge in Chrétien's «Erec»?* (im Druck).

¹² Sonst erscheint -ATICU immer als -age (cf. p. 107). Das Resultat -ache stammt in altfrz. Texten allerdings in der Regel aus dem Osten und dem Süden der Picardie und aus den angrenzenden Gebieten des Zentrums (Valois, Senlis, Pontoise), cf. C. TH. GOSSEN, *op. cit.*, p. 207, und *Grammaire de l'ancien picard*, Paris 1976, p. 103 (§ 45) und 150. Vereinzelt Fälle lassen sich aber auch in der nordöstlichen Champagne (Département Marne) nachweisen: *dommaiches* (Sézanne 1321; cf. J. KRAUS, *Beiträge zur Kenntnis der Mundart der nordöstlichen Champagne im 13. und 14. Jahrhundert*, Diss. Giessen 1901, p. 40); *doumache* (Bar-le-Duc, gegen Ende 13. Jahrhundert; cf. A. FRIEMEL, *Laut- und Formenlehre zu A. Longnon's Documents relatifs au comté de Champagne et de Brie I*, Diss. Halle 1906, p. 13). Wenn BANITT zu diesem Problem auf FOUCHÉ, *op. cit.*, III, p. 938, verweist (cf. p. 80, N 78), gibt dies (ganz abgesehen von der eher unpräzisen Form von FOUCHÉ'S Aussage) für die Champagne nicht mehr her: FOUCHÉ spricht von der Entwicklung zu -ache «dans la Picardie proprement dite, le Beauvaisis, une partie de la Haute-Normandie, de la Champagne et de la Lorraine».

¹³ Was mögliche Beziehungen zu Maine und Normandie betrifft, sagt BANITT an anderer Stelle: «En cherchant dans FEW des rapprochements avec le vocabulaire de G 1, il est arrivé assez souvent que la seule forme ou le seul sens similaires se soient retrouvés en ancien normand ou mansais. De vigoureuses communautés juives avaient fait de Rouen et du Mans de grands centres d'études au XI^e siècle. La suggestion mérite d'être retenue: la version française de la Bible aurait-elle été élaborée en Normandie ou au Maine?» (p. 90, N 119).

Daß zum Teil archaisierende Tendenzen diesen Befund erklären können, wird man Banitt gerne zugestehen. Daß einige wenige Okzitanismen auf jüdischen Kanälen in die Sprache des Glossars eingedrungen sind, wird man ebenfalls annehmen dürfen¹⁴. Im übrigen glaube ich aber nicht, daß wir mit Banitt die Erklärung für die erwähnten Besonderheiten vorab in der «langue parlée» und in dialektalen Einflüssen suchen müssen (p. 111–112). Vielmehr haben wir das vorliegende Wortmaterial als Teil der Kultursprache, der Schriftsprache des frühen 13. Jahrhunderts zu deuten, einer Sprache, die einen offenen und damit kompositen Charakter besaß. Gerade für die Kenntnis dieser Sprache sind die jüdischen Glossare von unschätzbarem Wert. Nachdem das *Glossaire de Bâle* in hervorragender Weise ediert worden ist, wartet nun die große Aufgabe auf den Romanisten, dieses wertvolle Material unter dem Gesichtswinkel der historischen Grammatik und der Skriptaforschung sowie vor allem der Lexikologie voll auszuwerten¹⁵.

G. H.



T. G. FENNELL, *La morphologie du futur en moyen français*, Genève (Droz) 1975, 179 p. (PRF 136).

Diese unter der Leitung von R. L. Wagner angefertigte Untersuchung gibt sich in ihrer Zielsetzung betont bescheiden: sie will die phonetisch-morphologischen Aspekte von Futurum und Konditional im Mittelfranzösischen darstellen und verzichtet bewußt darauf, die Funktionen bzw. Inhaltsseite diese Formen mit einzubeziehen. Eine solche Fragestellung ist zweifellos legitim und sinnvoll; man wird dem Verfasser sicher auch noch folgen, wenn er darauf hinweist, es gebe bis anhin kaum brauchbare Arbeiten, die sich speziell mit der ausdrucksseitigen Entwicklung der Futurformen befassen, und in den historischen Gesamtdarstellungen der französischen Verbalmorphologie werde das Mittelfranzösische meist sträflich vernachlässigt (p. 1/2). Dabei wäre gerade diese Epoche wegen der Unstabilität der Futurmarkierung von besonderem Interesse: Homonymien, niedrige Frequenz, unübliche Phonemverbindung, formale Isolierung usw. würden zu einer ganzen Welle von analogen Neubildungen führen, von denen sich allerdings bei weitem nicht alle durchsetzen konnten (p. 3ss.).

Der Verfasser arbeitet mit einem umfangreichen eigenen Korpus, das einerseits aus popularisierenden Prosatexten, andererseits aus Verstexten besteht. Diese Zweigleisigkeit bringt sicher gewisse Vorteile mit sich: die Verstexte erlauben ein Urteil darüber, ob das -e- der Pänultima vieler Formen noch lautlich realisiert wurde oder nur rein graphischen Charakter hat; die popularisierenden Texte liefern wenigstens andeutungsweise Informationen über die Verhältnisse in der gesprochenen Sprache. Dabei wird der Nachteil in Kauf genommen, daß mit Material aus zwei grundverschiedenen diaphasischen Bereichen gearbeitet wird – eine nicht unbedenkliche Konzession, wenn man sich vor Augen hält, wie extrem und bewußt in der mittelfranzösischen Literatursprache oft archaisiert wird. Verzerrungen können so nicht ausbleiben, und der Rekurs auf Grammatiken des 16. und 17. Jh.s (von Palsgrave bis

¹⁴ Cf. z. B. *tâme* 'dais de mariage', p. 111 und 163; dazu *FEW* XIII/1, p. 396–397, s. *thälâmus*.

¹⁵ Leider enthält die Ausgabe keinen Index sämtlicher französischer Wörter. Das erschwert die Auswertung. Wenn ein französischer Wortindex erst nach Abschluss des ganzen *Corpus glossariorum biblicorum hebraico-gallicorum medii aevi* erscheinen soll, werde ich nicht mehr davon profitieren können, wie sehr ich auch dem grossen Unternehmen einen raschen Fortgang wünsche.

Chifflet) erhöht die Unsicherheit der Ergebnisse noch, lassen sich deren z.T. recht bizarre Formen doch in den Texten verschiedentlich überhaupt nicht nachweisen. Eine radikale Beschränkung auf die popularisierenden Prosatexte wäre zweifellos vorzuziehen gewesen.

Was die Auswertung des Materials angeht, so klassiert Fennell die Formen nach Konjugationstypen, innerhalb derselben dann Untergruppierungen vorgenommen werden nach Phänomenen wie: Verlust von *-e-* der Pänultima; Metathese *-rer-* > *-err-*; analogische Neubildung nach dem betonten (Präsens-)Stamm; analogische Neubildung nach dem Infinitiv; svarabhaktisches *e*; usw. In den Statistiken werden die Formen säuberlich ausgezählt und datiert und dann die Frequenz der innovatorischen Phänomene für jedes Vierteljahrhundert ermittelt. Es folgt eine Diskussion der verschiedenen Erklärungsversuche für die einzelnen Entwicklungen, wobei der Verfasser sich wenn möglich für den einen oder andern ausspricht. Den Abschluß der Arbeit bildet eine Art Überblicksklassifikation nach den vier Bildungstypen: Inf. + *-ai*; Inf. stamm + *-rai*; Präs. + *-rai*; unregelmäßig (p. 156ss.). Fennell kommt zum Schluß, daß trotz einer Reihe von Verschiebungen im Einzelfall der Anteil der Typen am Gesamtinventar der Formen über den untersuchten Zeitraum hinweg praktisch konstant geblieben sei, ja selbst heute könne man noch keine Ansätze in Richtung auf eine Vereinheitlichung des Bildungsmusters feststellen. Eine solche Behauptung kann man allerdings nur dann aufstellen, wenn man die Augen vor der Tatsache verschließt, daß in der gesprochenen Sprache der Gegenwart das *futur* in zunehmendem Maße vor dem «*futur proche*» zurücktritt!

Die Arbeit von Fennell ist zweifellos fleißig und im Materialteil sorgfältig – aber auch nicht mehr; die eingangs erwähnte Bescheidenheit in der Zielsetzung ist leider mit einer ebensolchen Bescheidenheit in der Durchführung gepaart. Die Statistik Fennells beschränkt sich z.B. auf einfachstes Auszählen. Was die Diskussion der verschiedenen Formen angeht, so liefert der Verfasser nicht eine einzige neue Erklärung. Dazu kommen noch zahlreiche Punkte, die unmöglich unwidersprochen hingenommen werden können. Dies beginnt bereits bei der Abgrenzung des Mittelfranzösischen, das für Fennell von 1350 bis 1650 (!) dauert. Zwar wird der arbiträre Charakter dieser Periodisierung zugegeben – aber begründen müßte er seinen Entschluß gleichwohl. Mehr als die Aussage, daß «ces deux dates limitent, de façon approximative, la période du moyen français, au sens large du terme» (p. 8), findet sich nun nicht. Eine ausführlichere Diskussion wäre schon deshalb nötig gewesen, weil eine entsprechende Ausgrenzung in der Literatur nirgends gebräuchlich ist; meist schließt man das 16. Jh. mit ins Mittelfranzösische ein, doch gibt es gute Gründe dafür, nicht einmal so weit zu gehen und die Grenze vielmehr um 1500 zu legen¹. Hier zeigt sich bereits zum ersten Mal, daß Fennells Arbeit in bibliographischer Hinsicht auf äußerst schwachen Füßen steht und er die ganze neuere Literatur überhaupt nicht zur Kenntnis genommen hat².

Ein zweites Mal wird dies bei der Behandlung der Skriptaprobleme deutlich. Für Fennell gibt es auch im Mittelfranzösischen einfach «französische» und «pikardische» Texte – als ob in den letzten Jahren nicht hinreichend gezeigt worden wäre, wie sich die Schreibtraditionen gegenseitig beeinflussen und – unter der Dominanz der Ile-de-France – sukzessive annähern³. Bezeichnend auch, daß der Verfasser für das Pikardische nur Gossens *Petite grammaire de l'ancien picard* von 1951 zitiert und die stark überarbeitete Neufassung von

¹ Cf. hierzu P. WUNDERLI, *Die Teilaktualisierung des Verbalgeschehens (Subjonctif) im Mittelfranzösischen*, Tübingen 1970, p. 2–6.

² Die Bibliographie der Sekundärliteratur umfaßt ganze 18 Titel; davon handelt es sich bei rund der Hälfte um gängige Handbücher!

³ Cf. z.B. – um nur die beiden umfassendsten Arbeiten zu nennen – C. TH. GOSSEN, *Französische Skriptastudien*, Wien 1967; H. GOEBL, *Die normandische Urkundensprache*, Wien 1970.

1970 überhaupt nicht kennt⁴. Daß derartige Schwächen sich auch inhaltlich auswirken müssen, versteht sich von selbst. So fragt sich Fennell z. B. p. 30/31, ob denn *dorrai*, *merrai* (statt *donrai*, *menrai*) im Pikardischen aus dem Franzischen entlehnt sein können, wo doch dort die *-rr-* Formen weniger als 25% der Belege ausmachen. Ein solche Frage könnte gar nicht gestellt werden, wenn der Verfasser mit einem modernen Skriptabegriff arbeiten würde: ebenso wie die *-rr-* Formen in der franzischen Skripta den Charakter von relativ niederfrequentigen Nebenformen haben, können sie als solche auch in die pikardische Skripta übernommen werden. – Noch bedenklicher ist die Behandlung der Doubletten *aurai/avrai*, *saurai/savrai* (p. 144ss.), wo der Verfasser zwei unterschiedliche Lautungen ([*av-*]; [*aw-*] bzw. [*o*]) annimmt. Selbst wenn tatsächlich zwei verschiedene phonetische Realisierungen existiert haben sollten, so kann man auf keinen Fall die Graphien mit *v* einfach mit der ersten, diejenigen mit *u* mit der zweiten identifizieren: die graphischen Einheiten *u* und *v* sind auch im Mittelfranzösischen frei vertauschbar und beide sowohl in vokalischer als auch in konsonantischer Funktion anzutreffen! – Nicht weniger bedenklich ist die Behandlung des svarabhaktischen *e* und des «*e de séparation*» (z. B. *traiera* statt *traira*) bei Fennell (p. 101ss.). Es handelt sich hier nach seiner Auffassung um ein phonetisches, und nicht um ein analogisches Phänomen, da sich entsprechende Formen auch im nominalen Bereich finden (*maisteresse*, *fevrier*, *averil* usw.). Dies bringt unsern Verfasser aber gleich in Schwierigkeiten, da nicht gleichzeitig zwei gegenläufige phonetische Tendenzen verwirklicht werden können, z. B. Entstehung von svarabhaktischem *e* und Verlust von *e* zwischen Konsonanten. Da in den pikardischen Texten häufig svarabhaktisches *e* auftritt, dürfte es keine Verluste von zwischenkonsonantischem *e* geben; da in franzischen Texten das zwischenkonsonantische *e* oft fällt, dürften keine Formen mit svarabhaktischem *e* auftreten. Leider tun nun die Texte Fennell den Gefallen nicht, sich so zu verhalten: es finden sich immer beide Phänomene nebeneinander, wenn auch mit unterschiedlicher Frequenz. Dies hätte ihn eigentlich schon mißtrauisch machen müssen, und Gleiches gilt auch für die Tatsache, daß sich sekundäres *e* (in «vortoniger» Stellung) auch nach Vokalen und zwischen *rr* findet, in phonologischen Kontexten also, wo nicht das geringste Bedürfnis nach einer «Erleichterung» bestehen konnte. Des Rätsels Lösung liegt wohl darin, daß man den Verlust von *e* und das Neuaufreten von *e* nicht getrennt betrachten darf, sondern zusammen sehen muß: Das Mittelfranzösische ist die Epoche, in der unbetontes *e* im Wortinlaut in zunehmendem Maße verstummt. Die daraus entstehende Unsicherheit bei den archaisierenden Autoren und den Schreibern führt oft zu hyperkorrekten graphischen Restitutionen, ja in Verstexten selbst zu lautlicher Realisierung von unetymologischem *e*. – Nicht weniger unbeholfen ist die Diskussion der Form *ballerai* (für *baillerai*; p. 40), wo Fennell *-ll-* unbedingt als Graphie für [*l*] ansehen will und mühsam nach einer Erklärung für den Verlust des palatalen Elements sucht; daß *ll* auch Graphie für [*ʎ*] sein könnte⁵, wird nicht einmal erwähnt.

Auch im rein phonetischen Bereich sind die Ungeschicklichkeiten zahlreich. Zuerst wäre einmal zu bemängeln, daß die phonetische Umschrift äußerst inkonsequent eingesetzt wird. Zwar schreibt Fennell für stimmhaftes *s* entsprechend dem allgemeinen Gebrauch [*z*], wenige Zeilen später ist dann aber von «la consonne *ch*» (!!) die Rede (für [*ʃ*]; p. 22); für [*ü*] wird einfach *u* geschrieben (p. 43), für [*u*] entsprechend der Normalschrift *ou* (p. 44)! – Noch schlimmer werden die Dinge im explikativen Bereich. P. 29/30 fragt sich der Verfasser, warum wir einerseits Futurformen wie *dorrai*, *merrai* haben (schon afr.!), andererseits aber immer *sonnerai*; er nimmt dann für den zweiten Fall eine Analogie nach *il sonne* an. Dies

⁴ Cf. CH. TH. GOSSEN, *Grammaire de l'ancien picard*, Paris 1970 und 1976.

⁵ Cf. z. B. P. WUNDERLI, *Etudes sur le livre de l'Eschiele Mahomet*, Winterthur 1965, p. 38.

ist vollkommen unsinnig, denn zu erklären ist nicht das Futurum von *sonner*, sondern vielmehr die unregelmäßige Entwicklung bei *donner*, *mener*! Und auch hier wirkt sich die ungenügende bibliographische Information wieder nachteilig aus: Witold Mańczak, der im Literaturverzeichnis überhaupt nicht figuriert, hätte eine durchaus plausible Erklärung bereitgehalten, hat er doch in den letzten Jahren an zahlreichen Beispielen gezeigt, daß derartige unregelmäßigen Reduktionen auf den häufigen Gebrauch, die hohe Frequenz der betreffenden Einheiten zurückzuführen sind⁶. Dieses Beispiel, wie auch die Diskussion von *tourrai/tournrai* (p. 32/33) und ähnlichen Fällen, macht übrigens deutlich, daß Fennell nicht sauber zwischen den bereits im Afr. bezeugten, auf besondere Verhältnisse zurückzuführenden Reduktionsformen einerseits und den aufgrund des ganz normalen mittelfr. Verlustes von *e* in der Pänultima entstandenen Verkürzungen andererseits unterscheidet: *torrai/tourrai* ist bereits afr., und daß Belege in Fennells Material nur um 1380 auftreten, reiner Zufall; *tournrai* dagegen ist eine typisch mfr. Reduktionsform (gegen 1600 bezeugt), die auf nach dem Inf. neugebildetes *tournerai* zurückgeht. – Geradezu komisch wirkt Fennells Verdutztheit, wenn er sich angesichts von Formen wie *v(i)endrai*, *t(i)endrai* einerseits, *donrai* andererseits erstaunt fragt, warum sich im zweiten Fall kein Gleitkonsonant entwickelt habe und dann auf die Erklärung verfällt, **dondrai* wäre zu weit vom Inf. *donner* entfernt gewesen; ein solcher Verzicht wäre umso eher möglich gewesen, als sich ja auch in *genre*, *Henri* usw. kein *d* entwickelt habe (p. 30). Fennell übersieht dabei zuerst einmal, daß (halb)gelehrte Formen und Eigennamen nicht den gleichen phonetischen Gesetzmäßigkeiten unterworfen sind, die bei normaler erbwortlicher Entwicklung Gültigkeit haben. Überdies verkennt er, daß phonetische Gesetze immer nur für bestimmte Zeiträume Gültigkeit haben: wenn bei *viendrai* und *tiendrai* ein epenthetisches *d* entsteht, dann braucht dies bei *donrai* noch lange nicht auch der Fall zu sein, ist hier der Verlust des Pänultima-Vokals doch erheblich später anzusetzen! – Schließlich ist auch noch darauf hinzuweisen, daß dem Verfasser der Begriff des Bildungsmusters weitgehend fremd ist, was sich vor allem bei der Diskussion von *viendrai*, *tiendrai* (anstelle von *vendrai*, *tendrai*) und den entsprechenden Komposita störend bemerkbar macht (p. 80s.): wichtig ist nicht, wann das eine oder andere der zu dieser Gruppe gehörenden Verben erstmals mit *ie* auftaucht, denn dies ist von den Zufälligkeiten des Korpus abhängig; wesentlich ist vielmehr, von welchem Zeitpunkt an das betreffende Bildungsmuster existiert. Daß dabei die Chance bedeutend größer ist, früh einen Beleg für ein Simplex zu finden, ist eine Frage der Wahrscheinlichkeitsrechnung, sind *venir* und *tenir* doch viel häufiger als ihre präfixalen Ableitungen.

Sieht man vom Fleiß und vom sicher nützlichen Zahlenmaterial ab, so muß man die vorliegende Arbeit leider als enttäuschend bezeichnen; sie ist nicht nur ideenlos, sondern im Bereich der Sekundärliteratur auch ausgesprochen schlecht dokumentiert. Dazu kommt noch eine mangelhafte Beherrschung des explikativen Instrumentariums, so daß gegenüber allen Interpretationen größte Vorsicht angebracht ist.

Peter Wunderli

⁶ Cf. z. B. W. MAŃCZAK, *Troncamento ed elisione*, BRPh. 6/1 (1967), 114–24; *Deux lois de l'évolution phonétique*, in: *Proceedings of the Sixth International Congress of Phonetic Sciences*, Prag 1970, p. 605–11; *Evolution phonétique et «rendement fonctionnel»*, RRLi. 15 (1970), 531–37; *Evoluția fonetică neregulată datorată frecvenței*, StCerc. 22 (1971), 579–86; *Evolution sémantique et fréquence d'emploi*, in: *Mélanges Boutière*, Liège 1971, p. 821–29; *Origine du pluriel italien du type «amiche»*, *Studi Italiani di Linguistica Teorica ed Applicata* 2 (1973), 425–34; *Le futur roman synthétique*, *Orbis* 23 (1974), 397–403; *Une étymologie romane controversée: «aller», «andar» etc.*, RRLi. 19 (1974), 89–101; usw. Vgl. vor allem auch seine *Phonétique et morphologie historiques du français*, Łódź–Warszawa–Kraków 1962.

MICHAEL H. GERTNER, *The Morphology of the Modern French Verb*, The Hague–Paris (Mouton) 1973, 149 p. (*Janua Linguarum, Series Practica* 204).

Eine 1972 abgeschlossene und 1973 erschienene Arbeit zu einem so rasch sich entwickelnden Gebiet wie der generativen Morphologie sollte, wenn sie vier Jahre später rezensiert wird, fairerweise am damaligen und nicht am heutigen Theoriestand gemessen werden. Gleiches gilt auf der empirischen Seite für das ebenfalls innovationsreiche Gebiet des *code oral*, das Gertner allerdings nur kurz streift.

Gertners Arbeit zerfällt in zwei Teile. Teil 1 (p. 14–84) umfaßt die französische Verbal-morphologie vor allem des *code écrit*, die generativ beschrieben wird. Teil 2 (p. 89–116) bringt nützliche Listen der wesentlichen verbalen Derivationsuffixe und -präfixe, die der Verfasser aus Bescherelle und verschiedenen Wörterbüchern (vor allem Juillands *Dictionnaire inverse*) zusammenstellt; dazu werden einige Fragen des Wortbildungsmusters, der Semantik, der Produktivität informell diskutiert. In Teil 1 – dem Kern der Arbeit – klassifiziert Gertner die französischen Verben auf der Basis von Bescherelles Liste in sechs Gruppen mit originellen Bezeichnungen, die die ansteigende Irregularität ausdrücken (z.B. *The regular verb*, *The irregularly regular verb*, *The regularly irregular verb* usw.). Die erste Gruppe bilden die *-er-* und *-ir-* Verben, für die der Verfasser ein gemeinsames, in (nur synthetischen) Tempora und Personen völlig regelmäßiges Tiefenparadigma erstellt, aus dem die Formen mit abweichenden grammatischen Morphemen (etwa $/atəz/$ statt $/ez/$ in *vous cherchâtes* oder $/õt/$ statt $/ət/$ in *ils finiront*) durch 39 teils geordnete Regeln abgeleitet werden. Die daran beteiligten 18 morphophonologischen Regeln (der Rest besteht aus morphologischen oder Ausbuchstabierungs-Regeln des *Syntactic-Structures*-Typs) sind erstaunlicherweise fast alle phonologisch determiniert, nur einige haben ad-hoc-Operatoren im Kontext. Dieses Kunststück gelingt Gertner durch das volle Ausnützen von $/ə/$ -*caduc*- und *liaison*-Latenzen (auch dort, wo sie syntaktisch kaum zu rechtfertigen sind) sowie durch ein geschicktes Spiel mit Morphemgrenzen. In den weiteren Kapiteln folgen die Verben des Typs *acheter*, *céder* mit $/ə, e/ \sim /ɛ/$ -Alternanz (Kap. 2), der Typ *vendre* zusammen mit anderen *-re*-Verben wie *craindre*, *conduire*, *suivre* usw. (Kap. 3), die *-ir*-Verben mit partiell fehlendem Themavokal wie *partir*, *couvrir* (Kap. 4) und schließlich in Kap. 5 und 6 die sehr unregelmäßigen Verben mit Vokalalternanz (*venir*, *mourir* usw.), mit Wurzelreduktion im Perfektstamm (*plaire*, *connaître*, *voir*, *prendre* usw.), mit zusätzlicher konsonantischer Alternanz im Stamm (*pouvoir*, *vouloir*, *savoir*, *faire* usw.) und mit Suppletion (*avoir*, *être*, *aller*). Alle diese Verben werden durch zusätzliche phonologische oder morphophonologische Regeln aus Tiefenstämmen und dem oben erwähnten Tiefenparadigma oder deren Derivationsstufen abgeleitet, wobei bis Kap. 3 Mitte die Regeln phonologisch determiniert (55 Regeln) und ab dann morphologisch determiniert sind (66 Regeln). Eine durchaus mögliche Kreuzklassifikation der Verben im Hinblick auf ihre Regularität wird durch Bevorzugung der finiten Formen vor den infiniten weitgehend vermieden.

Diesem so beschriebenen Verbsystem des sog. "Standard Literary French" stellt der Verfasser in Kap. 8 das sog. "Colloquial French" gegenüber, das durch Vereinfachung, etwa durch den Zusammenfall aller Singularpersonen und durch fehlende synthetische Tempora 22 determinierte Regeln weniger benötigt. Dabei akzeptiert er durchaus hier und da Restrukturierung, ist aber wegen der erheblichen Abstraktion der Tiefenstrukturen und wohl auch wegen einer gewissen normativen Voreingenommenheit zur Annahme zweier Systeme (*code écrit*, *code parlé*) nicht bereit. Probleme der Funktionsäquivalenz (grammatisch: *passé composé* statt *passé simple*, *on* statt *nous* usw.; lexikalisch: *se sauver* statt *fuir*, *faire comme si* statt *feindre* usw.) werden kurz gestreift, ebenso einige Aspekte der *grammaire des fautes*.

Die verwendeten Daten (teils aus der nicht vollständig erfaßten französischen Literatur bis 1970, teils von Informanten stammend) sind spärlich, scheinen aber korrekt zu sein, nur verstellt ihm sein theoretischer Ansatz etwas den Blick für die Funktions- und Strukturvielfalt von *langue populaire, familière, courante, littéraire*, von *code écrit* und *code parlé*, von phonisch und graphisch ausgedrückter Morphologie usw. Bibliographie und drei umfangreiche Appendices zu Regeln und untersuchten Verben beschließen den übersichtlich gestalteten, allerdings nicht druckfehlerfreien Band.

Die Arbeitsweise Gertners läßt sich am besten an einer vollständigen Derivation zeigen. Wir wählen als Beispiel die 2. Plur. Passé simple von *venir*, also [(vu)v̄it(əz)]¹:

Stufe	Regel
verb	R 1 verb → root + ending
root + ending	R 2 ending → tense + person
root + tense + person	R 3 tense → past
root + past + person	R 4 person → 2 pl.
root + past + 2 pl.	Rlex root → vən ²
vən + past + 2 pl.	R 16 past → -s
vən + s + 2 pl.	R 23 2 pl. → -...ez
vən + s + ez	R 29 -sez → -stəz
vən + stəz	R 49a Cancel R 49 ³
vən + stəz	R 80* ən- → iən- / — $\left\{ \begin{array}{l} -ə \\ -C \end{array} \right.$
viən + stəz	R 81* iən- → ɛn- / — -s
vɛn + stəz	R 8 -s → θ / — C
vɛn + təz	

Durch Nasalisierung des Stammvokals und /n/-Tilgung wird die Oberflächenform des "Standard Literary French" [v̄itəz] erreicht.

Was war an einer solchen Ableitung schon 1972 falsch, was hat sich seitdem als falsch herausgestellt, und was wird heute noch akzeptiert (immer den Rahmen der Generativen Grammatik vorausgesetzt)? Unzulässig war und ist zunächst die selbstverständliche Übernahme der indogermanischen Flexionsstruktur «Stamm + Themavokal + Tempusmorphem + Personalmorphem», die Gertner auch nur durch strukturell unbegründete Null-Morpheme retten kann (z. B. R 12 pres → -θ oder in unserem Beispiel die Regeln R 16 und R 8). Inadäquat war im Zusammenhang damit auch schon 1972 die künstliche Isomorphie zwischen morphologischen Kategorien und grammatischen Formativen (R 16, R 23), die durch ebenso künstliche Regeln (R 29, R 8) wieder aufgehoben werden muß: eine phonologische Camouflage morphologischer Strukturen mit z. T. leeren Operatoren⁴. Inadäquat war ebenfalls damals schon die vollständige Ausblendung syntaktischer Faktoren aus der

¹ - und + markieren Morphemgrenzen, C steht für Konsonant. Regeln mit * setzen ein Regelmerkmal im Lexikon voraus.

² Diese Regel ist eine Ergänzung von mir.

³ R 49: ... C- → Ci / ___ -s sorgt für den /i/ - Einschub im Passé simple der Verben des Typs *vendre*, die wie *venir* einen konsonantisch endenden Stamm haben. In R 49a vergißt GERTNER das Sternchen *.

⁴ Über die formalen Eigenschaften von Flexionsregeln, die die Existenz morphologischer Klassen berücksichtigen, lag bereits 1967 ein Beitrag von M. BIERWISCH vor: *Syntactic Features in Morphology: General Problems of So-Called Pronominal Inflection in German*, in: *To Honor Roman Jakobson*, The Hague 1967, p. 239–270. Der Ansatz wurde weitergeführt in dem wichtigen Buch von W. U.

Morphologie (z. B. in Tempus, Modus, Person), auf die vor Bierwisch schon Chomsky in den *Syntactic Structures* hinwies. Ein alter Zopf, der allerdings auch heute noch nicht abgeschnitten ist, ist hingegen die künstliche Isomorphie zwischen semantisch-syntaktisch-morphologischen Merkmalbündeln auf der einen und deren phonologischer Repräsentation auf der anderen Seite bei lexikalischen Formativen, d. h. mit anderen Worten: die Forderung nach der einen und einzigen Tiefenstruktur bei Morphemvarianten wie [vən-], [vj̃-], [vj̃en-], [ṽ-] usw. Bei Gertner führt sie zu der originellen Regelfolge R 80, R 81. Auch die Verstöße gegen phonologische Natürlichkeitsbedingungen (vgl. R 29, R 80, R 81, R 8 jede für sich und in ihren Ordnungsbeziehungen) sind ihm – vom generativen Standpunkt aus – allenfalls als Mangel an *bon sens* anzukreiden, hier ist die Forschung erst in den letzten vier bis fünf Jahren sehr aktiv geworden. In den Bereich der Regelformulierung fallen auch zwei technische Verfahren, die meines Wissens zu keiner Zeit theoretisch begründet waren: die Hereinnahme der Strukturbeschreibung in die Strukturveränderung (also in R 29 -sez → -stəz statt der üblichen Form e → tə / -s_z), die den Unterschied zwischen Alternanz und Suppletion verwischt, sowie Regelblockierungsregeln wie R 49a statt Regelmerkmalen im Lexikon. Als metatheoretisches Prinzip ist noch die meines Wissens ebenfalls singuläre Bewertungsmetrik auffällig: nicht die Zahl der Merkmale, sondern die Zahl der Regeln soll minimalisiert werden (p. 14), gleichgültig wie komplex die Regeln sind⁵.

Wie man sieht, war Gertners Arbeit auch zum Zeitpunkt ihres Entstehens theoretisch nicht à jour, was um so schwerer wiegt, als der Wert der generativen Morphologie angesichts ihres im allgemeinen bestens bekannten Datenfeldes mit der Erklärungsqualität steht und fällt. Um so ärgerlicher, wenn der Verfasser, wohl aus orthographischen Mißverständnissen, p. 29 dem Verbtyp *céder* das [ɛ] im Futur abspricht und die Vokalharmonisierung beim Verbtyp *aimer* ([ʒem], aber [eme]), die einzige produktive Verb-Alternanz im modernen Französischen also, nicht zur Kenntnis nimmt. Das ist schade, weil Gertner sonst für einen generativen Grammatiker erfreulich undogmatisch an die Empirie herangeht, neben den Standardgrammatiken auch Sprachstatistik und sprechsprachliche Direktinformation benützt und sich statt mit hochkomplexen und lückenhaften Regeln auch mit einfachen, aber vollständigen Listen zufriedengibt, wenn es die Vernunft gebietet.

Wolfgang Börner



WILHELM PÖTTERS, *Unterschiede im Wortschatz der iberoromanischen Sprachen*. Beitrag zu einer vergleichenden spanisch-portugiesischen Semantik, Diss. Köln 1970, 458 p.

Jakob Jud hat seinen berühmten Artikel *Problèmes de géographie linguistique romane*¹ mit den Worten begonnen: «Si l'on aborde l'étude pratique de l'espagnol ou du portugais en prenant

WURZEL, *Studien zur deutschen Lautstruktur*, Berlin 1970 (*Studia Grammatica* 8). Aus der gleichen Zeit stammt eine kurze vergleichende Arbeit zur englischen und deutschen Morphologie: D. KASTOVSKY, *Studies in Morphology. Aspects of English and German Verb Inflection*, Tübingen 1971 (*TBL* 18).

⁵ Daß dieses Kriterium bei GERTNER de facto zugunsten von Symmetrie- und Isomorphieaspekten zurücktritt, läßt sich nachweisen. Bei einem weniger abstrakten Tiefenparadigma und mit Regeln, die links vom Pfeil auch Merkmalbündel wie [Sing, 2. Pers., 3. Pers.] erlauben, lassen sich die *chercher*- und *finir*-Verben durch erheblich weniger als 55 Regeln ableiten (mein eigener, nicht definitiver Versuch brachte 32).

¹ *RLiR* 1 (1925), 181–236.

comme point de départ l'italien ou le français, on est frappé des divergences lexicales qui existent entre l'ibéro-roman d'un côté et l'italien-français de l'autre». Das Urteil wird mit einer Liste von zwei Dutzend Wörtern gestützt, welche, in drei Kolonnen angeordnet (italienisch – französisch – spanisch), durchwegs das Zusammengehen des Italienischen und des Französischen gegenüber dem abweichenden Spanischen zeigen. Vom Portugiesischen ist nur im einleitenden Text die Rede. Die entsprechenden portugiesischen Wörter kann man aber ohne weiteres in die Liste einfügen, wie dies Serafim da Silva Neto getan hat². Dabei ergibt sich fast in allen Fällen Übereinstimmung zwischen Spanisch und Portugiesisch³. Iberoromanische Einheit ist also im lexikalischen Bereich eine Tatsache. Dies weiss natürlich auch Pötters, und er widmet – nach einer umfangreichen Bibliographie (p. 11–25) und einer Einleitung, die terminologischen und methodischen Fragen gewidmet ist (p. 27–42) – dieser Einheit einen ersten Abschnitt seiner Dissertation (p. 43–85). Dieser Teil bildet gewissermassen den Hintergrund, von dem sich die eigentliche Fragestellung der Arbeit abhebt. Der Autor fasst diese Fragestellung in zwei Punkten zusammen (p. 37):

1. Welchen klar umgrenzten identischen Begriffen entsprechen im normalen Wortschatz der spanischen und portugiesischen Hochsprache verschiedene Bezeichnungen?⁴
2. Welche Erklärungen lassen sich für diese Verschiedenheit im Hinblick auf Ursprung und Bedeutung dieser Wörter finden?

Die Antwort auf die beiden Fragen wird in den drei Hauptabschnitten 2–4 zu geben versucht: 2. Alte, in den Anfängen bereits angelegte Spaltung des iberoromanischen Wortschatzes (p. 87–146). 3. Auflösung ursprünglicher lexikalischer Einheit (p. 147–204). 4. Charakteristische Formen und Motive der eigenständigen lexikalischen Entwicklung der iberoromanischen Sprachen (p. 205–390). Das sehr umfangreiche mit ungeheurem Fleiss zusammengetragene Material ist so gesammelt worden, dass der Wortschatz der beiden untersuchten Sprachen anhand des Begriffsystems von Hallig-Wartburg miteinander verglichen wurde. Zu den sich nicht deckenden Bereichen wurde darauf die wissenschaftliche Literatur aufgearbeitet, und das Material wurde – im Sinne einer groben Gliederung – auf die drei genannten Abschnitte verteilt. Diese Verteilung vermag jedoch nicht immer ganz zu überzeugen. Bei einem ersten Schritt folgt man allerdings Pötters gerne und ohne Bedenken: Durch gewisse Substratwirkungen und die verschiedenen Formen und Zeiträume der Romanisierung war schon in lateinischer Zeit eine Ausgliederung vorhanden, welche später als Grundlage für die spanisch-portugiesische Sprachgrenze dienen konnte⁵.

² Cf. *História da Língua Portuguesa*, Rio de Janeiro 1970, p. 211.

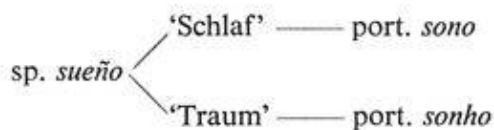
³ Einen Fall, wo das Portugiesische mit dem Italienischen und Französischen gemeinsam gegen das Spanische steht (*cane – chien – perro – cão*) hat SILVA NETO weggelassen. In zwei anderen Fällen gibt er für das Portugiesische einen Worttypus an, der in keiner der anderen Kolonnen steht: *prugna – prune – ciruela – ameixa* und *tropo – trop – demasiado – bastante*. Der zweite dieser Fälle ist jedoch in der vorliegenden Form nicht annehmbar. In der portugiesischen Kolonne müsste vielmehr *demais* stehen, welches in der Basis mit dem spanischen *demasiado* identisch ist, auch wenn es sich in der Wortbildung und auch im syntaktischen Verhalten von ihm unterscheidet.

⁴ Unter «iberoromanischen Sprachen» (cf. Titel) werden also nur Spanisch und Portugiesisch verstanden. Das Katalanische ist stillschweigend ausgeschlossen und wird auch nur ganz selten zum Vergleich herangezogen. Zur Problematik der Stellung des Katalanischen gerade unter dem von PÖTTERS gewählten Gesichtswinkel cf. jetzt das ausgezeichnete Buch von G. COLÓN, *El léxico catalán en la Romania*, Madrid 1976.

⁵ Unterschiede aufgrund von Substratwirkung sind zum Beispiel *roble – carvalho, cuna – berço, brezo – urze*, Unterschiede auf rein lateinischer Grundlage *temblar – tremar, escupir – cuspir* etc. Ich würde meinen, daß auch die Geschlechtsunterschiede in Wortpaaren wie *miel – mel, hiel – fel*,

Die in spätlateinischer Zeit angelegten Unterschiede wurden nun in der weiteren Entwicklung verstärkt, einerseits durch Fremdeinflüsse (Entlehnungen), andererseits durch unterschiedliche Neuerung innerhalb des lateinischen Wortgutes selbst. Ich würde meinen, eine gesonderte Darstellung dieser beiden Grundstränge – je in chronologischer Anordnung und selbstverständlich stets auch unter dem Gesichtswinkel der Zerstörung einer ursprünglichen Einheit – vermöchte ein übersichtlicheres Bild zu geben als Pötters Darstellung, wo in allen drei in Frage stehenden Teilen Entlehnungen behandelt werden, wo in Abschnitt 3 und 4 von latinisierendem Einfluss bzw. gelehrtem Wortgut die Rede ist, wo eigenständige Wortprägungen der beiden Sprachen sowohl in Abschnitt 3 als auch in Abschnitt 4 zur Sprache kommen⁶. Gerade die Zusammenfassung der Neuprägungen mit lateinischem Wortgut würde gewisse Tendenzen noch deutlicher in Erscheinung treten lassen, als dies bei Pötters der Fall ist. Die Neuprägungen erstrecken sich vom Spätlatein bis in die Neuzeit. In einer ersten – spätlateinischen – Phase war wohl der portugiesische Raum aktiver⁷. Im Mittelalter und in der Neuzeit ist hingegen das Spanische wesentlich aktiver, wobei Wortableitungen im Vordergrund stehen⁸.

Es ist nicht möglich, in dieser Besprechung auch nur annähernd einen Eindruck von der grossen Fülle des Stoffes zu vermitteln, der in dieser Dissertation verarbeitet ist und klar – gelegentlich freilich in etwas ermüdender epischer Breite – dargestellt wird. Auf einen besonders interessanten Aspekt möchte ich zum Abschluss jedoch noch eingehen. Fast am Ende des Buches bespricht Pötters «Abweichungen in der semantischen Struktur einiger spanisch-portugiesischer Seitenstücke» (p. 358–379). Dabei kommen Fälle zur Sprache wie



Der besonders komplexe Fall sp. *ala* – *asa* / port. *asa* wird dabei nur andeutungsweise erwähnt, nachdem er in anderem Zusammenhang besprochen worden war⁹. Man könnte den Fall nach Pötters Angaben so darstellen

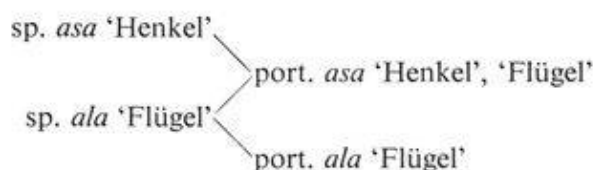
sal – *sal*, *leche* – *leite*, *sangre* – *sangue*, *dolor* – *dor*, *color* – *cor*, *árbol* – *árvore*, *costumbre* – *costume*, die PÖTTERS im letzten der drei genannten Teile bespricht, in diesen Zusammenhang gehören. Nach Ausweis der romanischen Sprachen bestanden hier schon in spätlateinisch-gemeinromanischer Zeit verschiedene Tendenzen (cf. G. ROHLFS, *Romanische Sprachgeographie*, München 1971, p. 47–50), wobei Spanisch und Portugiesisch eine unterschiedliche Wahl trafen, zum Teil allerdings nach längerem Schwanken (cf. etwa *dolor*, *color* im Altspanischen).

⁶ Es muss jedoch hervorgehoben werden, dass PÖTTERS in einem Anhang (p. 393–407) durch übersichtliche Zusammenstellungen die Nachteile seiner Anordnung einigermaßen wettmachen kann.

⁷ Cf. die Bezeichnungen für die Wochentage sowie Wörter wie *esquecer* gegenüber *olvidar*, *fechar* gegenüber *cerrar*, *ontem* gegenüber *ayer*, *panela* gegenüber *olla* etc.

⁸ Cf. etwa *pañuelo* gegenüber *lenço*, *calcetín* gegenüber *peúga*, *platero* gegenüber *ourives*, *rodilla* gegenüber *joelho*, *panal* gegenüber *favo*, *llenar* gegenüber *encher* etc. Dass durch solche Entwicklungen das Spanische gegenüber dem Portugiesischen zu einem grösseren Prozentsatz an «mots motivés» gelangt, wird von PÖTTERS sehr zutreffend vermerkt (cf. p. 219–220 et passim). Gegenbeispiele wie *pesebre* – *manjedaira* sind verhältnismässig selten.

⁹ Cf. § 138, p. 184. Zur etymologischen Grundlage von port. *asa* ‘Flügel’ ist jetzt zu berücksichtigen: H. MEIER, *Phantasie des Volkes und Phantasie der Etymologen*, in: *In Memoriam António Jorge Dias*, II, Lisboa 1974, p. 317–337; zu *asa* p. 326–330.



Damit ist aber die ganze Komplexität noch nicht eingefangen. Unter Weglassung der Bezeichnungen für 'Henkel' ergibt sich etwa folgendes Bild:

Teil von	Spanisch	Portugiesisch
– Vogel	<i>ala</i>	<i>asa</i>
– Flugzeug	<i>ala</i>	<i>asa</i>
– Nase/Ohr	<i>ala (aleta)</i>	<i>asa</i>
– Gebäude	<i>ala</i>	<i>asa ala</i>
– Heer	<i>ala</i>	<i>asa ala</i>
– Fussballmannschaft	<i>ala</i>	<i>asa ala</i>
– Partei	<i>ala</i>	<i>ala</i>
– Windmühle	<i>aspas</i>	<i>asas aspás</i>
– Hut, Dach, Tisch	<i>ala (alero)</i>	<i>aba</i>

Auch diese Zusammenstellung ist bei weitem noch nicht vollständig¹⁰. Sie zeigt aber doch bereits, wie ungeheuer kompliziert eine «vergleichende Semantik»¹¹ zwischen Spanisch und Portugiesisch wäre, welche nicht vorwiegend onomasiologisch orientiert ist, sondern semasiologisch. Dass Pötters – wenn auch mehr am Rande – auf diese ebenso schwierige wie interessante Perspektive ebenfalls hingewiesen hat, gehört mit zu den Verdiensten seiner Dissertation.

G. H.

★

DON JUAN MANUEL, *Libro de los estados*. Edited with introduction and notes by R. B. TATE and I. R. MACPHERSON, Oxford (The Clarendon Press) 1974, C + 322 p.

La importancia del *Libro de los estados (L.e.)* estaba desde hacía tiempo reconocida. No existía, sin embargo, una edición satisfactoria¹. El trabajo de R. B. Tate y de I. R. Macpherson, que han llevado a término la empresa iniciada por Ignasi González Llubera, muerto trágicamente en 1962, viene ahora a llenar esta laguna.

La introducción consta de las partes siguientes: a) descripción general del *L.e.* (p. XV–XXXIII); b) fondo histórico, fecha y composición (p. XXXIV–XLVII); c) el *L.e.* y la leyenda

¹⁰ Manche Verwendung von sp. *ala* und port. *ala/asa* bleibt unerwähnt, so vor allem auch feste Wendungen wie port. *fazer, abrir, formar alas, dar alas*. Ferner wird die Frage nach allfälligen Differenzierungen in jenen Fällen, wo zwei Formen angegeben worden sind, nicht beantwortet. Schliesslich werden alle zusätzlichen Wörter der Tabelle nicht weiter verfolgt: *alero, aspás, aba*.

¹¹ Diesen im Untertitel verwendeten Begriff hat PÖTTERS in der Einleitung (p. 37–38) erläutert. Er fasst unter «Semantik» Onomasiologie und Semasiologie zu einer Einheit zusammen.

¹ Las ediciones anteriores de GAYANGOS, BENAVIDES y CASTRO y CALVO no están a la altura deseable. V. en p. LXI–LXIII la crítica que de ellas hacen los editores.

de Barlaam y Josafat (p. XLVII–LIX); *d*) descripción del manuscrito y criterios de la edición (p. LIX–LXVI); *e*) lenguaje (p. LXVI–XCII); a ello hay que agregar seis árboles genealógicos (p. XCIII–XCVIII). El texto del *L.e.* ocupa las p. 1–289; notas (p. 291–304), bibliografía (p. 305–312) y glosario (p. 313–317) completan el conjunto.

Comentaremos por separado la introducción y el texto. En la parte *a* de la primera los editores estudian los condicionamientos de don Juan Manuel (estirpe, relación con la Iglesia, experiencia política y militar); su concepto de la educación, no identificable con el saber libresco; y su sometimiento a la concepción tomista del *duplex ordo rerum* al estructurar un libro cuyas dos partes tratan de la vida secular y de la religiosa. El lector, ganado por el interés mismo de la exposición, desearía ver más desarrollados dos puntos: 1) la afirmación, hecha de pasada (p. XVII), de que “the mechanics of teaching become part of the material taught”, lo que se corresponde con preocupaciones actuales de la teoría literaria; 2) la idea, básica en don J.M., de que todos los hombres pueden salvarse si se atienen no sólo a la Escritura sino a las exigencias de su *estado* o puesto en la sociedad, idea ésta que se inserta en un gran proceso histórico de secularización y racionalización que conduce al Renacimiento y que tiene como correlato el afán de hacer compatible la bienaventuranza ultraterrena con el ejercicio del poder acá en el mundo. En la parte *b* destacan las precisiones sobre la composición del *L.e.*: concebido primero como un tratado de los deberes del príncipe (lo que explicaría el título *Libro del infante*, usado, junto al definitivo, en el prólogo del libro I y eliminado en el del libro II), se fue incrementando con otros materiales (jerarquías inferiores de la sociedad, responsabilidades del emperador en la guerra, relación con los vasallos en tiempo de crisis), lo que condujo a una redistribución desequilibrada del conjunto. Así, el libro II, desgajado como entidad independiente al hacerse más extenso el libro I, se concibió para tratar en él los diversos *estados* de la Iglesia y de las órdenes religiosas, pero don J.M., tras ocuparse por extenso del Papa y de los dominicos, dejó el resto en estado esquemático, salvo en algunos aspectos que lo concernían directamente. En la parte *c* los editores se desenvuelven con alabable prudencia. La relación del *L.e.* con el *Barlaam y Josafat* se advirtió ya en tiempos de Menéndez Pelayo y fue éste el primero en analizarla. Tras resumir el estado de la crítica, y dado que no se puede afirmar taxativamente la existencia de una fuente árabe o hebrea, a los editores les parece más plausible considerar el *L.e.* como inserto en la tradición europea del tema². El punto *d* describe el manuscrito único (letra de la segunda mitad del siglo XV) en que se ha conservado el *L.e.* Los criterios editoriales se exponen con claridad y rigor, y están bien equilibrados entre el inexcusable respeto al texto y las exigencias de la lectura fluida. La parte *e*, por último, dedicada al lenguaje, distingue ortografía, fonología y morfología, renunciando a la sintaxis (p. LXVI) por razones de espacio. Hay que alabar aquí el mismo orden y claridad con que se exponen los criterios de la edición. El lenguaje de la copia del XV es en realidad poco relevante, pero los editores cumplen con su deber al determinar científicamente su naturaleza.

En cuanto al texto, al hilo de la lectura hemos advertido algunos descuidos, cuya corrección proponemos. Se trata de los siguientes:

	dice	debe decir
32,13	<i>queredes</i>	<i>querades</i>
35,10	<i>entiendo</i>	<i>en siendo</i>
40,9	<i>non fazía mengua</i>	<i>non le fazía mengua</i>

² «The substance deriving from the *Barlaam* is bounded firmly by chapters I–XLVII» (p. XLII). V. especialmente p. LVIII–LIX sobre la relación entre el *L. e* y el *Barlaam*.

	dice	debe decir
43,2	<i>un tienpo et en una</i>	<i>un tienpo en una</i>
47,31	<i>se salen</i>	<i>se saben</i>
48,22	<i>llamen reptilias</i>	<i>llaman reptilias</i> (como en 48, 21)
49,5	<i>oviese aver</i>	<i>oviese a aver</i>
50,34	<i>mandan</i>	<i>manda</i>
54,2	<i>les dio</i>	<i>vos dio</i>
55,13	<i>fe que quiere</i>	<i>fe quiere</i>
56,13	<i>convienen</i>	<i>conviene</i>
98,6	<i>un ves</i>	<i>una ves</i> ³
100,13	<i>ibeedes</i>	<i>í beedes</i>
114,13	<i>Dios consintria</i>	<i>Dios non consintria</i>
149,2	<i>troxieron</i>	<i>troxieren</i>
172,31	<i>acresçer</i>	<i>acaesçer</i>
173,29	<i>cunplen</i>	<i>cunple</i>
257,15	<i>puede[n] dest[r]echar</i>	<i>pued[an] dest[r]echar</i> ⁴
269,29	<i>al papa</i>	<i>el papa</i>
280,26	<i>sinon</i>	<i>si non</i>
280,28	<i>en estos yerros</i>	<i>caer en estos yerros</i>

Otros descuidos, seguramente tipográficos: 23,16: *le talante* por *el talante*; 30,8: *derechudera* por *derechurera*⁵; 41,24: *le infante* por *el infante*; 46,35: *todo* por *todos*; 53,19: *El la secta* por *Et la secta*; 53,34: *menguadso* por *menguados*; 94,6: *deteas* por *destas*; 126,23: *guerraao bolliçio en latierra* por *guerra o bolliçio en la tierra*.

Señalaremos también algunos descuidos de acentuación y puntuación. Acentuación: *comme* debe ser *cómo* en 19,12; 48,2 y 4; 65, 26-27; 75,8; 160,14; 268,18. *Quanto* debe ser *quánto* en 48,5 y 243,16. Otros casos: 33,9: debe ser *acertáremos* y no *acertaremos*; 73,5: *en él de muy* y no *en el de muy*; 80,30: *dioles* y no *dióles*; 99,26: *qué deve* y no *que deve*; 279,11: *fable* y no *fablé*. Puntuación: 20,6: *Turín, que* y no *Turín que*; 25,17: *resurrection, que* y no *resurrección que*; 30,19: *somos, que* y no *somos que*; 31,15: *cavallería, en que* y no *cavallería en que*; 32,2: *que vale más deve* y no *que vale más, deve*; 38,20: *acaesçiera así: que* y no *acaesçiera así que*; 40,14: *terçer día, que* y no *terçer día que*; 42,33: *en ley, ca Turín* y no *en ley ca Turín*; 48,32: *paraíso, sienpre* y no *paraíso; sienpre*; 55,12: *leys, para salvar* y no *leys para salvar*; 65,32: *grave, ca* y no *grave ca*; 67,22-23: *corporalmente, que* y no *corporalmente; que*; 70,16: *rrazón, que* y no *rrazón que*; 70,21: *ley, aún* y no *ley; aún*; 74,6: *Et por ende* y no *Et, por ende*; 83,32: *obras, bien* y no *obras; bien*; 100,14: *que, oyendo* y no *que oyendo*; 100,17: *sus ojos, que* y no *sus ojos que*; 109,15: *guisa: lo* y no *guisa; lo*; 122,22: *don Johan, aquel* y no *don Johan aquel*; 126,8: *dormir conviene* y no *dormir, conviene*; 131,22: *dizen, e es* y no *dizen e es*; 142,8: *contrarios, bien* y no *contrarios; bien*; 219,26: *¡qué* y no *que*; 266,27: *el papa que* y no *el papa, que*.

En el glosario, por último, se advierte cierta contradicción con lo que los editores afirman al principio (p. 313): “We assume that those who consult this glossary have some knowledge of medieval Spanish.” De hecho, la mayoría de las palabras incluidas en él no plantean

³ Si no se corrige así, como los editores proponen (p. LXXXII) para 136, 12, tendríamos dos casos de artículo femenino *un*.

⁴ El subjuntivo parece preferible.

⁵ Cf. *derechurero* en 36, 28 y *derechuraramente* en 53, 15.

problema a los lectores familiarizados con el español medieval e incluso están recogidas en la última edición del diccionario académico. Un criterio selectivo aproximadamente equivalente tendría que haber incluido *de buena mente* ‘de buena gana’ (29,1), *escuredumbre* ‘oscuridad’ (50,7); *demu[ni]ado* ‘endemoniado’ (100,13), *remeter* ‘ejecutar, llevar a cabo’ (124,9), *egemos* ‘máquinas de guerra’ (153,6), *desoy* ‘desde hoy, desde ahora’ (184,33), *apostado* ‘adornado’ (243,10), *apostamiento* ‘adorno, boato’ (264,33) y *croça* ‘báculo’ (278,6).

Queremos, para terminar, dejar constancia de que estas observaciones de detalle, e incluso otras que pudiesen advertirse, no invalidan una edición cuya lectura y consulta está llamada a ser muy útil para los estudiosos de la Edad Media española.

Luis López Molina



ELISABETH RUDOLPH, *Das finale Satzgefüge als Informationskomplex. Analysen aus der spanischen Literatursprache*, Tübingen (Niemeyer) 1973, VIII + 151 p. (*Beih. ZRPh. 138*).

Die Verfasserin dieser Studie hat sich zum Ziel gesetzt, das finale Satzgefüge im Spanischen einer möglichst exhaustiven Analyse zu unterziehen; die Beschreibung soll dabei sowohl formale als auch inhaltliche Aspekte berücksichtigen. Wie immer, ist allerdings auch hier die Abgrenzung formal/inhaltlich außerordentlich problematisch. Zu den formalen Faktoren werden Konjunktionen, Modus und Tempus gezählt – nur: es handelt sich dabei ja um Moneme, Zeichen, und damit gleichzeitig um Inhalte. Andererseits soll die Semantik referentiell aufgefaßt werden (p. 3)¹, womit eine Analyse der Inhalte *strictu sensu* gerade umgangen wird. Ungeachtet dieser Problematik soll in der Arbeit versucht werden, die Konstanten der finalen Satzgefüge zu ermitteln. Diese Invarianten werden allerdings nicht als Bauplan auf *langue*-Ebene gesehen²; vielmehr wird von einem Korpus (Σ -parole im Sinne Hegers) ausgehend nach den mehr oder weniger regelmäßig auftretenden Zügen gefragt, wobei Abweichungen hinsichtlich des einen oder andern Kriteriums im Einzelfall durchaus zugelassen sind: die Analyse bewegt sich somit auf der Ebene der Norm (Coseriu).

Die Arbeit beginnt mit einer kurzen Einleitung (p. 1–6), auf die zwei durch eine Art Überleitung von einander getrennte Hauptkapitel folgen (p. 7–52, 53–69, 70–126); daran schließen ein Zusatzkapitel über Varianten und Grenzfälle (p. 127–44) und eine Zusammenfassung an (p. 145/46). Leider ist die Gliederung in der Arbeit selbst nicht ebenso übersichtlich, was einerseits auf eine nicht genügend differenzierende Typographie der Titel zurückzuführen ist, andererseits aber auch der Verfasserin angelastet werden muß, die auf jedes Gliederungssystem verzichtet hat – ein nicht gerade leserfreundliches Vorgehen, das oft zu Verwirrung und Verlust des Überblicks führt.

In der Einleitung (p. 2 ss.) wird der Leser zuerst über das Korpus orientiert, das rund 1700 Belege umfaßt; davon sind 30% dem Asp., 30% der Klassik und 40% dem 19./20. Jh. zuzurechnen. In einer kurzen Skizze der theoretischen Position³ wird dem erstaunten Leser

¹ Es bleibt allerdings beim Anspruch, eine referentielle Semantik zu betreiben; alles was sich an semantischen Aussagen in der Arbeit findet, ist vollkommen traditionell und weit entfernt von jeder Referenzsemantik.

² Man kann die Arbeit deshalb mit der Verfasserin als «nicht...systemorientiert» bezeichnen; sie deshalb aber «problemorientiert» zu nennen, ist unsinnig: auch eine Analyse auf Systemebene befaßt sich mit sprachlichen (linguistischen) Problemen.

³ Cf. auch oben.

dann verkündet, auf eine Differenzierung nach Epochen und Jahrhunderten könne verzichtet werden, da diese im Falle des untersuchten Problems nichts einbringe. Kaum befriedigender ist der anschließende, sehr kurz gehaltene Forschungsbericht.

Im ersten Hauptkapitel werden dann die «formtypischen» Merkmale Konjunktion, Konjunktiv und Tempussetzung analysiert. Wichtigste finale Konjunktionen wären *que*, *por que* und *para que*, wobei *que* vom 12.–14. Jh., *por que* vom 13.–17. Jh. und *para que* vom 14.–20. Jh. mit höherer Frequenz auftreten würden; weitere Konjunktionen wie *a fin de que*, *como*, *a que*, *por amor que*, *por entencion que* usw. könnten wegen ihrer niedrigen Frequenz vernachlässigt werden, zumal sie auch funktionell keine Sonderstellung hätten. Was die Modussetzung angeht, so wäre der Konjunktiv konstant, und auch in der Tempusgebung könnte man eine sehr große Regelmäßigkeit beobachten: im Rahmen der Konkordanzregel würden fast ausschließlich die «Tempora der Gleichzeitigkeit» verwendet, d. h. je nach dem Obersatztempus «Konj. Präs.» oder «Konj. Impf.». – Im Bereich der «sinntypischen» Merkmale unterscheidet die Verfasserin zwischen einem «äußeren» und einem «inneren» Netz. Das äußere Netz wäre durch relativ geringe Toleranzen hinsichtlich der folgenden, weitgehend interdependenten Faktoren gekennzeichnet: «semantisch» gesehen muß der übergeordnete Satz eine Voraussetzung, der Finalsatz eine Zielvorstellung zum Ausdruck bringen und beide müssen über eine (lokutoriale oder protagonistische) Willensmanifestation mit einander verkettet sein (p. 97 ss.); in «logischer» Hinsicht muß die Obersatzhandlung ein Ziel haben, die Finalsatzhandlung auf einer Voraussetzung beruhen (einen Anfang haben), wobei die «informativische» Kasualitätsrelation als Ursache '(OS)→Wirkung (FS)', die «kombinatorische» Kasualitätsrelation als 'Zielvorstellung (FS)→Motiv (OS)' dargestellt werden könnte; in temporaler Hinsicht schließlich müßte der Finalsatz immer nachzeitig zum Obersatz sein. Im «inneren» Netz wären die Toleranzen relativ groß, wobei vor allem im Finalsatz die Normabweichungen recht häufig sind. Als zu berücksichtigende Faktoren wären hier die Art des Geschehens und der Träger des Geschehens zu nennen (sowohl OS wie FS). Was die Art des Geschehens angeht, so dominiert der Typus 'Handlung (OS) Handlung (FS)' ganz eindeutig, während der Typ 'Zustand-Zustand' sehr selten ist und die Mischtypen ('Zustand-Handlung' und 'Handlung-Zustand') eine Mittelstellung einnehmen⁴. Was den Träger des Geschehens angeht, so ist der Typus 'Person-Person' eindeutig dominant, während 'Sache-Sache' kaum vorkommt und die Mischtypen wieder eine Art Mittelstellung bei relativ niedriger Frequenz einnehmen⁵.

Die vorliegende Studie hat zweifellos das nicht gering zu achtende Verdienst, die sorgfältigste und umfassendste Studie des spanischen Finalsatzes zu sein, die bis heute gibt, und man kann ihr sicher auch bis zu einem gewissen Grade Modellcharakter für weitere Untersuchungen dieser Art zuerkennen. Andererseits dürfen aber auch eine Reihe von Schwächen nicht verschwiegen werden. Im theoretischen und methodischen Bereich wäre vor allem darauf hinzuweisen, daß nicht bzw. nicht genügend konsequent zwischen *parole*, Σ -*parole*, *Norm* und *langue* geschieden wird, ja diese Begriffe überhaupt nicht in die Diskussion gebracht werden; eine Zuordnung der Resultate zu diesen Bereichen hätte viel zu einer Differenzierung und weiteren Klärung beigetragen. Eine gewisse Sorglosigkeit gegenüber den theoretischen Bemühungen läßt sich auch darin erkennen, daß *que* einfach als Zeichen für die logische Verbindung von Sätzen bezeichnet wird (p. 11): der Translationsbegriff Tesnières und sein Satzpositionenmodell werden nirgends angesprochen. – Erstaunen muß auch die

⁴ Cf. die Tabellen RUDOLPH, p. 65, 83; für weitere Differenzierungen in den Bereichen 'Handlung' und 'Zustand' cf. RUDOLPH, p. 77 ss.

⁵ Cf. die Tabelle bei RUDOLPH, p. 67.

Behauptung auslösen, der spanische Finalsatz gehe – trotz dem Verlust von *ut* – auf den lat. Finalsatz zurück, denn der Ausdruck der Finalitätsrelation sei immer möglich gewesen (p. 11/12). Nur: müßte man in diesem Fall nicht den Finalsatz in andern Sprachen (Dt., Engl., Russ. usw.) etwa auch auf das Lat. zurückführen? Die Argumentation ist deshalb unhaltbar, weil die Finalität eine «universelle» Kategorie ist⁶, oder besser: weil ihr im Rahmen eines bestimmten Kulturkreises und seiner Sprachen im Sinne Hjelmslevs *genereller* Charakter zukommt. – Nicht zu befriedigen vermag ferner, daß der Finalsatz isoliert betrachtet wird und nicht auch andere Möglichkeiten zum Ausdruck der Finalität gleichrangig mitberücksichtigt werden: zwar werden die finalen Infinitivkonstruktionen⁷ verschiedentlich erwähnt, aber nicht einer entsprechenden Analyse unterzogen, und die parataktischen Konstruktionen fehlen überhaupt. In diesen Zusammenhang gehört auch, daß nicht versucht wird, ein funktionelles System der verschiedenen Konstruktionen für die einzelnen Epochen zu entwickeln, wie dies z. B. Ebnetter und Gessner für den modernfranzösischen Kausalsatz getan haben⁸. Wenn die Verfasserin nicht einfach behaupten würde, es gebe keine funktionelle Differenzierung zwischen den verschiedenen Konstruktionen⁹, sondern vielmehr nach einer solchen suchen würde, hätte sie sie auch gefunden; überdies hätte sie sehr bald erkennen müssen, daß auf eine Epochengliederung nicht verzichtet werden kann: das Auftreten und Verschwinden bestimmter Konjunktionen und Konstruktionstypen impliziert auch eine Veränderung des funktionellen Systems. – Schließlich ist es auch nicht möglich, «Konj. Präs.» und «Konj. Impf.» einfach als «Tempora der Gleichzeitigkeit» zu bezeichnen (p. 34/35): wenn auch die Konjunktivarbeiten der letzten Jahre nicht zu einer *unité de doctrine* geführt haben, so ist man sich doch zumindest darüber einig, daß die beiden Formen in den Bereichen '—Vergh.' und '+ Vergh.' gerade *nicht* nach Gleichzeitigkeit und Nachzeitigkeit differenzieren¹⁰!

Was die «formtypischen» Merkmale angeht, so sind ebenfalls Vorbehalte anzumelden. Die Verfasserin betrachtet nachwievor die *-ra*-Form (und auch die *-re*-Form) als Konjunktiv (p. 35 ss.); die Tatsache, daß sie sich erst seit dem 17. Jh. im Finalsatz findet, soll beweisen, daß hier ein Übergang vom ursprünglichen Indikativ zum Konjunktiv stattgefunden hat. Diese Argumentation geht an der Tatsache vorbei, daß die *-ra*-Form auch heute noch in Konstruktionen nachgewiesen werden kann, wo sie eindeutig die Funktion eines Ind. Plq. perf. hat: die *-ra*-Form *ist* eine Form des Ind. und tritt nur dort mit dem Konj. in Konkurrenz, wo sie im Rahmen einer Tempusmetapher eingesetzt wird¹¹. Angesichts dieser Tatsache läßt sich auch die Behauptung nicht mehr aufrecht erhalten, im sp. Finalsatz stehe *immer* der Konj.: er steht nur *meistens*, denn die *-ra*-Form ist selten. – Unbefriedigend ist auch die Behandlung der Fälle mit «abweichender» Tempussetzung (p. 42 ss.). Da die Verfasserin von einer rein mechanischen Konkordanzregel ausgeht, lassen sich Fälle mit «Konj. Präs.» nach einem Vergangenheitstempus und «Konj. Impf.» nach gegenwärtigem oder zukünftigem Obersatz nur als regelwidrig auffassen. Bei näherem Zusehen zeigt sich jedoch, daß die Konkordanz eben keinen mechanischen Charakter hat, sondern nur einen sehr hochfrequenten Normtyp darstellt. Abweichungen von diesem «Normalfall» sind keineswegs

⁶ Cf. auch RUDOLPH, p. 71.

⁷ Es ist allerdings nicht statthaft, von einem «finalen Infinitiv» zu sprechen: der Infinitiv ist nichts weiter als Infinitiv, final ist der Kontext. Es zeigt sich hier eine ungenügende Scheidung der verschiedenen sprachlichen Hierarchieebenen.

⁸ Cf. TH. EBNETTER–M. P. GESSNER, *La causalité en français parlé*, *TraLiLi*. 12/1 (1974), 325–46.

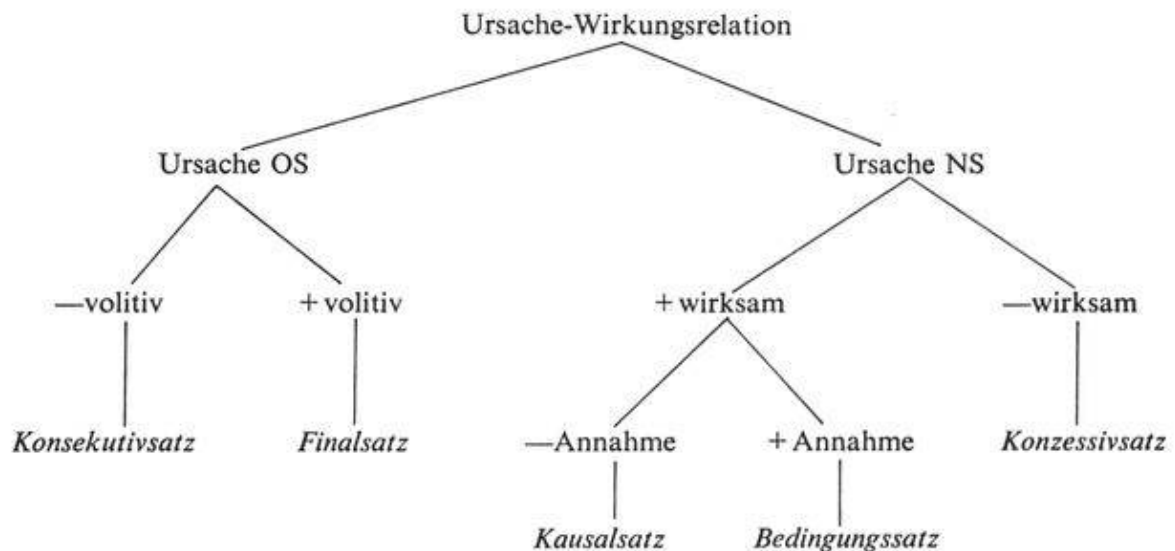
⁹ Cf. RUDOLPH, p. 18 u. passim.

¹⁰ Cf. vor allem P. WUNDERLI, *Modus und Tempus*, Tübingen 1976, p. 52 ss.

¹¹ Cf. WUNDERLI, *Modus und Tempus*, p. 68 ss. und die dort p. 69 N 46 angegebene Literatur.

regel- oder systemwidrig, sondern ohne Schwierigkeiten aufgrund der Systemwerte der eingesetzten Einheiten und der spezifischen Informationskonstellation erklärbar: bei «Konj. Präs.» nach einem Vergangenheitstempus haben wir entweder einen für den Sprecher noch zukünftigen Finalsatzinhalt, einen omnitemporalen Finalsatzinhalt oder dann eine Eventualität (>Tempusmetapher) im Obersatz – die Markierung unterschiedlicher Tempusstufen ist somit nichts weiter als sinnvoll; bei «Konj. Impf.» nach einem gegenwärtig-zukünftigen Obersatz liegt entweder ein vergangenheitsbezogenes (umgewertetes) «Perfekt» vor oder wir haben einen eventualen Finalsatzgehalt (>Tempusmetapher) – also auch hier wieder nicht den geringsten Widerspruch zum Grundwert der verwendeten Morpheme.

Der beste Teil der Arbeit ist zweifellos die Abgrenzung des Finalsatzes gegenüber den Kausal-, Konsekutiv-, Konditional- und Konzessivsätzen. Die Ergebnisse überzeugen. Zu bemängeln wären nur zwei Punkte. Einmal wird die ganze Gruppe von fünf Typen als «kausal» bezeichnet (p. 58), so daß der Terminus in einer weiten und einer engen Definition verwendet wird; es wäre wohl sinnvoller, im ersten Fall von einem «Ursache-Wirkungs-Gefüge» zu sprechen. Der zweite Mangel ist die fehlende Systematisierung der an sich guten Einzelbeobachtungen. Sie lassen sich im Rahmen eines Baumdiagrammes folgendermaßen darstellen, wobei die einzelnen Positionen als im Gefüge des *Out-puts* auftretende notwendige Merkmale aufzufassen sind:



Bei der Darstellung der «sinntypischen» Merkmale erweist sich die Klassifikation der Geschehensträger als problematisch (p. 67 ss.). Die Verfasserin klassiert nach «Personen» und «Sachen». Zu den Personen werden Menschen und Götter gezählt, unverständlicher Weise aber nicht personifizierte Abstrakta und Allegorien. Noch fragwürdiger ist die Zuweisung der Tiere zu den «Sachen». Der ganzen Klassifikation liegt offensichtlich die Merkmalopposition «± hum.» zugrunde, doch zeigt das Material, daß dieser Ansatz inadäquat ist; es ist vielmehr von «± animé» auszugehen, wodurch auch die Zahlen für die nicht normkonformen Fälle noch eine gewisse Reduktion erfahren würden.

Diese Vorbehalte machen wieder einmal deutlich, wie wichtig eine saubere theoretische Grundlegung für sprachwissenschaftliche Arbeiten ist; gerade in diesem Punkt vermag die Studie von Elisabeth Rudolph den heutigen Anforderungen verschiedentlich nicht zu genügen.

Peter Wunderli

MAURICIO MOLHO, *Sistemática del verbo español (aspectos, modos, tiempos)*, 2 vol., Madrid (Gredos) 1975, 779 p. (*Biblioteca Románica Hispánica* 230).

Entre los lingüistas que siguen la teoría de Gustave Guillaume, Mauricio Molho ha sido el que con mayor dedicación e inteligencia ha trabajado en el dominio del español, pero sus anteriores estudios, con todo su valor, quedan empujados ante esta monumental obra sobre el verbo español.

El propósito del libro, indicado en la introducción, es el «describir uno de los sistemas que integran el sistema general de la lengua española: el del verbo, y las consecuencias discursivas que produce, y cuya adecuada observación permite al analista restituir el ente sistemático oculto de donde emanan» (p. 9).

El método seguido consiste en partir de unos cuantos «axiomas» y postulados muy generales, con los cuales construye el autor una tesis a partir de la que se explican las entidades lingüísticas reales¹.

El subtítulo que lleva el libro (*aspectos, modos, tiempos*) corresponde, ciertamente, al núcleo central de la obra, pero no da idea de su riqueza. En la introducción y en una primera parte, *Los fundamentos teóricos del análisis* (p. 23–78), el autor plantea los postulados aludidos en los que funda su concepción teórica. Caracteriza aquí al verbo frente a otras partes del discurso (tanto el verbo como el adjetivo tienen incidencia externa, pero el primero hace referencia al tiempo) y dedica además un amplio espacio a la explicación de las oraciones nominales.

De los capítulos nucleares del libro, el primer estudio trata del aspecto (p. 81–192). El aspecto regula las condiciones de incidencia del verbo al tiempo. Molho distingue dos tipos de aspecto: uno endosemántico o léxico (que corresponde a la tradicional Aktionsart o cualidad de la acción) y otro exosemántico, el aspecto propiamente dicho.

El aspecto, según el autor, escinde el verbo en dos partes: el acontecimiento se concibe en su duración o más allá de su duración – aspecto inmanente frente a aspecto trascendente – y la oposición se significa por la presencia o ausencia del auxiliar *haber*².

El aspecto trascendente llega a construir un pasado especial, intrínseco del acontecimiento, que puede desdoblarse y crear entre sus dos estadios sucesivos una cierta cronología nocional. De ahí se derivan numerosos efectos de sentido que Molho examina con precisión.

El autor se ocupa también de la diacronía del aspecto, atendiendo a dos fenómenos: el paso del sistema latino al español (p. 107–127) y la constitución del auxiliar (p. 128–192).

En latín, la imagen del tiempo se halla condicionada en el mismo proceso de formación por la representación del acontecimiento, infectivo o perfectivo, que la mente inscribe en esa imagen, es decir, se trata de un sistema basado en el aspecto endosemántico de suerte que no es posible abstraer la representación del tiempo de la forma infectiva o perfectiva del aconteci-

¹ De estos axiomas, el primero es que la mente constructora de un sistema lingüístico sólo puede operar reduciendo lo que concibe a binaridades contrastivas y cuando dos elementos se oponen se establece entre ellos una ordenación de sucesividad. El segundo axioma es que «la lengua es substancia bajo forma: ninguna substancia se deja concebir sino es como la involuta de una forma envolvente que la aprehende, como tampoco puede concebirse una forma que no fuera la forma de una substancia efectivamente aprehendida» (p. 16).

Aparte de estos axiomas, el método utilizado no es el propiamente axiomático – de razonamiento siempre deductivo – sino, lógicamente, el método reductivo científicamente generalizado.

² Para MOLHO no es aspectual la oposición que existe entre *canté* y *cantaba*. Soluciona de esta manera la dificultad de distinguir dos tipos de aspecto que otros lingüistas encontraban. Cf. por ejemplo, EMILIO ALARCOS LLORACH, *Estructura del verbo español*, en: *Estudios de gramática funcional del español*, Madrid 1970, p. 78.

miento. Por eso, a cada tiempo «vivo», se opone un tiempo memorístico. El cambio de que es objeto el sistema tiene – según Molho – la causa en una generalización interior: en latín, el aspecto es menos del verbo que del acontecimiento, pero mediante un mayor esfuerzo de abstracción, el aspecto, devenido exosemántico, se desliga del acontecimiento haciéndose del verbo.

La historia de la concepción del nuevo aspecto trascente es la historia de la invención del auxiliar, la erección de *haber* como auxiliar en la expresión de ese aspecto trascendente. El autor interpreta este proceso como resultado de un movimiento que supone la ampliación de la «subducción» de *haber*. Llama «subducción» a la tendencia a suspender la ideación material (construcción del significado). Piensa, incluso, Molho que hay una correspondencia entre la pérdida del contenido semántico y la reducción física del significante de *haber* (p. 135–136). Se trata de atribuir a la semiología una importancia que desde nuestro punto de vista es probablemente exagerada. Sin embargo, no dudamos en reconocer tanto el papel que en el desarrollo de los sistemas morfológicos tiene la analogía, como que la entidad física de *haber* pueda resultar disminuida en virtud de su uso más frecuente como auxiliar, de acuerdo con la ley formulada por Guiraud de que la extensión de las unidades lingüísticas está en relación inversa a su frecuencia.

Por este progresivo proceso de desmaterialización de *haber* explica también el autor la sintaxis del auxiliar en relación con el participio (no nos parece, sin embargo, enteramente adecuada su comparación con el pronombre átono, cuya posición está determinada por razones rítmicas), la concordancia del participio y la generalización de *auer* frente a los restantes auxiliares.

Ya hemos indicado que el libro construye una tesis central a partir de la cual se desarrolla todo el sistema verbal. La clave explicativa es la creación de la imagen del tiempo, y dentro de ésta la construcción del presente, lugar en el que se combinan el antes y el después.

Uno de los postulados citados sobre el tiempo es que éste puede ser concebido de dos maneras:

- a) naciendo del infinito del futuro y cayendo hacia el pasado (tiempo decadente), o
- b) naciendo del pasado y alejándose hacia el futuro (tiempo ascendente).

Y un rasgo característico de las lenguas romances es que estos dos movimientos (*cinetismos*) del tiempo se reparten a ambos lados del presente. El tiempo queda así dividido por el presente en dos secciones, una ascendente α y otra descendente ω . Pero además, propone Molho que se divida longitudinalmente en otros dos niveles superpuestos: de incidencia³ α y de decadencia ω .

Las dos nociones de incidencia y decadencia – tomadas de Gustave Guillaume – son centrales en el libro. Se basan en el hecho de que todo acontecimiento tiene dos límites: uno inceptivo (de comienzo) (C) y otro conclusivo (F), y cada uno de los límites puede tomarse como referencia en la concepción de ese acontecimiento. Si el punto tomado como referencia es C, el tiempo se visualiza como descendente, si es F el tiempo se visualiza ascendente. Pero como es posible concebir dos tiempos, el del universo y el del acontecimiento, el resultado puede ser homogéneo o no serlo. En un mismo instante operativo es imposible

³ A pesar de la abundante creación o calco de neologismos (*vehicular*, *cronotipo*, *sinapsis*, etc.) cuyo fin es la designación inequívoca de las entidades aludidas, el autor utiliza este término central de *incidencia* con diferentes acepciones: habla, por ejemplo, de incidencia primaria o secundaria de las partes del discurso, pero también de incidencia (frente a decadencia) en la concepción de un acontecimiento.

forjarse dos concepciones del acontecimiento contradictorias. La excepción está en la concepción del presente, en el que se superponen lo devenido de un instante y su devenir.

En latín, el presente tiene una doble dimensión: al presente vivo se opone el presente memorístico. Al perder la dimensión memorística, el francés, por ejemplo, resume en el presente en un solo nivel las dos partículas (cronotipos) que funden lo vivo y lo memorístico, el tiempo ascendente y el descendente. El presente español, en cambio, y ésta es la idea central, instituye la verticalidad del tiempo sin anular la horizontalidad del latín, es decir, el presente reúne incidencia y decadencia, tiempo ascendente y descendente.

De la construcción del presente se deriva la de los restantes tiempos. En el modo indicativo, un acontecimiento concebido en el tiempo descendente, en el pasado, puede ser visualizado en la perspectiva de F, incidente. Será, entonces, un acontecimiento que se encamina a su devenir en el pasado, el llamado aoristo, *canté*. Por el contrario, si se concibe en la perspectiva de C decadente, es un acontecimiento que, por lo menos en una mínima parte, en un instante, está ya devenido: el imperfecto, *cantaba*.

Transportado sobre el tiempo ascendente, el futuro, ningún acontecimiento puede visualizarse devenido (el acceso de un acontecimiento a F pone término a su duración, que es consustancial con el futuro), pero sí es lícito concebirlo en incidencia comenzada, en perspectiva de posterioridad: se trata del futuro «tético», *cantaré*.

Molho incluye también en el indicativo a la forma en *-ría*. Se apoya para ello en el argumento ya tradicional de Bello, basado en el comportamiento de *cantaría* en oraciones subordinadas⁴, añadiendo, además, que la forma en *-ría* puede ser utilizada en oraciones interrogativas, a diferencia de los tiempos de subjuntivo que no tienen esta capacidad. Ambas razones prueban la no inclusión de la forma en *-ría* en el subjuntivo. Pero no contradicen, desde nuestro punto de vista, la posibilidad de erigir con *cantaría* un modo especial que se utiliza en las mismas oraciones subordinadas que el indicativo, así como en oraciones interrogativas (esto mismo sucede con el infinitivo, aunque se trata de un modo no personal), pero opuesto al indicativo en cuanto a su significado no real. En todo caso, esta hipótesis no supone necesariamente contradicción con lo planteado por Molho. No obstante, colocada – tal como pretende el autor – la forma en *-ría* dentro del indicativo, proporciona simetría al sistema y suministra la imagen de un acontecimiento que es concebido como decadente en un tiempo ascendente; pero como en el futuro esta decadencia nunca es real, resulta un tiempo concebido virtual, un futuro que, aún no iniciado, se perspectiva y posterioriza concebido desde su primer instante.

La otra parte fundamental del libro, la más rica en doctrina, en ejemplos y en interpretaciones – pero también por ello quizá la más vulnerable – es la que se ocupa del juego de los modos verbales y del modo subjuntivo en particular (p. 327–665).

Si en el modo indicativo la imagen del tiempo está bien construida gracias al presente separador, el subjuntivo opone la imagen de un presente indefinidamente extenso, incapaz de actuar como un generador de épocas. Hay dos cinetismos temporales, pero separados y sin que anterioridad o posterioridad se definan en relación con un punto temporal fijo. Se oscurece la separación entre el pretérito y el no pretérito mediante un desplazamiento del primero hacia el segundo: así es como las formas del subjuntivo español que se colocan

⁴ El argumento de BELLO (recogido en 453 de *Gramática de la lengua castellana* y reproducido por MOLHO, p. 324–325) puede ser considerado como distribucionalista. Pero con argumentos fundados también en la distribución, EMILIO ALARCOS LLORACH propone la creación de un modo especial con las dos formas en *-r-*, *cantaré* y *cantaría*, cf. EMILIO ALARCOS LLORACH, «*Cantaría*»: modo, tiempo, aspecto, en: *Estudios de gramática funcional del español*, Madrid 1970, p. 95–108.

en el plano del pretérito (*cantara, cantase*) pueden referirse a acontecimientos que se extienden hacia el futuro⁵.

En el capítulo titulado «El juego de los modos en la teoría de la expresión» (p. 361–545), de una singular riqueza, el autor examina el uso de este modo frente al indicativo.

El punto de partida es que en sintaxis hay una idea mirante y una idea mirada; en esta última la creación de la imagen temporal tropieza con el eje de intercepción que supone la primera. Es tal la construcción sintáctica que la idea mirada resultante se identifica en su cualidad con la idea mirante operativa (realidad, posibilidad, etc.).

En unos casos, la idea mirante está implícita: en las oraciones independientes. En otros, la idea mirante está explícita inscrita en un mecanismo de subordinación (no se incluyen los adverbios como ideas explicitadoras) y aquí Molho examina un material muy rico que casi constituye ya la *Sintaxis* cuya preparación anuncia.

La piedra de toque en la teoría del modo ha sido siempre la confrontación con los usos reales y el autor en este aspecto muestra agudeza y reflexión. No intenta nunca restringir su teoría a un número reducido de textos, sino que muy al contrario, dando ejemplo de gran honradez, multiplica las explicaciones y los ejemplos hasta un punto que para muchos puede parecer excesivo, pues proporciona al libro una longitud desmesurada.

Con todo, la teoría no deja de presentar algunas lagunas. En ciertas ocasiones, por ejemplo en el apartado referente a las oraciones concesivas, la explicación supone una cierta circularidad: las ideas mirantes hipotéticas inducen la aparición del subjuntivo, pero son ideas mirantes hipotéticas precisamente aquellas que exigen subjuntivo. Así escribe el autor: «si *aunque* es una mirada tética, los dos acontecimientos que la frase implica se inscriben en el horizonte de la actualidad», pero «basta que la intención expresiva, en lugar de percibir la adversatividad de los dos acontecimientos, procure concebirla, para que *aunque* se erija en idea mirante hipotética» (p. 516)⁶. Y esto no es propiamente solucionar el problema, sino traspasar a la conjunción las dificultades que existen para explicar el modo. Lo importante, nos parece, no es tanto determinar si el subjuntivo y los elementos que lo seleccionan tienen el mismo significado, sino encontrar para ese modo un significado que explique su uso en todas las construcciones en que aparece.

⁵ Este contenido temporal es también el propio de *cantaría* capaz de extenderse desde el pasado hasta un futuro indefinido.

⁶ Tampoco nos resulta convincente la explicación de las oraciones condicionales. En ellas, según el autor, la idea mirante reside en la partícula subordinante *si* pero en estrecha relación con el tiempo de la oración principal: cuando el verbo principal se inserta en el plano del pretérito, la conjunción se erigiría en idea mirante tética; si el verbo principal se adscribe a lo no pretérito, se constituye en idea mirante hipotética. Esto explica construcciones como:

*si hacía buen tiempo salía, o
si de este mundo fuera mi reino, mis ministros sin duda lucharían.*

Pero no es difícil encontrar ejemplos que contradicen la formulación de Molho:

*Si el vendedor obró de mala fe, deberá abonar al comprador los daños e intereses
(Código Civil, 1488)*

En este ejemplo, el verbo principal es futuro y, sin embargo, la conjunción *si* actúa como idea tética, con indicativo.

Pero también se da el caso contrario:

La pregunta pudo ser frívola, si no hubiera venido acompañada de un leve susto (ejemplo recogido por LIDIA CONTRERAS, *Las oraciones condicionales*, *Boletín de Filología de la Universidad de Chile* 15 (1963), 67.

Se trata de un verbo principal pasado que exige junto a la conjunción una idea mirante hipotética y, consiguientemente, subjuntivo.

Al estudio del funcionamiento general del subjuntivo sigue el análisis de cada uno de los tiempos de este modo (p. 546–665). Para Molho, el sistema del subjuntivo expresa cronologías nocionales y de ahí se deriva la *consecutio temporum*. Sin embargo, distingue una concordancia *a forma* en la que el verbo subordinado se vincula a la misma forma del verbo subordinante, y una concordancia *a materia* en la que el verbo subordinado se une a la materia semántica del subordinante (p. 560).

En el subjuntivo supone el autor dos tiempos ascendentes (*cante, cantare*) y dos descendentes (*cantara, cantase*), de tal suerte que – como hemos indicado – los descendentes pueden extenderse al campo de los ascendentes, pero no a la inversa. Advierte Molho la relación que existe entre *cantare* y *cantara* con imágenes temporales que en latín (y *cantara* incluso en español medieval) evocaban una completitud temporal⁷. Hay una oposición que resulta en cinetismo ascendente de la sucesión incompletitud/completitud y en el cinetismo descendente de la sucesividad inversa, de forma que la completitud supone extensión máxima en el tiempo ascendente y mínima en el descendente. A partir de esta doble construcción analiza el autor los efectos de sentido de *cante, cantare, cantara* y *cantase*.

Probablemente la parte más polémica del libro será ésta en la que se realiza el análisis de los tiempos de subjuntivo. Es dudosa la inclusión en el sistema del español actual de la forma *cantare*⁸. Ciertamente es utilizada dicha forma en textos jurídicos, aunque el Código Civil – utilizado por el autor en su examen – no es el mejor ejemplo (fue publicado en 1889 y recoge leyes parcialmente formuladas mucho antes), pero no parece – aunque esta afirmación debería ser comprobada mediante una encuesta – que se localice tal forma en otro tipo de lengua hablada o escrita de la actualidad. Es verdad que puede suponerse, al menos, una inclusión pasiva de *cantare* en el sistema verbal (es decir, que los hablantes aunque no la empleen pueden reconocerla atribuyéndole su valor), pero, ¿quién aseguraría que su reconocimiento por hablantes de cultura media o baja no se debe a la identificación de *cantare* con la forma en *-ra*⁹?

Además, hay que considerar la existencia de variantes facultativas en sintaxis tanto como en fonología. Y, excluyendo las restricciones sintácticas que impiden a *cante* y *cantare* concurrir en determinadas oraciones (estudiadas con detalle por Molho), la alternancia de dichas formas, o la misma alternancia de *cantare* con *canta*, o con *cantara* y *cantase* en textos jurídicos se debe a preferencias individuales motivadas por razones de estilo en muchas ocasiones (no repetición de formas idénticas en textos próximos).

Claro está que desde los presupuestos de los que parte el autor no puede concebirse una forma que no corresponda inequívocamente a una sustancia y por ello es difícil aceptar la

⁷ También *cantase* procede de una forma perfectiva del sistema latino, sin que ello parezca haber influido en su conceptibilidad.

⁸ La opinión contraria es mantenida por G. T. FISH, *The neglected tenses: hube hecho, indicative -ra, -re*, *Hispania* 46 (1963), 138–142.

En algunas zonas dialectales parece estar viva todavía la forma en *-re*, cf. GERMÁN DE GRANDA, *Formas en -re en el español atlántico y problemas conexos*, *Thesaurus. Boletín del Instituto Caro y Cuervo* 13 (1968), 3–22.

⁹ Es posible encontrar contraejemplos a la explicación de MOLHO. Por ejemplo, para demostrar la mayor extensión de *cantare*, el autor afirma que esta forma no se utiliza en oraciones adjetivas con antecedente afectado por la negación o sin artículo (p. 576). Pero precisamente ambas condiciones se localizan en el siguiente artículo (565) del *Código Penal*:

«En ningún caso se impondrá pena que resultare igual o superior a la que correspondería al mismo delito cometido intencionadamente».

Pero estos contraejemplos quizá se deban al hecho de que en estos textos tardíos ya no se utiliza con coherencia la forma aludida.

existencia de tales variantes facultativas. No extraña, por tanto, que examine con todo detalle las diferencias entre *cantara* y *cantase* y considere el autor las dos formas como correspondientes a unidades distintas (aunque próximas) en el sistema.

Sin embargo, con excepción de algunas construcciones en las que no hay concurrencia entre *cantara* y *cantase*, para la mayor parte de los hablantes (si no para todos) resulta indiferente el uso de una u otra forma (quizá también en la determinación de este fenómeno fuera útil la realización de una encuesta).

Hay otro aspecto al que conviene aludir; es el relativo a los giros o frases hechas. ¿Por qué utilizar *sea lo que fuere* y no *fuere lo que sea*? Molho afirma que estas frases hechas no se hacen como se quiere, que tienen una explicación. Y efectivamente la tienen, solo que tal explicación no suele pertenecer al sistema actual y vivo de la lengua, sino a un estadio caducado. Serían construcciones aprendidas en su conjunto y utilizadas con un cierto automatismo, que al estar al margen del sistema en un momento dado ya no se rigen por sus leyes, aunque en su creación originaria – en otro estadio de la lengua – se hayan formado inscritas dentro del sistema vigente.

En cierta medida, y en relación con las explicaciones expuestas, cabe aludir a un hecho epistemológico característico de la lingüística moderna y que ha sido denominado «privatización del conocimiento»¹⁰. Frente a los partidarios de la ciencia empírica que exigen resultados de validez universal, la lingüística moderna se funda en intuiciones particulares del investigador o del hablante – tanto para refrendar o negar la gramaticalidad de una expresión, como para explicar su significado – que con frecuencia no pueden hacerse extensivas a otros hablantes o investigadores. Y esto sucede en algunas de las exposiciones de Molho: se basan en la intuición – brillante – del autor, pero no todo el mundo podrá compartir esa intuición. Igualmente aparecen a lo largo del libro opiniones sobre la gramaticalidad de determinadas construcciones con las que no siempre estaríamos de acuerdo.

No pretenden estas observaciones discutir la coherencia del trabajo con los principios de los que parte, ni mucho menos disminuir los aciertos que el autor acumula en el estudio del modo y que son muchos. Citaremos, como ejemplo, la unicidad de la explicación del uso del subjuntivo en todas las oraciones subordinadas, la advertencia de que la variación temporal del verbo principal actúa en la conceptibilidad del subordinado, la observación de que un elemento léxico no verbal de la oración principal puede también actuar sobre el modo de la subordinada (p. 471), el análisis de la relación existente entre el artículo en la oración principal y el modo en la subordinada adjetiva (p. 475) y la lista podría ser mucho más larga.

En cuanto a las interpretaciones diacrónicas, que no son escasas en esta obra, vale la pena dedicar especial atención al examen de *cantara*, que por su entidad y detalle muy bien podría haber merecido un estudio aparte.

En el estadio más antiguo del español, según el autor, la forma en *-ra* indicaba completitud («un entero de incidencia agotada»): bien una decadencia *in toto* operada, bien decadencia virtual (esto es, un acontecimiento que no se ha producido en el pasado). Antes del siglo XIII se utiliza en la apódosis de las condicionales, pero no en la prótasis, pero a partir de ese siglo adquiere la facultad de presentarse en una mira hipotética decadente introducida por *si*.

La forma en *-se*, en el periodo más antiguo, siglos XII y XIII, reúne en sí dos imágenes sistemáticas: por una parte aporta la imagen de una extensión de pasado virtual mínima (solo recubre el plano del pasado); pero además puede penetrar en el futuro indefinidamente

¹⁰ Cf. JAMES W. NEY, *The decade of private knowledge*, *Historiographia Linguistica* 2 (1975), 143–156. Se refiere, sobre todo, a la gramática generativa transformacional.

incompleto. Funciona, por tanto, como las actuales formas simples y compuestas: la irrealidad (que requiere una imagen totalizadora) puede ser expresada en esa época con la forma en *-se* inmanente o trascendente.

En opinión de Molho, esta «sinapsis» o fusión que contiene la forma en *-se* es sustituida en el XIII por otra, en la cual, bajo la forma en *-ra* se unen las imágenes de un pasado (completo) de indicativo y de un pasado (también completo) de subjuntivo. La forma en *-ra* indica entonces la integridad de un acontecimiento consumado o la virtualidad de un acontecimiento también consumado. Esta «sinapsis» dura hasta el XV¹¹, cuando la forma en *-ra* deja de ser indicativa y pasa a significar un pasado íntegro virtualizado. Llega a ser solo subjuntivo, y como subjuntivo tiende a acrecentar su virtualidad y a evadirse del pasado. Hasta que en los siglos XVI y XVII se anula la impresión de completitud.

Nos parece muy acertada la interpretación de la primitiva forma en *-se*¹², pero, en cambio, no se advierte con claridad la fusión de indicativo y subjuntivo que a partir del siglo XIII supondría la forma en *-ra*. Si *cantara* incluye una imagen de subjuntivo – sin salir de la teoría que sobre el modo defiende el autor – ¿por qué esta forma no aparece con ideas mirantes hipotéticas hasta muy tarde? Claro está que Molho justifica su no aparición en oraciones subordinadas completivas con verbos que exigen subjuntivo en cuanto que tales construcciones suponen en la subordinada una posterioridad que contradice el «entero de incidencia agotada» de *cantara*. Pero existen otras construcciones con subjuntivo que en español medieval, hasta el siglo XIV¹³ por lo menos, solo aparecen con la forma en *-se*, sin que en ellas exista contradicción con la completitud de la idea mirada. Ello sucede en las oraciones introducidas por *como si* (*Despues fueron aluos et blancos como ssi del dia fuessen amassados, Egipciaca* 764), en oraciones adjetivas cuyo antecedente es afectado por la negación (*Yo nunca vy fermosa que quisyese pobreza, Hita* 508c) o en oraciones causales también con negación (*Mas esto non lo dizie el sinon con enfinta et non que touiesse en coraçon de lo complir, Crónica General* 378b, 19).

Sin embargo, *cantara* en algunas expresiones parece funcionar como un tiempo de indicativo, mientras que en otros casos – sobre todo, pero no únicamente, en oraciones condicionales – muestra una acción potencial o no real (tiene un significado muy similar el de la forma en *-ría*, o mejor, al de la forma en *-ría* compuesta). Teniendo en cuenta su analogía con esta forma¹⁴, es posible explicar el paso de *cantara* indicativo a subjuntivo a través de un estadio en que no es ni lo uno ni lo otro: carece de la no actualización de la idea verbal – propia del subjuntivo – y por ello no se subordina a ideas mirantes no actualizadoras,

¹¹ Como muestra de la evasión del pasado de *cantara*, el autor aduce su uso con la forma en *-ría* en la apódosis de las condicionales. El primer ejemplo que cita es de la *Celestina* (1499) (p. 603), pero hay ejemplos – raros – ya en el siglo XIII:

«Sy tan buenos non fueran oy seryen olvidados» (*Fernán Gonzalez*, 355c).

«E diol otrossi estonces esta ley: ... de si que coniuirasse a ella e dixiessen asi: que si ella tuerto non fiziera a su marido nin auie part en aquello quel dizien, quel non nuzrrien aquellas aguas amargas» (*General Estoria* I, 616, 2–4)

Y en estas construcciones la combinación con *cantaría* no supone la extracción de *cantara* del pasado.

¹² Habría de añadir también en la misma época la «sinapsis» de la forma en *-ría*, que suponía una doble imagen temporal de manera similar a *cantase*.

¹³ El primer ejemplo es del Infante don Juan Manuel en el siglo XIV, cf. LEAVITT O. WRIGHT *The -ra verb form in Spain*, Berkeley, 1932, p. 43.

¹⁴ Un fenómeno paralelo al antiguo paso de *cantara* al subjuntivo tiene lugar en la actualidad en una zona del norte de España, consiste en el uso de *cantaría* en lugar de *cantara* o *cantase*, cf. EMILIO RIDRUEJO «*Cantaría*» por «*cantara*» en la Rioja, *Berceo* 89 (1975), 123–134.

pero, a diferencia de los tiempos de indicativo, parece indicar la no realidad de la acción verbal. Y precisamente por concurrir en la expresión de tal significado sobre todo con *habría cantado*, es por lo que *cantara* tiende progresivamente hacia empleos cada vez más virtuales, más subjuntivos, primero sin salir del plano del pasado y luego, como indica Molho, adentrándose también hacia el futuro.

También es de interés el análisis de *cantara* indicativo del español moderno. Molho acierta a despegar estos usos recientes de la forma en *-ra* de su antecedente medieval y advierte que sólo se utiliza en oraciones subordinadas¹⁵. Plantea que siempre que dicha forma aparece con este valor indicativo hay en el discurso dos cronologías: una tética y otra hipotética, y a esta última corresponde *cantara*. Se trataría, en definitiva, de una conquista tardía del subjuntivo.

Es verdad que a veces este *cantara* indicativo del español actual posee algún matiz hipotético¹⁶, pero, desde nuestro punto de vista el problema es más complejo de lo que Molho da a entender. Si fuera una conquista del subjuntivo no se explica cómo tan solo se ha introducido la forma en *-ra* y no la forma en *-se* (que utilizada con el valor a que nos referimos es mucho más tardía y esporádica).

Este uso de *cantara* indicativo comienza en el siglo XVIII con clara intención arcaizante, es decir, quienes lo usan miran hacia el *cantara* medieval, aunque aquellos que hoy emplean esta forma ya no tengan dicho propósito. En la actualidad parece ser más utilizada en español de América y es probable que como resultado de la influencia gallego-portuguesa¹⁷.

El libro concluye con el estudio de las formas no personales del verbo. La teoría básica es también la de Guillaume: el verbo puede alcanzar al tiempo en incidencia o en decadencia. Cuando el verbo elude toda decadencia aparece el infinitivo; si ha entrado en decadencia en el tiempo descendente, resulta el gerundio; desprovisto ya de toda incidencia aparece el participio. Cabe destacar en este apartado el análisis del infinitivo y el examen de la relación de la categoría *persona* y el uso de los modos verbales.

Una interesante bibliografía de obras de orientación guillaumista y los índices (de materias y general) cierran la obra.

En resumen y conclusión, el trabajo que comentamos constituye una obra decisiva y fundamental en el estudio del verbo español, la más importante de las dedicadas recientemente al tema. Su gran mérito es el inscribir toda la descripción del sistema en el marco de una teoría unitaria, pretendiendo no dejar cabos sueltos. Sin duda, como toda obra de tesis quizá sea objeto de discusión, pero a partir de ahora nadie podrá trabajar en el campo del verbo español sin tenerla muy en cuenta.

Emilio Ridruejo

¹⁵ Aunque el uso de *cantara* es predominante en oraciones subordinadas, su empleo en oraciones independientes no es tan raro como cree el autor, cf. CHARLES N. STAUBACH, *Current variations in the past indicative uses of the -ra form*, *Hispania* 29 (1946), 361.

¹⁶ Este matiz cree advertirlo MANUEL CRIADO DE VAL, *Sintaxis del verbo español moderno*, Madrid, 1948, p. 164.

¹⁷ Cf. JERÓNIMO MALLO, *El empleo de las formas del subjuntivo terminadas en -ra con significación de tiempos del indicativo*, *Hispania* 33 (1950), 484–487.

Otra explicación distinta, basada en la teoría de Weinrich sobre el relieve de los tiempos narrativos, es la de HORST ROGMANN, *Zur indikativischen Funktion der Spanischen Verbform auf -ra*, *Iberoromania* 3 (1971), 163–173.